Cultur-Bilder

aus

dem jüdischen Leben in Galizien.

Neue Folge:

Von

Nathan Samuely.

1892.

Verlag von Robert Friese in Leipzig.

Expedition der „Israelitischen Wochenschrift" in Magdeburg.

Cultur-Bilder

aus

dem jüdischen Leben in Galizien.

Neue Folge.

Von

Nathan Samuely.

1892.

Verlag von Robert Friese in Leipzig.

Expedition der „Israelitischen Wochenschrift“ in Magdeburg.


Fundacji im. J. J. Michalskich
Ze zbiorów

Inhalt.



Das Gebetbuch.

Ich habe ein altes Gebetbuch, grau und verwischt, das wie ein runzliges Großväterchen aus der Reihe meiner modern aufgeputzten Bücher hervorblickt, mit zerschlissenen Täfelchen, abgeriebenem Rücken, in dem die dort aufgedruckten Buchstaben nur Ritzen und Vertiefungen zurückgelassen, aus welchen hie und da ein Fünkchen verblaßten Goldes hervorglimmt, — mit einem verschwommenen Randschnitt, der einst goldig war, jetzt aber keine Farbe mehr bekennt und mit plumpen, unbeholfenen Lettern, nach Art der frühern Typographie. O, es hat schon Geschlechter überlebt, dieses Gebetbuch! Alle jene Augen, die darin hineingeweint, sind längst schon vermodert im Grabe, aber Spuren von allen ihren Leiden und Freuden haben sie darin zurückgelassen, jene versunkenen Geschlechter, hier eine sinnige Inschrift, dort ein welkes Blättchen, und hier wieder die unverwischbare Spur einer Thräne, lauter beredte Zeichen, die die Todten vor mir heraufbeschwören, ihre starren Zungen lösen, daß sie über das Grab hinweg, dem spätesten Enkelkinde Geschichten erzählen aus alten, verklungenen Zeiten.

Mir ist es, so oft ich dieses Buch öffne, als trete ich in die geheiligten Hallen eines Ahnensaales ein. Auch hier entsteigen jedem Blatte längstverblaßte Bilder, die mich mit ihren seligverklärten Augen ansehen und es tönt und klingt wie ein Geisterruf aus dem Buche heraus und Gestalten werden lebendig, die lange schon im Schattenreiche weilen und mitten unter diesen drängen sich die verblichenen Bilder meiner Kindheit, wie Todte aus den Gräbern. . .

Mehrere jener Gestalten lasse ich hier aus dem Rahmen des Gebetbuches hervortreten.



Durch's Feuer.

„Wenn Du durch's Feuer gehst, wirst Du nicht verzehrt,
Und die Flamme kann Dir nichts anhaben."

Dieser Bibelsatz findet sich im Urtexte auf einem der Blätter meines Gebetbuches mit der Handschrift meines Vaters, wobei auch das Tages- und Jahresdatum nicht fehlt: den dreiundzwanzigsten Tag im Monate Elul, im Jahre sechshundertfünf nach jüdischer Zeitrechnung.

Dasselbe Blatt aber, auf welchem jener Bibelsatz mit der Handschrift meines Vaters zu lesen ist, ist ganz russig und angeraucht, als hätte die Feuerzunge es einmal schon berührt und durch eine wunderbare Fügung wieder verschont. . .

Fürwahr so ist es auch! Einen Augenblick nur und dieses Buch war ein Raub der Flammen, aber rechtzeitig erfaßte es eine rettende Hand, die es dem Verderben entriß. Dieselbe Hand aber entriß damals auch mich dem Feuerschlunde, der mich gierig zu verschlingen drohete. Jene Bibelstelle erinnert mich also ewig daran, daß eine gewisse Zusammengehörigkeit mich mit meinem Gebetbuche verknüpft, daß wir beide einem und demselbem Manne das Dasein zu verdanken haben.

Ich selber erinnere mich freilich nicht an jenen Vorfall, da ich ja damals kaum ein Jahr alt war, aber meine Eltern erzählten es mir sehr oft, wobei sie mir die Brandstelle in meinem Gebetbuche zeigten, die auch jetzt mir vor Augen ist und mir zuzurufen scheint: „Wir beide gehören zu einander!"

Das trug sich nach der Erzählung meiner Eltern in folgender Weise zu:

Es war am ersten Tag der Selichot*), an einem jener

*) Betwoche vor dem Neujahrsfeste.

Tage, die eine feierliche Ouverture für die hohen Festtage bilden. Der Jude steht an diesen Tagen mitten in der Nacht auf und eilt mit Weib und Kind in die Synagoge, um seine heißen Gebete zum nächtlichen Himmel hinaufzusenden, der so schwarz und düster auf die Erde herunterschaut, wie auf ihn sein nachtvolles Geschick und seine tausendjährige Leidensgeschichte.

Wer noch heute Gelegenheit hat jene Tage in einem kleinen Städtchen Galiziens zu verleben, der genießt ein Schauspiel, das gewiß nicht verfehlt, einen tief ins Herz zu treffen. Schon einen Tag vor dem Beginne jener Selichottage, sieht man die Leute wie düstere Schatten umherhuschen mit gesenkten Häuptern, trüben Blicken und ernsten, ja ängstlichen Mienen, als befände man sich unmittelbar vor dem jüngsten Tage. Allerhand Vorbereitungen werden für den Empfang dieser weihevollen Mitternachtsstunde getroffen. Männer und Frauen eilen zum „Packenträger"*), der heute vor dem Eingange der Synagoge seine Bude aufgeschlagen, um sich bei ihm mit allerhand heiligen Utensilien zu versehen mit Selichos, Mesuses, Zizis**) und sonstigem heiligen Kram. Auch Laternen und bunte, in Rollen zusammengewickelte Wachskerzen, werden heute in den Handlungen gekauft, zum Gebrauche für die nächtlichen Gänge in die Synagogen. Junge und alte Frauen besorgen in aller Eile ihre eigens für diesen Tag bestimmten Toiletten: Haarbänder und schwarze Seidentücher, denn aller Schmuck ist in diesen Tagen verbannt und die Stelle der Stirndiademe nehmen schwarze Tücher ein, mit welchen die Frauen ihre Köpfe umwickeln. Aus allen Bethäusern dringen den ganzen Tag, ohne Unterlaß die schrillen Töne des Schofer; hier und dort auch die feierlichen Gesänge der hohen Feste. Die Funktionäre der Gemeinde nämlich, die Vorbeter und Schoferblaser, verweilen dort während des ganzen Monates Elul ganze Tage und Nächte und halten mit ihren Chorknaben, die „Unterhelfer" genannt, Proben auf Proben ab, daß es weit in die Gasse hinaushallt. — Ganze Schaaren

*) Eine Art jüdischer Buchhändler.
**) Gebetbücher, heilige Thürkapsel und Schaufäden.

sieht man in den Straßen dem rituellen Tauchbade zuströmen wo sie hastig die gelockerten Kleider abschütteln und dutzendweise in das trübe Gewässer der Zisterne sich versenken.

Schon mit Sonnenuntergang wird heute in allen jüdischen Häusern Nacht gemacht, so daß in der achten Abendstunde kein Fuß eines Juden mehr in der Gasse zu treffen ist. Alle liegen sie bereits in den Betten und erwarten pochenden Herzens die feierliche Mitternachtsstunde, in welcher der Schulklopfer sie mit zwei Hammerschlägen gegen das Hausthor, aus dem Schlafe weckt. Um jeden Augenblick zum Aufbruche bereit zu sein, unterlassen sie es heute, sich vor dem Schlafengehen der Kleider zu entledigen. Die Frauen, die mit besonderer Aengstlichkeit darüber wachen, den Augenblick des Aufstehens nicht zu verpassen, schlafen diese Nacht, man könnte sagen, nur tropfweise. Fast jede fünf Minuten fahren sie erschreckt aus dem Schlafe empor, in der Meinung, daß man soeben angeklopft hat, und alarmiren das ganze Haus, man solle nur rasch in die Synagoge eilen, denn es sei bereits schon die höchste Zeit. In jenen jüdischen Häusern gar, in denen es an einer Uhr fehlt, geschieht es oft, daß die ganze Familie schon um elf Uhr aufbricht und in die Synagoge eilt, wo sie jedoch vom Nachtwächter erfahren, daß die Nacht erst im Beginnen sei, so daß sie wieder den Weg zurück nach Hause machen und sich wieder in die Betten begeben, um aufs neue jede fünf Minuten erschreckt aus dem Schlafe emporzufahren. Das geht so ab und zu, bis endlich die Hammerschläge sich wirklich vernehmen lassen mit dem feierlichen Rufe des Synagogendieners: „Geht nach frommem Gebot, dienen dem lebendigen Gott!“ da wird es auf einmal lebendig in allen Ecken und Enden der Stadt. Aus allen Häusern drängen sich ganze Schaaren von Männern, Frauen und Kindern, alle mit angezündeten Laternen und Wachskerzen in den Händen, und da regt und bewegt es sich geisterhaft durch die Nacht, huschende Lichter und flüsternde Stimmen, geheimnißvolle Schaaren, die in die Nacht hinausziehen, um den Himmel mit ihren Gebeten zu stürmen!

Aber noch andere Wesen giebt es in der Stadt, die

diese Nacht große Vorkehrungen treffen. Alle Strolche und Verbrecher der Stadt nämlich, die für ihr umheimliches, lichtscheues Handwerk kaum je einen geeigneteren Zeitpunkt finden. Leeren sich ja die jüdischen Häuser ganz von ihren Bewohnern so daß sie diese Nacht sich selber überlassen bleiben, und wann ist die Zeit günstiger zum Stehlen und Plündern als heute? Kaum daß in den Gassen die nächtliche Ruhe wiederkehrt, schlüpfen sie aus ihren Mördergruben und machen sich mit ihren höllischen Werkzeugen über die Häuser her. So manche Familie kehrt früh morgens von der Synagoge zurück und steht entsetzt vor einem ausgeplünderten Hause, das man ihnen zurückgelassen. Fast kein Jahr verstreicht, daß man nicht um diese Zeit von Diebstählen und Plündereien hörte, die an jüdischen Häusern begangen wurden, aber das Jahr hat zwölf Monate und bis diese wieder um sind, vergißt man unter so manchem Unbill des vergangenen Jahres, auch dieses. Uebrigens ist ja das Herz dieser Armen von einem solchen Schrecken erfüllt vor den herannahenden „furchtbaren Tagen“, wie sie die hohen Feste nennen, daß neben diesem eine andere Furcht gar nicht mehr aufkommen kann, und so überlassen sie immer auf's Neue in jener Nacht ihr Hab und Gut dem Schutze des Zufalles, was jedes Jahr die Strolche der Stadt sich zu Nutzen machen.

In jener Nacht, von der ich erzählen will, ging es nicht anders zu. Auf den doppelten Hammerschlag und den feierlichen Ruf: „Geht nach frommem Gebot, dienen dem lebendigen Gott!“ eilten Vater, Mutter und alle Hausleute um zwei Uhr Nachts in die Synagoge. Das ganze Haus und alles was darin war, überließ man der Amme, die in der Nähe der Wiege des Kindes gebettet war. Da geschah es, als man gerade in der Synagoge mitten im vollen Zuge des Gebetes sich befand und der tausendstimmige Ruf ertönte: „Erhöre, o Gott, unser Flehen!“, daß plötzlich die Thüre aufgerissen wurde und der Nachtwächter mit dem Schreckensrufe in die Synagoge pralte: „Rettet Eure Häuser, sie brennen!“

Anfangs schien Alles bei diesem Rufe wie erstarrt,

aber man ermannte sich bald, und Kopf über Kopf stürzten sie alle durch die enge Thür der Synagoge in einer wilden, aufgelösten Flucht auf die Gasse hinaus mit dem Rufe: „Es brennt, Gewalt, es brennt!“

Draußen wuchs die Verwirrung zu einer Todesangst, denn hier vermißte der Mann seine Frau, da die Mutter ihre Kinder, und hier wieder blutete manche Frau an beiden Ohren, von denen soeben eine räuberische Hand die Ohrgehänge heruntergezwickt hat. Die Gassen und die Straßen, die von Minute zu Minute mit einer größeren Menschenmenge sich füllten, waren gehüllt in Tageshelle, beleuchtet von den Dächern, die über den Häusern wie unheimliche Fackeln hinaufloderten. Knitternd flog es jedesmal wie eine neue Rakete durch die Luft, von einem Dache bis in das zweite Ende der Stadt auf ein zweites Dach hin und schon zuckte auch dieses in hellen Flammen empor. Mitten in dem Knistern und Knastern des entfesselten Elementes, das wie eine Furie über die Dächer tanzte, ertönte jedesmal das Geheul der erschreckten Menschenkinder: „Rettet, habt Gott im Herzen, rettet!“

Als der Vater und die Mutter in wirrer Verzweiflung vor ihrem Hause anlangten, fanden auch sie das Dach auf demselben in loher Flamme emporflackern, aber sie hatten keine Zeit, dieses nur einen Augenblick zu beachten, denn sie gewahrten vor sich die Amme ihres Kindes, halbnackt und mit wildaufgesträubten Haaren, die ein zusammengerolltes Polster gegen ihr Herz drückte.

„Um Gotteswillen, wo ist das Kind?“ fuhr sie die Mutter an.

„Unglückliche, wo ist das Kind?“ schüttelte sie der Vater heftig an den Schultern.

Die Amme schien sie nicht verstanden zu haben, denn sie sah sie starr an und drückte noch mehr das Polster gegen ihr Herz, als wollte sie sagen: „Da ist es ja!“

Die Unglückliche hatte, als sie so plötzlich durch den Lärm aus dem Schlafe emporfuhr und das Dach über ihrem Haupt in Flammen sah, in ihrer Verwirrung statt nach dem Kinde, nach einem zusammengerollten Polster gegriffen,

mit dem sie, in der vollen Ueberzeugung, daß sie das Kind in ihren Armen hält, auf die Straße sich hinausrettete.

Die Mutter rang in wilder Verzweiflung die Hände und machte den Versuch, sich in das brennende Haus zu stürzen, aber die vor demselben mit geladenen Gewehren wachthabenden Soldaten warfen sie zurück. Bereits war das Hausthor zu Asche verbrannt und der Rahmen desselben bildete einen Feuersaum, der in Millionen Funken sprühete. Durch die Fenster sah man schon einzelne Flämmchen in den inneren Räumen emporprasseln. Auch dort griff das Feuer bereits um sich. Wiederholt machte die Mutter den verzweifelten Versuch, in das brennende Haus einzudringen, aber sie wurde immer auf's Neue von den Soldaten zurückgeworfen. Ihr Geheul glich dem einer Wölfin, der man die Jungen geraubt. Niemand jedoch gedachte mehr an der Rettung des Kindes. — Wie war das auch möglich? Wer wird sich dem sichern Tode in den Rachen stürzen?

Da tauchte plötzlich vor den entsetzten Blicken der Menge eine Gestalt in den innern Räumen des Hauses auf, die fahl von den wilden Flammen beleuchtet, wie eine überirdische Erscheinung sich ansah. Wer diese war, Niemand erkannte sie; woher und durch welche Seite sie in das brennende Haus hineingelangte, da ja dieses von Soldaten umringt war — Niemand wußte es. Durch die Fensterscheiben sah man sie in den innern Räumen umhergehen, während die Flammen sie von allen Seiten umzüngelten. Nur ein Augenblick und die Gestalt war plötzlich verschwunden. Ein Regen von Millionen Funken stäubte auf einmal von der Zimmerdecke herunter. Starrer Schrecken erfaßte alle Umstehenden, man ahnte mit Entsetzen, daß der Arme dort jetzt zu Kohle verbrennt. Da tauchte plötzlich jene Gestalt wieder auf mitten in dem feuerumsäumten Rahmen des Hausthores, und zwar diesmal nicht allein, sondern in dem einen Arm mit einem Kinde, das angeregt durch die lustigen Flammen, lachend und johlend mit beiden Händchen um sich ausgriff, und unter dem zweiten Arm ein altes Gebetbuch, an dem noch einige glimmende Funken hafteten.

Jene Gestalt war mein Vater, der durch eine unbewachte Stelle, ohne von Jemandem bemerkt zu werden, in das brennende Haus hineinschlüpfte, um sich sein Kind zu retten, das er wunderbarer Weise sanft schlafend in der Wiege gefunden hat, während die Flammen bereits hier und dort vom Fußboden nach der Zimmerdecke emporzuckten. Das alte Gebetbuch entriß der Vater dem Feuerschlunde, als er mit dem Kinde auf dem Arme an dem Tisch vorbeieilte, auf dem jenes Gebetbuch soeben von einem Feuerzünglein beleckt zu werden anfing.

* * *

Das entfesselte Element hatte damals mehr als die Hälfte der Häuser in der Stadt verwüstet und in Asche gewandelt, so daß gar Viele damals obdachlos geblieben sind. Auch der Vater büßte damals den größten Theil seines Vermögens ein, doch für alle Schäden fand er reichen Trost und Ersatz in seinem Kinde, das er vom Tode gerettet. — In das alte Gebetbuch, das durch eine und dieselbe rettende Hand und in einem und demselben Augenblicke dem Feuer entronnen ist, schrieb der Vater noch an demselben Tage jene denkwürdigen Worte der heiligen Schrift ein:

„Wenn Du durch's Feuer gehst, wirst Du nicht verzehrt,
Und die Flamme kann Dir Nichts anhaben!“



Gotteshilfe.

„Gotteshilfe kommt in einem Augenblick."

Vergilbt und verschossen ist die Tinte mit welcher dieser Bibelsatz auf der vierundsechzigsten Seite meines Gebetbuches geschrieben ist.

Was auch Wunder! Die Hand meines Großvaters war es noch, die zur Erinnerung eines denkwürdigen Erlebnisses, vor mehr als einem halben Jahrhundert diese Worte niederschrieb.

Mein Großvater nämlich, dessen Namen ich führe, war als einer der bedeutendsten Kaufleute des Continents bekannt. Seine Rechtschaffenheit und Biederkeit in Handel bund Wandel zeichneten ihn überall aus. Die Regierung betraute ihn mit allerhand Lieferungen, die er für die kaiserlichen Kasernen und Spitäler besorgte. Seine Pünktlichkeit im Erfüllen seiner Pflicht brachte ihm auch viele ehrenhafte Auszeichnungen ein.

Da kam das Jahr 1833. Die Polen bäumten sich gegen das Joch auf, daß sie eine zeitlang in Demuth getragen und fingen an, laut mit ihren Ketten zu rasseln. Wie auf ein gegebenes Zeichen brach auf einmal in allen Städten Polens die Empörung aus. Manifeste wurden laut verkündet, Proklamationen und Aufforderungen an das Volk, die Abgaben der Steuern zu verweigern, den Nacken nicht länger unter fremdem Joche zu beugen, denn die Zeit der Freiheit ist nahe, die Zeit der Wiederherstellung des polnischen Reiches.

Um jene Zeit erhielt auch meine Großvater die Weisung von der provisorischen Nationalregierung, alle weitern Lieferungen für die bisherige Regierung einzustellen und als Sohn Polens fortan seine Kraft dem Vaterlande zu widmen und für das nationale Heer Lieferungen zu besorgen.

Eine Weile nur gerieth der Großvater bei Uebernahme jener Zustellung in Verwirrung, aber sein Pflichtgefühl siegte in ihm, und ohne jenem Auftrage weiter irgend welche Beachtung zu schenken, fuhr er fort seiner Verpflichtung der Regierung gegenüber nachzukommen.

Inzwischen aber nahm die Empörung eine immer bedrohlichere Gestalt an. Auf allen Dachzinnen und Thürmen wehten Nationalfahnen, so daß die Stadt einem buntbewimpelten Häusermeere glich. Eine siegesjauchzende Menschenmenge, alle die Hüte mit Kokarden geschmückt, durchbrauste wie die Sturmfluth die Gassen, laut die polnische Nationalhymne singend — die königlichen Adler wurden von den Aemtern niedergerissen, die Beamten mit Schmach und Hohn davon gejagt, die Stadtkassen überfallen und geplündert. Furiengleich raste die Revolution über das Land.

Da geschah es um jene Zeit, daß der Großvater eines früh morgens, just zur Zeit als er das Morgengebet aus seinem Gebetbuche verrichtete, neben sich auf dem Tische ein Aktenstück gewahrte, das geheimnißvoll, wie aus den Wolken heruntergefallen zu sein schien. Das Aktenstück war mit dem Siegel der Nationalregierung versehen. Das Staunen des Großvaters verwandelte sich in Todschrecken, als er das Aktenstück erbrach und an dessen Spitze einen gemalten Galgenblock gewahrte, worauf folgende Zeilen zu lesen waren:

„Falls Sie nicht noch heutigen Tages sich erklären, unserm bereits ihnen ertheilten Auftrage Folge zu leisten, sind Sie innerhalb zweier Tage eine Leiche.“

Solche Drohungen waren zur damaligen Zeit sehr ernst zu nehmen. Viele, die solche nicht beachten wollten, sanken von einem heimtückischen Dolch getroffen, mitten auf offner Straße todt zusammen, wurden in entlegenen Straßen erhängt oder in ihrem Bette erdrosselt.

Sich länger widersetzen, hieße das Leben unnütz verwerfen. Noch an demselben Tage legte daher der Großvater vor der provisorischen Regierung die Erklärung ab, daß er bereit sei, sich ihrer Anordnung zu fügen.

Von jenem Tage angefangen, besorgte der Großvater

allerhand Lieferungen für das nationale Heer, was jedoch nur eine sehr kurze Zeit andauerte.

Blos eine kurze Zeit sah die Regierung mit müßigen Händen diesem tollen Treiben zu, wie etwa ein Riese dem Schäumen und Wüthen eines Zwerges, endlich raffte sie sich wie ein Sturm auf und das Siegesjauchzen der Empörer verwandelte sich in Angstschrei und Zähneklappern. Zu Hunderten wurden sie in den Kerker geschleift, die Blüthe des polnischen Adels knickte unter roher Henkershand zusammen und der heimathliche Boden trof reichlich vom Blute seiner besten Söhne.

Auch dem Großvater waren schwere, düstere Tage vorbehalten. Die Regierung begnügte sich nicht damit die Häupter der Revolution zu zertreten, vielmehr sollten alle die mittel- oder unmittelbar bei dem Aufstande sich betheiligt, der schweren Strafe des Todes anheimfallen. Sie wollte gleichsam den Giftbaum der Empörung mitsammt den Wurzeln ausrotten, für die spätesten Nachgeschlechter ein warnendes abschreckendes Beispiel geben.

Der Scharfrichter hatte damals die Hände voll zu thun.

Auch der Großvater sollte nicht verschont bleiben.

Wie es in jenen Schreckenstagen üblich war, verkündete ihm der Richter, ohne ihn lange in Verhör zu nehmen, das Urtheil mit den Worten:

„Als Mitbetheiligter beim Aufstande, durch die Dienste, die sie demselben geleistet, sind Sie zum Tode mittelst Pulver und Blei verurtheilt!“

„Und wenn ich aber zu jenen Dienstleistungen durch tödtliche Drohungen gezwungen wurde?“ fragte der Großvater, den selten sein Muth verließ.

„Wie, durch Todesdrohungen?“

„Einfach, ich wurde vom Nationalkomitee mit dem Tode bedroht, falls ich mich widersetzen werde, was ich thatsächlich eine Zeit lang gethan habe.“

„Das würde freilich die Sache ändern,“ erwiederte der Richter, „aber auf bloße Worte geben wir nichts, wir müssen Atteste in Händen haben!“

„Ja, ein solcher Drohbrief, versehen mit dem Siegel der Nationalregierung, findet sich unter meinen Papieren.“

„Dann verschieben wir die Vollziehung der Strafe noch auf zwei Wochen, damit die Ihrigen inzwischen Zeit genug haben jenes Dokument aufzufinden; jedenfalls aber bleibt Sie bis dahin bei uns hinter Schloß und Riegel.“

Der Großvater gab sich mit diesem Ausspruche zufrieden, auch seine Familie war über diese glückliche Wendung der Dinge hocherfreut, denn thatsächlich kam ja auch dem Großvater ein solcher Drohbrief zu und bei seiner Ordnungsliebe durfte man keinen Augenblick daran zweifeln, daß jener Brief gewiß unter seinen Papieren sorgfältig aufgehoben ist.

Sofort begann man zu Hause unter den Papieren zu suchen, vorsichtig, jedes noch so unbedeutsame Zettelchen bedachtsam öffnend und lesend. Verjahrte, vergilbte und längst im Archiv vergrabene Papiere tauchten wieder auf die Oberfläche, doch das was man suchte ließ sich nirgends blicken.

Dadurch etwas beunruhigt, fing man mit erneuter Kraft zu suchen an, immer nervöser, immer fieberhafter. Alle Schubläden flogen auf und zu, jedes Stückchen Papier machte den Gang durch zehn Hände. Die Fächer, die Schränke leerten und füllten sich wieder — doch vergebens!

Mit immer steigender Angst ging das Suchen vor sich. Man stöberte überall herum, warf alle Schränke neuerdings auseinander. Man wühlte in allem Möglichen und Unmöglichen. Mit fieberhaft brennenden Händen warf man einander die Dinge zu, zum nochmaligen Beschau, doch weiß Gott, das Gesuchte ließ sich just nicht finden!

Kalt rieselte es Allen über den Rücken, ein Tag und eine Nacht waren bereits vorüber.

Und immer hastiger und stürmischer ging das Suchen vor sich — Schränke, Betten, Stühle, alle Hausgeräthe wurden zerlegt, auseinander geschraubt, alle Düngerhaufen zerwühlt und durchsiebt, man riß die Dielen vom Fußboden herunter — umsonst, alles umsonst!“

Inzwischen verrann Tag nach Tag. Mit jedem Tage

wuchs das Entsetzen. Es war als sehe man den Tod mit langgestreckten Beinen immer näher heranrücken.

Eine Woche war bereits dahin — Angst sträubte Allen das Haar — nur noch sieben Tage!

Convulsivisch arbeitete es aus allen heraus. Das war kein Suchen mehr, sondern ein Werfen, Schleudern, Hacken und in die Wände graben. Das Gesuchte hätte hundertmal vor Augen kommen mögen, man hätte es dennoch nicht erkannt. Alle waren wahnsinnig, geblendet, so daß die Dinge wie Grablichter vor den Augen tanzten.

Und wieder ein Tag und wieder ein Tag!

In den letzten Tagen fühlten sich Alle gebeugt, gebrochen, der Kopf hohl und leer — es war als hätte der Schmerz seine Spannkraft verloren. Stieren Auges saßen sie Alle mit verschränkten Händen in dumpfer Betäubung.

Aus diesem stumpfsinnigen Zustand riß sie auf einmal die Erinnerung auf, daß nur noch zwei Tage für sie übrig blieben. Einmal müßten sie ihn ja doch noch sehen, den Unglücklichen, und koste es auch das Herzblut. Sein Leben hat ja nur noch Stunden zu zählen.

Das war ein Gang, schauriger, grausiger als in das Grab.

Mit stummem, fragendem Blicke sah der Großvater die Seinigen an, als sie zu ihm in die Kerkerzelle traten.

Was hätten sie ihm nur antworten sollen? Stiere Augen und händeringende Verzweiflung waren die Antwort.

Der Unglückliche ließ den Kopf auf die Brust sinken.

„Und so will es denn Gott, daß ich unschuldig sterben soll!“ stammelte der Aermste, erdfahl im Gesichte.

Nun, so sei es denn!“ rief er dann wieder, mit dem letzten Muth der Verzweiflung „Gottes Wille geschehe. Jetzt aber heißt es, an die letzte Stunde denken. Eile nur jemand von Euch nach Hause, um mir meinen Betsack herzubringen, denn in meinem Bet-Talar bekleidet will ich meinen letzten Gang machen und aus meinem Gebetbuche will ich mein letztes Gebet verrichten.

Bevor eine vierte Stunde vorüber war, hatte der Großvater seinen Betsak vor sich.

Bedächtig zog er seinen Betmantel aus dem Betsak hervor, dessen Schaufäden er sorgfältig nachzählte. Darauf rollte er die Gebetriemen auseinander, nachdem er auch damit fertig war, holte er aus einer Lederschachtel sein Gebetbuch. Kaum jedoch daß er dieses öffnete, glitt aus demselben etwas wie ein Papier zu Boden, und zu gleicher Zeit entfuhr dem Großvater der jähe Freudenruf: „Kinder ich bin gerettet!

Das aus dem Buche herausgefallene Papier war eben jener Drohbrief.

„Was darauf geschah“, führte mein gottseliger Vater aus, der mir diese Begebenheit als Selbsterlebtes mittheilte, „weiß ich kaum selber mehr, wir waren ja alle wie von einem Taumel ergriffen, aber noch jetzt glaube ich die Freudenrufe zu hören, mit welchen der in so wunderbarer Weise Gerettete von allen Seiten begrüßt wurde, und die jauchzende Menge zu sehen, die ihn aus dem Gefängniß nach Hause begleitete.“

An demselbem Tage noch schrieb der Großvater auf der vierundsechzigsten Seite des Gebetbuches, aus welchem das ihn rettende Papier herausgefallen, jene denkwürdige, zu mir noch heute sprechende Inschrift ein: „Gotteshilfe kommt in einem Augenblick!“



Das Blättchen.

In meinem Gebetbuche liegt ein dürres, welkes Blättchen, so alt und vergilbt, daß nur noch deren Fäserchen es erkennen lassen, daß es einst zum Pflanzenreiche gehörte.

Dieses dürre, welke Blättchen war vormals ein duftiges, farbenreiches Feldblümchen.

Ein schönes Stückchen Zeit liegt dazwischen, so weit und so lang, daß mir die Augen trüb und feucht werden, wenn ich darauf zurückblicke.

An die fünfunddreißig Jahre sind daran. Ich war damals so ein kleiner fünfjährige Wildfang, der auf seinen flinken Beinchen im Zimmer sich herumtummelte. Das Zimmer war ja auch die einzige Welt, die ich kannte, denn es war damals Winter, und das Muttersöhnchen mußte die ganze Zeit über wie ein Vogel im Käfig bleibe. Wenn ich mich sattsam im Zimmer herumgekugelt habe, abwechselnd mir mit Lärmen und Weinen die Zeit kürzte, stellte ich mich zum Fenster hin und gaffte die Frostblumen an, die über und über das Fenster bedeckten. Nicht gering war mein Staunen, als ich sah, daß diese Blumen sich in einzelne Tropfen lösten, wenn ich meinen Mund an sie drückte. Und wie sie eins über das andere die Scheibe herunterkollerten, diese blinkenden Wassertröpfchen! Aber da war auch auf einmal ein Stückchen Scheibe frei und durchsichtig geworden, durch welches ich mir die Welt draußen ein bischen besehen konnte. Siehe, da war Alles weiß, die Erde war mit einer blanken Silberdecke überzogen, und drin flimmerts und glitzerts, wie Millionen Sternchen. Auch die Bäume waren weiß, stechend weiß, nur der Himmel war grau und häßlich, als wäre er viele, viele Tage nicht gewaschen worden. Aber Tag nach Tag verstrich, und da geschah es in einem jener Tage, daß alle Frostblumen sich auf einmal in lauter

Wassertropfen lösten, denn jetzt drückte die liebe Sonne ihren Mund an das Fenster, die Welt lag auf einmal vor mir offen, ich konnte sie mir durch die ganz frei gewordenen Scheiben nach Herzenzenslust ansehen. Was war sie aber schön, die liebe Welt! Da plätscherts überall munter dahin hüpfende, tanzende Bächlein. Und die Erde — die war ja gar nicht mehr mit jener Decke überzogen. Nur hier und dort lag noch ein Stückchen Weißes, aber auch dieses schmolz zusehens weg. Inzwischen nahm immer und immer die Welt eine andere Gestalt an. Dort wo früher das Weiße lag, wars auf einmal grün, daß ich mich nicht satt daran sehen konnte. Die Bäume streckten vor sich ihre Zweige hin, und je mehr das geschah, um so grüner wurden sie, bis sie über und über mit Blätter bedeckt waren. — Und wie das rauschte und flüsterte! Aus dem hellen, freundlichen Grün flüsterts jedesmal mit einem lieblichen Zwitschern empor ein lustiges Vögelchen. Und wie es in die blaue Luft emporschwebte, höher und höher, bis in den Himmel hinein. Und der Himmel, wie sieht auch der aus, so sonnig und blau und rein, daß ich wie durch mein Fensterchen bis zum lieben Gott hinaufblicken konnte. Ja, sie hatte recht meine Gespielin, die kleine Muschu, die gesagt, daß der liebe Gott seinen Himmel säuberlich waschen ließ und aus ihm alle grauen Fleckchen herausgeputzt, und daß es deshalb gestern den ganzen Tag von oben heruntertropfte.

Um jene Zeit erhielt ich auch mein erstes Sommermandürcheu, Röckchen und Höschen, und da war es gar possirlich anzusehen, wie der kleine vierjährige Dandi, das Hütchen stutzerisch auf der Seite verschoben, mit beiden Händen in den Hosentaschen, im Zimmer auf und ab stolzirte.

Da trat just damals mein Vater auf mich zu und fragte mich:

„Kind, liebes, willst Du mit uns mitgehen?“

Sofort flogen beide Hände aus den Hosentaschen und klaschten lustig aneinander.

„Ja, ja“, jubelte ich, zum Vater emporkletternd. „Ich gehe, ich gehe — und wohin gehen wir, lieb Vaterleb?“

„Zu unsern Lieben.

Zu unsern Lieben. — Was kümmerte es mich, wer diese Lieben sind? Ich werde in die liebe Sonne gehen, unter dem blauen, reingewaschenen Himmel, wo der liebe Gott wohnt, werde mir die Vöglein mit den goldnen Flüglein ansehen, die lustigen grünen Bäume, die schöne, lachende Welt, Alles, Alles, was ich durch das Fenster schon so schön gefunden — ich hüpfte, ich tanzte, ich war trunken vor Freude.

Von Vater und Mutter geführt, trat ich das erste mal in die freie, offene, grüne Welt. — Was war das für ein herrlicher Gang! Auf allem lag die liebe, goldene Sonne, auf dem saftigen Grün, auf den blätterreichen Bäumen, auf allem was lebt und schwebt, und als wir gar unter den Bäume kamen, da that es mit uns die liebe Sonne, wie ich mit der kleinen Muschu, sie scherzte und spielte mit uns Verstecken. — Bald war sie nicht zu sehen, bald wieder schlüpfte sie von irgendwo hervor und legte sich in breiten Strahlen vor uns nieder, dann husch war sie verschwunden, bevor wir uns jedoch versahen, brach sie schon wieder aus ihrem Verstecke hervor und jetzt gar schüttelte sie tausend flimmernde, tanzende Sternchen uns zu Füßen aus — grüne, rothe, blaue, goldene, immer mehr und mehr, daß es gar nicht enden wollte. Ich streckte beide Hände aus und sie waren voll von ihnen, aber fassen konnte ich sie dennoch nicht, denn als ich die Hände zu Fäuste schloß, fühlte ich sie wieder leer. Ich wußte gar nicht, wie sie mir entschlüpfen konnten, jene schönen, blinkenden Spiegelchen.

Inzwischen befanden wir uns auf einem weiten, grünen Rasenplatz, der von Brettern um und um eingezäunt war. Der Rasenplatz bestand aus lauter kleinen Erhöhungen, so daß Hügelchen an Hügelchen grenzte, alle mit hochaufgeschossenem Gras überwuchert und auf jedem war ein Stein zu sehen, bemalt und mit glitzernden Buchstaben übersäet. Auch fehlte es nicht an Bäumen, die mit ihren herabhängenden Zweigen jedes Hügelchen überschatteten. Auch bunte Vögelchen waren da zu sehen, die mit ihren goldenen Köpfchen aus dem Blätter-gebüsch hervorlauschen.

Hier und dort ließ sich hinter einem Steine ein leises Murmeln, wie das einer kläglichen Stimme vernehmen.

Vor eines der Hügelchen stellten sich auch Vater und Mutter stehen und beteten stille aus einem Buche, das sie sich mitgebracht haben.

War es die friedliche Ruhe, die hier herrschte, oder waren es die summenden Gebete meiner Eltern — ich weiß es selber nicht; aber etwas thauete in mir auf, was ich nie früher fühlte — es entwirrte sich etwas wie ein Knäuel in dem Innern des Kindes, der in Fragen sich lösen mußte.

„Vater“ drängte es sich aus mir heraus, „wo waren denn alle die Vögelchen die ganze Zeit?“

In wärmeren Ländern“, erwiderte der Vater, „ja viele schliefen volle sechs Monate.“

„Schliefen“, wiederholte ich, „und wer hat sie aufgeweckt?“

„Der liebe Frühling, den Gott zur Erde geschickt“.

„Der liebe Frühling“, sah ich den Vater groß an, „wer ist dieser liebe Frühling?“

„So nennt sich die jetzige Jahreszeit“.

Es wollte mir gar nicht in den Kopf hinein.

„Hm“, machte ich befremdend, „und woher kommen die Gräschen alle?“

„Aus der Erde?“

„Und wer hat sie denn aufgeweckt?“

„Auch der Frühling“.

„So“, sagte ich nachsinnend, „und was sind denn alle diese Bergelchen hier?“

„Hier wohnen unsere Lieben“.

Ich fühlte es mir eng im Kopfe werden.

„W . . was — hier?!“ schrie ich verwundert, „das ist ja nicht möglich!“

„Ja Kind, es ist schon möglich!“

„Und werden wir sie sehen, die Lieben?“

„Einst — ja“, erwiderte er endlich.

„Wann?“

„Einst, ich kann's Dir genau nicht sagen, Kind!“

„Aber ich will's wissen", stemmte ich mich mit dem Eigensinn eines verzogenen Kindes.

„Ich weiß es selber nicht — aber einst", begütigte mich der Vater.

„Nein", beharrte ich mit dem Fuße stampfend, „ich will jetzt — jetzt will ich's!"

„Jetzt schlafen sie", betheuerte der Vater.

„Was — sie schlafen — unten?" fragte ich immer verwundeter — „und wann stehen sie auf?"

„Einst, Kind!"

„Aber warum sind die Vögelchen schon aufgestanden? — Wie heißt er der sie aufgeweckt?"

„Der Frühling!"

„Und warum weckt er nicht auch sie, die Lieben, auf?"

„Er wird sie schon aufwecken", vertröstete mich der Vater. Und um von dem Ueberschwall meiner Fragen sich los zu machen, fing er wieder zu beten an.

Ich schüttelte einige Mal das Haupt. So räthselhaft hat der Vater noch nie zu mir gesprochen — Lieben? Wer sind diese Lieben? Wie ist es möglich, daß sie unter diesen Bergelchen schlafen? Und wer ist der Frühling, der sie wieder aufwecken wird? Ich verstand von allem kein Wort.

Wer weiß, wie lange ich noch darüber gegrübelt hätte, aber da flog in diesem Augenblick ein blaugoldiger Schmetterling vorüber, und schon war alles vergessen. Von Hügelchen zu Hügelchen haschte ich dem goldenen Vögelchen nach, aber ich konnte es eben so fassen, wie jene Sonnenspiegelchen und die räthselhaften Worte meines Vaters.

Der Vater stand, als ich mit leeren Händen zurück kehrte, noch immer vor jenem Hügelchen, dann bog er sich darüber hin, küßte es, und pflückte daraus ein blaues Feldblümchen, das er wie ein Lesezeichen ins Gebetbuch hineinlegte.

Viele, viele Jahre sind darüber hinweggezogen, das Kind wurde zum Knaben, zum Jüngling, zum gereiften Mann, der im Leben schon viel Leid erfahren, dem es nicht erspart war, viele seiner Lieben um sich ins Grab sinken zu sehen, ja auch jenen, der zu mir damals jene räthsel-

haften Worte gesprochen, betteten sie lange schon unter eins jener Hügelchen zur letzten Ruhe hin. — Das Feldblümchen jedoch, das in den Jahren dürre und welk geworden, liegt noch immer im Gebetbuche und mahnt mich an die damals räthselhaften Worte meines Vaters, die ich jetzt schon ein bischen besser verstehe. — Und so oft ich es sehe, das dürre, welke Blättchen, feuchten sich mir die Augen und es wird mir weh ums Herz. — Das macht wohl der starke Duft der Erinnerung, der daraus immer und immer emporsteigt.



Unsere Lieben.

„Jahrzeiten“, lautet die Ueberschrift eines der unbedruckten Blätter, deren viele meinem Gebetbuche beigebunden und für wichtige Familiennotizen bestimmt sind. Darauf steht eine lange Reihe von Namen, männliche und weibliche, mit genauer Angabe des Todestages und Jahres.

Das sind „unsere Lieben“, die in der bessern Welt weilen.

Aus der Mitte dieser Reihe taucht vor meinen Blicken ein schwarzlockiges Kinderköpfchen auf, mit leuchtenden Augen, vollen Wänglein und einem schnippischen Rosenmund — ein dreijähriger Posaunenengel.

Das ist mein Schwesterchen Saluschu.

Was war das für ein Kind die Saluschu! Früh morgens, wenn sich ihr die schwarzen, lachenden Augen öffneten, da war auf einmal Licht und Jubel im ganzen Hause. Von allen Seiten, von Vater, Mutter und Hausleuten tönte es frisch herüber und hinüber „Saluschu! Saluschu!“ Auf diesen Ruf schüttelte sich das Kind die wogenden Locken aus dem Gesichtchen, die es ganz überschwemmten, und da leuchteten erst recht zwei große, lachende Augen im Zimmer herum, und zwei Wänglein wurden sichtbar, frisch und rosig, wie in Thau gebadet, mit einem kleinen schwellenden Kirschenmund, an dem man sich so gerne hätte festsaugen mögen. „Saluschu! Saluschu!“ tönte es inzwischen immer heller in allen Winkeln — das war ein Herzen und Scherzen! Im bloßen Hemdchen mit den nackten, rosigen Füßchen flog und kollerte das lockige Engelchen vom Vater zur Mutter, und da gab es unter

Jauchzen ein Küßen, Drücken und Schwenken, während mitten hinein das helle Lachen des Kindes tönte, das mit einer reizenden Koketterie sich jedesmal die schwarzen Locken aus dem Gesichtchen schüttelte, und fort kugelte es von Arm zu Arm, so hell lachend, das ihm die Wänglein immer thauiger, frischer und rosiger wurden, indeß die welligen Locken ihm jedesmal das Gesichtchen überflutheten, die es mit einem immer erneuerten Liebreiz sich in den Nacken zurückwarf. Beinahe vergaß man durch diesen süßen Schalk das Aufstehen, denn sowie der heitere Scherz einen Augenblick stockte, sah sie Einen mit einem so schelmischen Blicke an, daß das Walzen und Scherzen wieder aufs Neue beginnen mußte.

War endlich die Mutter bei ihrer Wirthschaft und der Vater auf der Gasse bei seinem Geschäfte, da war ich es wieder, an den das Kind sich machte. Ich, der große, stattliche Junge von fünf Jahren wandelte mich auf den Wunsch dieser kleinen Zauberin in ein Roß, das sie mittelst eines langen Fadens einspannte, dessen zu beiden Seiten auslaufender Enden sie sich als Zügel bediente. Wiehernd, stampfend und stolz das Haupt wiegend ging es trab = trab im Zimmer herum und lustig knallte die kleine Rosselenkerin hinterdrein mit ihrer Peitsche zu, fort und fort rufend: „Hollahopp! Hollahopp!" Von Zeit zu Zeit wurde ich freilich etwas ungebärdig, denn ich schlug um und küßte gewaltsam meine kleine Lenkerin tüchtig ab,, aber ich mußte mich bald in meine Pferderolle fügen, denn die Kleine knallte gar verführerisch mit ihrer Peitsche und jauchzte lustig in die Welt hinein: „Hollahopp! Hollahopp!

Da geschah es einmal, daß Saluschu nicht mehr jauchzte.

Mitten in einer schneeigen Winternacht war es, da fuhr Saluschu aus dem Schlafe und stöhnte. Erschrocken stürzten Vater und Mutter aus den Betten und standen zu Häupten des Kindes. Saluschu stöhnte fort. Die Augen brannten ihr in Fiebergluth und auf ihren Wangen spielten zwei Feuerrosen.

„Saluschu, Herz süßes, was fehlt Dir?"

Saluschu vergrub das Lockenköpfchen in die Kissen und stöhnte noch lauter.

Die Mutter hob das Kind aus dem Bettchen, wiegte es in ihren Armen, liebkoste es, trommelte an den Fensterscheiben, um es zu zerstreuen — allein, immer lauter wurde das Stöhnen und Aechzen des Kindes.

Der Vater rannte eine Weile rathlos im Zimmer herum, dann, wie sich besinnend, lief er, kaum zur Hälfte gekleidet in die Nacht hinaus, zum Doctor.

Bald kehrte er mit einem schlanken Manne, dem Doctor, zurück, der sofort das Kind zu untersuchen anfing.

„Liebes Kind", fragte er, „wo thut's weh?"

Das Kind stöhnte laut auf und hob das Händchen gegen den Kopf, wie um den Ort des Schmerzes anzudeuten.

Das war eine Reihe trüber Tage, die darauf folgte. Die Mutter schlich händeringend um das Kind herum Der Vater rannte kopflos von einem Arzte zum andern, die er alle herbeirief, um ihm das Kind zu retten. Allein alles, was sie vermochten war: auf Papierstreifen Recepte niederzuschreiben. Das war herzbrechend mitanzusehen, wie die Eltern dem mit Händen und Füßen sich sträubenden Kinde langsam die Medicin einflößten. Der gute Vater mußte oft seinem Liebling, seinem Herzkindchen, die Hände festhalten, während ihm die Mutter den zusammengeklemmten Mund aufriß, um ihm die todtbittere Medicin hineinzuschütten. O, wie dem armen Vater dabei die hellen Thränen in den Augen standen und die Mutter jedesmal nach einem solchen an ihrem Kinde verübten Gewaltstreich leichenblaß zusammen sank, oder in ein krampfhaftes Weinen ausbrach!

Bisweilen ließ die Hitze ganz nach und da war es wieder die frühere, süße Saluschu. Sie lachte wieder so lieblich, wie ehemals, auch verlangte sie, daß ich an ihrem Bettchen sitze, ja, sie scherzte und spielte mit mir, schüttelte sich wieder, wie ehemals die Locken aus dem Gesichtchen, und krauete mit dem Händchen in meinem Kopfhaar. Wie glücklich war ich in einem solchen Augenblick, und erst die guten Eltern! Sie sahen so eigenartig aus, sie lachten

unter Thränen, spielten mit ihrem Herzkinde, als ob sie selber Kinder wären, riefen es mit tausend Kosenamen und häuften um dasselbe Spielzeug auf Spielzeug, das sie aus den Handlungen immer frisch kommen ließen. Leider waren solche glückliche Wendungen nur von sehr kurzer Dauer. Mitten im Spiele stieß oft das Kind einen jähen Schrei aus und schon glühten ihm wieder die Wänglein und das Köpfchen wühlte sich schon wieder schmerzhaft in die Kissen hinein.

Schrecklicher als die Tage waren die Nächte, die langen, bangen Nächte. Da standen Vater und Mutter wie Schildwachen zu beiden Seiten des Bettchens, lauschend auf die Athemzüge des Kindes. Hin und wieder vom Schlafe überwältigt, nickten sie ein, doch fuhren sie beim mindesten Laut des Kindes zusammen. Die arme Saluschu stöhnte und ächzte, rang oft vor Schmerz die Händchen, oder streckte diese hülfesuchend zu ihren Eltern empor.

So verwirrt waren die Eltern in den letzten Tagen, daß sie sich dem Willen der andern Leute, der Nachbarn und Nachbarinnen, ganz überließen, die nach ihrer Art verschiedene Heilmittel vorschlugen. Der eine brachte einen Wunderbauer, daß er dem Kinde, wie es hieß „Kohlen ablösche“. Ein anderer wieder ließ eine alte Bäuerin holen, damit sie dem Kinde „Wachs göße“. Lauter abergläubische Mittel, die einen ungeheuren Rauchqualm im Zimmer verbreiteten, daß man schier erstickte. Die Mutter sah diesem tollen Treiben apathisch zu. Jeden Morgen jedoch raffte sie ihr bischen Besinnung zusammen, stürzte in die Synagoge, wo sie die Thüren der Bundeslade aufriß und mit rührenden Worten die heiligen Thorarollen beschwor, daß sie vor dem Throne Gottes Fürsprache halten mögen für ihr Kind, ihren Augapfel, für ihr Herzleben. Der Vater streute unterdessen mit vollen Händen Almosen unter die Armen aus, heißt es ja in der heiligen Schrift: „Wohlthätigkeit rettet vom Tode!“

Allein auch das wollte nicht nützen.

In den letzten Tagen wehrte es nicht einmal das Kind, daß man ihm den Löffel Medizin in den Mund



schüttete, es ließ Alles geschehen, ja man hörte es nicht einmal weinen, sondern leise piepsen, wie ein krankes Hühnchen.

In einer jener Nächte war es gar arg mit der süßen Saluschu. Ihr zu Häupten saß ein fremder Mann, ein Krankenwärter. Die Eltern konnten vor Müdigkeit keinen Finger rühren. Die Aerzte kamen und gingen, ohne wie früher etwas zu verschreiben. Das Gesicht des Kindes glühte nicht mehr, es war weiß wie Kreide.

Mich brachte man in jener Nacht früh zu Bette, doch kaum lag ich eine kurze Zeit darin, trieb mich aus demselben ein grausiges Pfeifen und Röcheln, das aus dem zweiten Zimmer sich vernehmen ließ. Das unheimliche Röcheln kam, wie ich mich bald überzeugte, aus dem halbgeöffneten Munde meines Schwesterchens, das mit großen, offenen Augen theilnahmslos vor sich hinstarrte. Diesmal beugte sich der fremde Mann über das Kind hin und als er sich wieder aufrichtete, warf er mit einer eigenthümlichen Handbewegung die Worte hin: „Es geht zu Ende!"

Was weiter geschah, könnte ich kaum genau erzählen, aber auf einmal erscholl ein lautes Weinen, Lichter wurden angezündet, einige Familienmitglieder drängten gewaltsam Vater, Mutter und mich aus dem Zimmer. Man zerrte uns in das Nachbarhaus fort. Draußen war es schwarz und düster, nur die blendenden Schneeflocken sah man glitzernd in der Luft umhertanzen.

In dem Nachbarhaus, wo wir waren, schlich ich mich ängstlich zum weinenden Vater hin.

„Vater", fragte ich scheu, „was ist mit Saluschu?"

Der Vater schluchzte laut auf.

„Saluschu ist im Himmel", erwiederte er.

Es lag etwas in der Miene des Vaters, das alle weitern Fragen in mir zurückdrängte.

Ich kauerte mich in einem Winkel des Zimmers zusammen und wunderbar arbeitete es in meinem Gehirn. Saluschu ist im Himmel, wiederholte ich die Worte des Vaters, hm, wie ist es nur möglich? Hatte sie denn Flügel wie ein Vögelein, daß sie in den Himmel flog?

Und warum kann ich nicht fliegen? Ich breitete die Arme aus, aber es hob mich auch nicht einen Zoll von der Erde. Und nun Saluschu, die nicht einmal die Kraft hatte, einen Finger zu rühren, sollte fliegen können? Und warum haben sie uns übrigens aus dem Hause gedrängt? Wäre es denn nicht schön, wenn wir es mit angesehen hätten, wie Saluschu jenem goldnen Vögelchen gleich, ein paar Flüglein ausspanne und zum Himmel emporflog?

Nach und nach reifte in mir der Plan — ich muß mich davon überzeugen, rief ich mir zu, ach, wenn es nur schon Morgen wäre!

Die ganze Nacht brachte ich mit wachen, offnen Augen in meinem Bette zu. Es war furchtbar, so sehr ich mir Mühe gab, die Antwort des Vaters wollte mir nicht in den Kopf.

Pochenden Herzens erwartete ich den Morgen.

Kaum daß der Morgen zu grauen anfing, verließ ich leise meine Lagerstätte, kleidete mich, so gut es ging, an, und schlüpfte verstohlen aus dem Nachbarhause.

Ich arbeitete mich durch den Schnee, der über Nacht die ganze Straße verweht hatte, bis zum Elternhause hin. Ich weiß nicht, aber mit jedem Schritte fühlte ich das Herz in mir schwerer und banger, und als ich gar die Schwelle des Hauses überschritt, war ich von einer Angst befallen, daß ich zurücklaufen wollte, doch trieb mich die Neugierde an und schon legte sich die Hand an die Klinke. Der Schreck wuchs in mir, allein die Thüre gab inzwischen nach und schon konnte ich durch die halbgeöffnete Thüre einen Blick ins Zimmer wergen.

Was ist denn über Nacht hier vorgegangen? Spiegel, Bilder, Hängelampen, Alles war mit weißen Leintüchern umhängt. Das Zimmer war leer, es sah sehr traurig drin aus. Von Neugierde gedrängt, machte ich, nicht ohne Zähneklappern, einen Schritt bis an die Schwelle des großen Zimmers, wo die Saluschu gelegen. Auch hier ließ sich niemand blicken, aber von einer Seite her kam ein leises Murmeln. Dadurch ermuthigt übertrat ich die Schwelle. Ein roher Mensch mit einem strohgelben, struppigen Barte

saß vor dem Bette und summte aus einem Gebetbuche. Zu Häupten des Bettes brannte ein Licht. Auf dem kleinen Tischchen lag noch wie gestern verschiedenes Spielzeug herum, hier und dort auch ein Fläschchen, aus welchem man noch gestern dem Kinde jede Stunde ein Löffelchen eingeschenkt. Mein Blick fiel unwillkürlich auf das Bett. Saluschu war darin nicht zu sehen, aber ein weißes Leintuch war darüber ausgebreitet und auf diesem hoben sich Körpertheile ab, wie die eines Kindes.

Ich stand mit geisterhaft aufgerissenen Augen vor dem fremden Manne. Dieser unterbrach sein Gebet und fragte mich roh:

„Was suchst Du hier, Kleiner?“

„Ist hier die Saluschu?“ fragte ich mit bebenden Lippen.

Der fremde Mann sah mich an und wie ein verächtliches Lächeln zuckte es um seine Mundwinkel.

„Was ist sie denn Deine, die Saluschu?“

„Ein Schwesterchen — ist sie hier?“

„Nun ja“, brummte er, „sie ist hier.“

„Saluschu! Saluschu!“ rang es sich aus mir los. Ich erbebte vor meiner eignen Stimme.

„Geh Narr“, höhnte der fremde Mann, „sie hört Dich ja nicht mehr.“

„Aber sie ist hier?“

„Nun, freilich ist sie hier!“

„Lassen Sie mich sie sehen!“ flehte ich.

„Meinetwegen, Kleiner, wirst Du aber nicht erschrecken?“

Ich sah den fremden Mann groß an. Warum sollte ich mich schrecken? Aber wie kommt es, daß der Vater mir gesagt, sie sei im Himmel?

Inzwischen zog der Fremde das Leintuch weg, zwei große, verglaste Augen blickten mir entgegen — eine kreideweißes Gesicht — schwarze Locken quollen wirr die Kissen hinunter.

Ja, das war die Saluschu, aber wie grausig entstellt.

Etwas wie ein Wind trug mich aus dem Zimmer zurück in das Nachbarhaus.

Der Vater und die Mutter waren nicht mehr da.

Den ganzen Vormittag bekam ich die Eltern nicht zu Gesichte. Unablässig wühlte es mir in dem Kopfe herum, warum hat mir der Vater gesagt, Saluschu sei in den Himmel geflogen?

Gegen Nachmittag desselben Tages holte mich der Vater ab und trug mich eingehüllt und gut verwahrt in unsere Wohnung.

Alles war noch hier wie früh morgens mit Leintüchern verhüllt. Beim Fenster brannte eine kleine Oellampe. Mitten im Zimmer sah es aus, wie wenn man soeben Wasser ausgegossen hätte. Ich wußte nicht warum, aber ich konnte nicht diese Stelle ohne ein Gefühl des Grausens ansehen. Der fremde struppige Mann war nicht mehr da, aber das Bett auf dem Saluschu gelegen, war noch immer mit dem weißen Leintuche überdeckt. Angstvoll heftete sich mein Blick auf das Bett. Vater und Mutter saßen neben einander auf kleinen Fußschemeln, beide mit thränengeschwollenen Augen — es war so traurig, so traurig!

Wie um mehr Leben um mich zu haben, schlich ich mich zum Vater und schmiegte mich an ihn.

Der Vater küßte mich, aber in seinen Augen standen Thränen.

„Vater“, begann ich, „wo ist die Saluschu?“

„Im Himmel.“

„Nein“, entgegnete ich trotzig, „sie ist hier!“

„Was redest Du Kind? Wo hast Du sie denn?“

Meine Augen blickten scheu zum Bette mit dem weißen Leintuche hinüber

„Saluschu ist nicht hier“, erwiederte der Vater, und um mich zu überzeugen, ging er auf das Bett zu und zog das Leintuch weg.

Wirklich, Saluschu war nicht mehr dort.

Ich sann und sann und zerquälte mir das Gehirn. Wo ist die Saluschu?

Plötzlich fuhr es mir wie ein jäher Blitz durch den Kopf, daß ich in allen Fasern erbebte.

„Vater“, begann ich, „ich weiß, wo die Saluschu ist!“

Der Vater sah mich mit fragenden Blicken an.

„Saluscha ist nicht im Himmel“, fuhr ich fort, „aber ich weiß wo sie ist.“

„Wo, Kind?“

„Sie ist bei unsern Lieben“.

Der Vater sah mich verwundert an.

„Nicht wahr sie ist bei unsern Lieben?“ drang ich.

„Ja, Kind, bei unsern Lieben!“

„Und warum hast Du mir gesagt, daß sie im Himmel ist?“

„Unsere Lieben sind auch im Himmel.“

Sinnend wandte ich mich zum Fenster und sah lange den fliegenden und in der Luft umherwirbelnden Schneeflocken zu.

„Vater“, begann ich darauf wieder, „vom garstigen Himmel fällts so dicht zur Erde nieder und Saluschu . .“ Die Thränen würgten mich im Halse, ich mußte stocken.

„Nun, und Saluschu?“ nahm der Vater auf.

„Liegt draußen unter einem Bergelchen“, platzte ich mit einem lauten Schluchzen heraus.

Der Vater wischte sich mit der Handkante eine hervorquellende Thräne weg.

„Geh“, wehrte er mit erstickter Stimme ab, „Du verstehst es nicht, Saluschu ist im Himmel zusammen mit unsern Lieben“.



Eine Million Dukaten.

Eine Million Dukaten, das ist wohl ein leckeres, begehrenswerthes Sümmchen, lieber Leser, und Du dürftest nicht wenig erstaunen, wenn Du von mir jetzt erfahren wirst, daß meine Person in Geld umgesetzt, nicht weniger als diese Summe vorstellt, nicht ein beschnittenes Dukatchen weniger. Das kann ich Dir schwarz auf weiß in meinem Gebetbuche zeigen, versehen mit allen nur möglichen Urkunden, mit meinem Namen, Geburtstag und Jahreszahl, ja, auch der Name des Mannes, der diese Schätzung vorgenommen hat und ins Gebetbuch eingetragen, fehlt nicht dabei. Dieser Taxator ist mir aber auch Bürge dafür, daß jene Schätzung ehrlich und gewissenhaft war, denn sie wurde von einem Manne vorgenommen, der für mich der heiligste auf Erden ist, der nie gegen sein Gewissen und seine Ueberzeugung etwas ausgesprochen und dem nie ein Wort der Lüge und der Unwahrheit über die Lippen kam, nämlich meinem lieben, theuren, unvergeßlichen Vater.

Was sich gegen diese Schätzung höchstens einwenden ließe, wäre das Einzige, daß sie noch zu einer Zeit vorgenommen wurde, als ich frisch vom Schmelztiegel hervorging, und es ja nicht unmöglich ist, daß ich im Verlaufe der Zeit vieles von meinem Goldgehalte eingebüßt habe.

Uebrigens will ich es auch nicht verhehlen, daß ich durchaus nicht der Einzige bin, der mit einer so hohen Summe vom Vater taxirt wurde, denn wir sind fünf Geschwister, in den Augen des Vaters alle gleichwerthig, und unsere Gesammtsumme ergibt, wie es mein Gebetbuch, die eigentliche Urkunde, aufweist, eine nicht geringere Ziffer giebt, als — fünf Millionen Dukaten.

Im Grunde genommen ist indeß diese Schätzungsangabe nur so eine Redeweise, denn wenn man meinem Vater die Welt mitsammt allen ihren Schätzen für ein einziges Kind angeboten hätte — wahrhaftig, der Preis wäre ihm viel zu gering gewesen. Und wäre er wieder im Besitze der Welt und aller ihrer Schätze gewesen, und es hätte sich darum gehandelt, mit diesen eines seiner Kinder vom Tode loszukaufen, — er hätte keinen Augenblick gezögert und dies alles mitsammt seinem Herzblute für sein Kind als Lösegeld hingegeben. Man muß meinen Vater mit dem reinen goldenen Herzen nur gekannt haben, um diese Thatsache keinen Augenblick in Zweifel zu ziehen.

Noch heute steht mir die Scene lebendig vor Augen die sich bei uns abspielte, als der liebe Gott uns so ein Dukatenmilliönchen einst ins Haus schickte. Ich zählte damals noch keine sechs Jahre. Zwei Tage früher strich der Vater wie ein Schatten im Zimmer herum, leise auftretend, mit eingehaltenem Athem, damit er ja nicht das leiseste Geräusch verursache. Jeden Augenblick lauschte er an der Thüre, die in das Gemach führte, in welchem die Mutter sich mit einer alten Jüdin befand, die schon seit Wochen sich bei uns heimisch machte. Zeitweilig vermochte er nicht seine Ungeduld zu bezähmen und trat leise ein, kehrte aber bald, von der Jüdin bei der Thüre strenge zurückgewiesen, wieder zurück, wo möglich noch verwirrter und ungeduldiger. — Er setzte sich, sprang wieder auf, lief einige Male das Zimmer ab, trommelte an der Fensterscheibe, schob sich das Käppchen an dem Hinterkopf hinauf und stand dann wieder mit dem Ohre lauschend am Schlüsselloche. So ging es eine Zeit lang ab und zu, als sich plötzlich die Thüre öffnete und die alte Jüdin den Kopf durch dieselbe hinaussteckte mit dem Freudenrufe: „Maseltow, ein Jüngel!“ [1]) Was war das für ein Jauchzer, den der Vater in diesem Augenblick von sich gab! Beinahe glaubte ich, er sei närrisch geworden, denn er machte einen solchen Luftsprung, daß er mit dem Käppchen schier die Zimmerdecke berührte. Darauf

[1]) Gratulire, ein Knäblein!

flog er zur Mutter, bei der er es noch närrischer getrieben zu haben schien, denn die alte Jüdin, die damals souverän bei uns im Hause war, zankte ihn derb ans und drohte ihm einfach fortan den Eintritt zu verwehren, falls er es weiter so treiben würde. Er mußte ihr feierlich versprechen, sich von jetzt an ruhig zu verhalten. Mit dem Versprechen jedoch war es ihm diesmal nicht sehr ernst, denn er kam bald zu mir hereingerannt, hob mich wie ein Wirbelwind zu sich empor und küßte mich stürmisch ab.

„Junge!" rief er mir freudig zu, „willst Du Dir Dein Brüderlein ansehen?"

Ich war ganz außer Athem. — Ein Brüderlein, wo ist denn das hergenommen?

Aber schon befand ich mich in den Armen des Vaters vor dem Bette der Mutter — und siehe! Da rührte sich ja auch in der That etwas wie ein Geschöpfchen, lieb und herzig, ein kleines Pröbchen Menschheit, das wie ein Hühnchen piepste und mit dem sich bewegenden Mündchen wie nach etwas herumsuchte.

„Siehst, das ist Dein Brüderchen!" jauchzte der Vater.

„Und wer hat es uns gebracht, das Brüderchen?" fragte ich.

„Elia Nowi[1]) hat es uns gebracht!"

„Elia Nowi! — und warum hat er es uns gebracht?" ließ ich nicht ab.

Dem Vater fingen an meine Fragen zu belästigen.

„Nun", suchte er abzubrechen, „weil er uns lieb hat."

Ich legte den Finger saugend an den Mund, was ich immer that, wenn ich auf einen guten Einfall kommen wollte — und richtig kam mir eine köstliche Idee in den Kopf.

„Ich hab's!" rief ich mit triumphirender Stimme. „Jetzt weiß ich, warum er es uns gebracht hat!"

„Warum? So red', kleiner Philosoph!"

„Weil Du ihm den großen Becher eingeschenkt hast!"

„Wann?"

---

[1]) Der Prophet Elias.

„An dem Sederabend — nicht?"

„Ist schon recht, Junge!"

„Und darum", führte ich aus, „hat uns Elia Nowi das Brüderchen gebracht!"

„Nun, meinetwegen", suchte der Vater abzubrechen.

Aber ich war so recht im Zuge.

„Und bald bekommen wir noch ein Brüderchen", auchzte ich.

„Bald!" — befremdete es den Vater, „wieso bald?"

„Weil es ja bald wieder zum Pessach geht", erklärte ich, „und da schenkst Du dem guten Eli Nowi nochmals einen Becher ein, wofür er uns noch ein Brüderchen herbringt!"

Die alte Jüdin kicherte in sich hinein, während der Vater sich verlegen hin- und herwandte.

Der gute Vater hätte wohl nicht so bald sich aus dem Knäuel meiner Fragen, der immer wirrer wurde, herausgewunden, wenn nicht ein Ansturm von neuen, wichtigen Dingen ihn davon befreit hätte.

Vorerst galt es, unseren Schatz gehörig zu verwahren, nicht etwa vor räuberischen Menschenhänden, denn so viel ich jetzt aus Erfahrung weiß, vergreifen sich diese sehr selten an solchen Schätzen — aber der Sage nach giebt es eine Sorte von Hexen, die drauf versessen sind, solche frische, spiegelreine Seelchen für die Hölle zu kappern. Vor solchen heißt es sich scharf in Acht zu nehmen, denn sie schlüpfen durch das Schlüsselloch hinein. Die bewährteste Waffe gegen sie ist — das Gebetbuch Ein solches schob man auch der Mutter unter das Kopfkissen, während sie selbst mit der zärtlichsten Aengstlichkeit über ihren Schatz wachte, indem sie keine Sekunde den Blick von ihm wegwendete.

Bald darauf stellte sich auch der Synagogendiener, der schwarze Leiser, ein — ein kleines, rüstiges Männlein, das eine schnarrende und knarrende Stimme hatte, wie die einer verdorbenen Schwarzwalduhr.

„Maseltow, Reb Abele, Maseltow!" schnarrte das Männelein, kaum, daß es die Schwelle übertrat.

Diesen Glückwunsch belohnte ihm sofort der Vater mit

einem Gläschen feinen Branntweins, bei dessen Anblick seine kleinen Mauseäuglein gar lustig zu blinzeln anfingen. Doch bevor er das Schnäpschen in dem offenen Mund verschwinden ließ, hatte er eine kleine Arbeit zu verrichten, nämlich nach dem üblichen Segensspruche sich einige Mal mit dem Ellenbogen über die Nase her- und hinzufiedeln, die dabei einige kräftige Schlürflaute vernehmen ließ. Darauf machte er einen Zug, und unterbrach sich, um dem Vater die Hand entgegenzustrecken mit dem Sprüchlein: „Letauro, l'chuppe ulmaassim towim[1])!"

Hurtig ging darauf das Männlein zu seiner Arbeit über. Aus einer Seitentasche zog es mehrere gedruckte Briefchen hervor, und fing an, dieselben mit Hammer und Nagel auf allen Wänden anzuschlagen. Solche Briefchen haben für die Hexen dieselbe Wirkung, wie etwa Arsenik für die Ratten, denn sie enthalten für sie gar giftige Drohungen wie beispielsweise:

Eine Hexe laß nicht leben
Nicht laß leben eine Hexe.
Eine Hexe leben lasse — nicht.

Sehen sich die Hexen von solchen Drohungen von allen Seiten steckbrieflich verfolgt, dann laufen sie wie die vergifteten Ratten auseinander.

Das war eine Reihe von acht lustigen Tagen! In der kleinen Welt des Cheder bildete ich heute den Mittelpunkt der Gesellschaft. Wie Fliegen um den Milchtropfen schaarten sich meine kleine Kollegen um mich her. Ich hatte aber auch gar schöne Dinge zu erzählen: „Wie uns Elia Nowi das Brüderchen ins Haus gebracht, und wie es aussieht, so klein und herzig". Meine Kollegen konnten sich nicht satt hören. Uebrigens wußten sie, daß auch für sie daraus etwas Gutes herausblickt, nämlich das „Krischmaleinen."[2])

Inzwischen ist es bei uns zu Hause immer reger geworden. Alle Armen der Stadt strömten schaarenweise zu uns, die der Vater reich beschenkte. Mein Vater wollte

---

[1]) Daß Sie ihn erziehn zur Tora, zur Ehe und zu allen edlen Werken.

[2]) Das Lesen des „Schemagebetes".

heute nur glückliche Menschen um sich sehen, wie er es selber war.

Das war aber auch eine wahre Herzenslust, mein Brüderchen sich anzusehen, wie es mit den Aermchen ruderte und gar rebellisch mit den Beinchen um sich stieß, wenn man es in die Wickelbänder einengen wollte. — Es kämpfte nach Leibeskräften um seine Freiheit.

In dem darauf folgenden Freitagabend war Licht und Lust in unserem Hause. Nach uralter Sitte feierte man den „Scholem-Socher“[1]). Der Synagogendiener war schon einige Tage früher eifrig auf den Beinen, um alle Freunde und Bekannte des Vaters zu uns einzuladen. Mit dem Anbruche der Nacht füllte sich unsere festlich geschmückte Wohnung mit gar vielen Gemeindemitgliedern. Nach altem Brauche bewirthete man die Gäste mit gesottenen Erbsen, die, rund und kuglig, die Menschengeschicke versinnlichen. Da aber die irdischen Geschicke, und wären sie auch nur in sinnlicher Darstellung, nicht immer leicht zu verdauen sind, so sorgte der Vater dafür, daß sie mit recht viel Wein und Meth heruntergeschwemmt werden. Das ging lustig zu. Man sang und trank und der schwarze Leiser hatte gar oft Gelegenheit, sich mit dem Ellenbogen über die Nase zu fiedeln, denn es galt jedesmal einem andern Schlückchen. Das gute, neidlose Männlein gönnte uns vom Herzen den Schatz, den uns Gott ins Haus geschickt, noch mehr als sich selber, dessen kleines Dachstübchen bereits sieben solche Schätze in sich barg.

Am siebenten Tage wollte es mit dem Backen, Schmoren und Braten bei uns gar kein Ende mehr nehmen. Auf dem Herde flackerte ein lustiges Feuer und im Zimmer waren einige weibliche Familienmitglieder eifrig damit beschäftigt, die Honig- und Zuckerkuchen in großen Stücken zu zerschneiden und zahllose Papierpäckchen mit Rosinen und Mandeln zu füllen. Diese Vorbereitungen galten mir und meinen Kollegen. Heute sollte das „Krischmaleinen“ stattfinden. Gegen Abend bewegten sich die Straße hinunter

---

[1]) Das Bewillkommensfest des Neugeborenen.

30 Kinder, in Reihe und Glied, je zu drei, angeführt vom Lehrer, direkt zu uns ins Haus. Wie Poltergeister stürmten wir zur Mutter ins Zimmer, und als wir alle aus vollen Hälsen, einer dem andern überschreiend, das Schemagebet zusammen donnerten, gerieth beinahe das ganze Haus in's Wanken und alle, die im Zimmer waren, mußten sich die Ohren zustopfen, um nicht taub zu werden. Unsere wackere Kehlenarbeit wurde auch reichlich belohnt. Mann an Mann reihete man uns um den Tisch, und jeder von uns erhielt nebst einem süßen Schlückchen ein großes Stück Honigkuchen und ein Päckchen Rosinen und Mandeln.

Dieser Ceremonie trat bald wieder eine andere auf die Ferse — die Einweihung der Wiege. Heute sollte unser Schatz das erste Mal in die Wiege kommen. Unter Assistenz aller Familienmitglieder fand dieser wichtige Akt statt. Die alte Jüdin waltete dabei ihres Amtes mit der Würde eines Hohepriesters. Vorerst verrichtete sie mit feierlicher Miene ein frommes Gebet, wobei sie stellenweise Rosinen und Mandeln in die Wiege streute, als Vorbedeutung, daß dem Kinde das Leben immer süßer werde, dann reichte sie unsern Schatz unter den Anwesenden herum, welche Auszeichnung ihr jeder Einzelne mit Geld bezahlen mußte. Mein Brüderchen war überhaupt die ganze Zeit ihr ausschließliches Monopol. Jeder Neugierige, der es sehen wollte, mußte ihr dafür eine gewisse Gebühr entrichten. Da nun aber unter den Neugierigen mein guter Vater zu den Neugierigsten gehörte, so steigerte sie eigens für ihn jedesmal den Tarif. Für das Recht gar, sein Kind eine Minute lang in den Armen zu halten, bat sie sich ganze Summen aus.

Darauf folgte eine noch viel wichtigere Ceremonie — die Wachtnacht.

Die Nacht, bevor das Kind in den Bund Abrahams eingeführt wird, soll für dasselbe, wie man wissen will, von der allergrößten Gefahr sein. In dichtgeschlossenen Reihen sollten damals die Hexen auf das arme Kind Sturm laufen, um es den Armen der Mutter zu entreißen. Verschärfte Besatzung ist also unbedingt nöthig. Zehn Klausner werden daher aus der Synagoge berufen, damit sie bei unserem

Schatze die ganze Nacht Wacht halten. Diese zehn Wachtmänner sehen allerdings nicht sehr heldenmüthig aus, denn sie sind zumeist arme, gebrechliche, ausgehungerte Greise, aber sie sind just die besten Schutzpatrone für einen Schatz, wie der unsrige. Das mußte man sich mit eigenen Augen mit angesehen haben, wie sich diese armen Leutchen bei uns in der behaglichen, gutgeheizten Stube angesammelt, wie sie sich über das köstliche Mahl, das ihnen bereitet wurde, mit dem gesegnetsten Appetit hergemacht, dann ein herzstärkendes Schlückchen zu sich genommen, eins und noch eins, daß ihr bischen Blut immer mehr in Fluth gerieth und ihnen die welken, eingefallenen Wangen roth färbte. — Wie sie von Minute zu Minute sich gemüthlicher fühlten, sich die Kaftane von Gürtel und Knöpfen befreiten, die Pfeifchen anzündeten, schmauchend sich zu einander hinsetzten und trauliche Geschichten sich zu erzählen anfingen, alte Sagen, Legenden aus frommen Büchern oder Erinnerungen aus ihren Kinderjahren. — Man mußte es sich mit angesehen haben, wie die Stimmung immer beseligender wurde, der Kreis immer lauschiger und wie mein Vater, der in ihrer Mitte saß und sie bewirthete, in wahrer Glückseligkeit strahlte und es ihm so paradiesisch zu Muthe war, als würde er den Flügelschlag der guten Hausgenien hören, die in allen Winkeln des traulichen Gemaches umherschwebten.

Soll mir nur Jemand behaupten, daß solche armen Leutchen nicht die rechten Schutzpatrone wären für einen Schatz wie der unsere!

Gewiß! In einem Hause, wo Hungrige in dieser Weise gesättigt werden, wo ihnen heilige, liebevolle Gastlichkeit geboten wird, wo es solchen armen, freudenlosen Menschenkindern vergönnt wird, mitten in ihrem trostlosen Dasein einige Stündchen des Glücks zu verträumen. — gewiß, in einem solchen Hause haben die bösen Geister keine Gewalt, müssen die höllischen Hexen, mögen sie noch so tollkühn sein, fliehen und verschwinden, wie nächtliche Schatten vor dem Anblicke der Sonne.

In der That haben sie auch unsern Schatz gut bewacht, denn als sie mit dem Morgenanbruche heiter und

wohlgemuth unser Haus verließen, regte sich mein Brüderchen lebensfrisch in den Armen der Mutter, ruderte wie ein kleiner Schiffskapitän mit Händen und Füßen und forderte mit kräftiger Stimme sein Morgenmahl.

Aber noch war Alles nicht zu Ende. Alle diese Ceremonien bildeten nur die Vorläufer einer großen Abschlußsperre. Heute soll mein Brüderchen den ersten Besuch der Synagoge machen. Schon mit dem Morgengrauen tummelte sich die alte Jüdin um das Kind herum, sie wusch es, wickelte es in schneeige Leinen und rollte darüber ein blaues Atlaspolster mit bunten Seidenbändern, so daß es allerliebst mit dem holden Köpfchen aus dem schimmernden Blau hervorblickte. Gar viele weibliche Verwandten, alle in ihren Feierkleidern, fanden sich bei uns ein, um mein Brüderchen auf seinem ersten Gang zu begleiten. Der Vater begab sich schon früh Morgens mit einer großen Anzahl von Verwandten in die Synagoge.

Nur mit Widerstreben ließ sich die Mutter ihr Herzkind aus den Armen nehmen. Die alte Jüdin, in ihre Seidenjuppe gehüllt, trug das Kind nicht ohne Stolz und Würde voran und es folgten alle die andern Frauen. So bewegte sich der feierliche Zug die Straße entlang der Synagoge zu.

Der schwarze Leifer begrüßte den neuen Gast, als die Alte mit ihm die Schwelle der Synagoge übertrat, mit dem jüdischen Willkommenrufe: „Boruch habo!“[1])

Was man mit meinem kleinen Brüderchen in der Synagoge vorhatte, wird wohl einem Jeden der Leser bekannt sein; der arme Wicht mußte etwas von sich in der Synagoge zurücklassen, und daß er das nicht mit großer Freudigkeit gethan hat, bewies sein Zetern und Schreien, das den ganzen lieben Tag fortdauerte.

Aber unbekümmert darum fing es bei uns an, erst recht lustig zu werden. Alle die mit in der Synagoge waren, strömten zu uns nach Hause, wo sie sich bei Speis und Trank gütlich thaten.

Mir jedoch war es heute durchaus nicht fröhlich zu

[1]) Gesegnet sei, der gekommen.

Muthe. Das Leid, welches man meinem Brüderchen in der Synagoge angethan hat, gab mir viel zu denken. Ich fühlte, daß sich mir schon wieder eine Fluth von Fragen in dem Kopfe regte.

Mein guter Vater, der mehr als alle andern im Hause mit mir Geduld hatte, war es auch jetzt, der den Ansturm meiner Fragen über sich ergehen ließ.

„Vater", begann ich, „warum haben sie denn die ganze Nacht mein Brüderchen überwacht?"

„Damit ihm kein Leid geschehe!"

„Hm", machte ich, „da dachte ichs anders!"

„Und wie hast Du Dir's gedacht?"

„Daß sie ihn überwacht haben, damit er ihnen nicht davon laufe!"

Der Vater lachte laut auf.

„Und was für Grund hätte er denn davonzulaufen?" fragte er.

„Hm", räusperte ich mich, „Grund wäre schon, weil sie ihm ohne jedes Verschulden in der Synagoge so wehe gethan haben!"

„Bist Du aber ein Narrele!" lachte der Vater, indem er mir einen sanften Backenstrich gab.

Und er war den ganzen Tag so glücklich, mein guter Vater. Jede paar Minuten schlich er zum Wiegelchen hin, und wenn er sich vom alten Hausdrachen nicht bewacht glaubte, bog er sich freudentrunken drüber hin und berührte leise mit seinen Lippen das frische Mündchen des schlafenden Kindes.

Ist mein Brüderchen durch den Verlust jenes Theilchens wirklich im Preise so gestiegen?

Darüber herrschen die verschiedensten Meinungen im Leben.

Aber Thatsache ist es, daß mein guter Vater, der nie etwas gegen seine Ueberzeugung gethan hatte, just an jenem Tage die Schätzung seines Kindes vornahm, und dessen Werth sich in seinem Gebetbuche taxirte auf nicht weniger, nicht um ein beschnittenes Dukatchen weniger, als auf — eine Million Dukaten.

Die Sparbüchse.

Unter den verschiedenen Federzeichen und müssigen, mit Kindeshand entworfenen Figuren findet sich auf einem der leeren Blätter meines Gebetbuches eine Zeichnung vor, in welcher mein Groll sich einst als Kind Luft zu machen suchte. Diese stellt irgend eine Karrikatur vor mit verwachsener Stirne und unendlich langen Fingern, und unter dieser sind die Worte zu lesen: Das ist der rothe Bernhard.

Wenn nicht mein Schulkollege, der rothe Bernhard, so wäre ich sicherlich heute ein sehr reicher Mann, aber dafür auch der größte Geizhals, der je über seinen Geldsack gehockt.

Ungefähr neun Jahre war ich damals alt, als mir mein guter Vater eines Tages eine große, schöne Sparbüchse zum Präsente machte mit den Worten: „Siehst Du, Kind, wenn Du hie und da einige Kreuzer Dir beseitigst, werden diese mit der Zeit zu einem Sümmchen anwachsen, für welches Du Dir alles anschaffst, wonach Dein Herz Verlangen hat, wie beispielsweise ein Geldtäschchen, ein Schreibzeug, ein schönes Buch und noch irgend welches andere niedliche Dingelchen!"

Freudetrunken nahm ich vom Vater das Geschenk in Empfang und schon zeigte mir meine lebhafte Phantasie, die mir Alles vergrößert und verschönert, eine Reihe von Büchern mit Prachteinband und Goldschnitt, eine Fülle von netten Dingen und drunter ein schönes Tintenzeug, ja auch einen Schreibtisch, vor dem ich, wie ein großer Herr, mit der Feder hinter dem Ohre dasaß.

Mein guter Vater, der die Freude merkte, welche sein Präsent mir verursachte, fühlte sich dadurch bewogen, einige

Silberstücke aus der Tasche zu nehmen, die, wie er sagte, mein Stammkapital bilden sollten, und nun rollte Münze um Münze die Sparbüchse hinunter mit einem vollen, herrlichen Klang, daß es mir das Herz ergötzte.

Von jenem Tage an fing ich an zu sparen und zu sammeln. Was ich von Vater, Mutter und Verwandten bekam, verschlang sofort meine Sparbüchse. Jetzt war es nicht allein die Aussicht, schöne Dinge zu bekommen, die mir Freude machte, sondern auch das Sammeln als solches, der volle Klang von Kupfer- und Silbermünzen, die tönend meine Büchse hinunterrollten, wo sie an eine Menge dort schon angehäufter Münzen anschlugen, die ihres Theils den Ton zurückgaben, wie lustige Brüder, die mit johlender Stimme neu angekommene Gäste begrüßen. Nach und nach erblaßte immer mehr und mehr in meiner Seele der mir früher Freude verursachende Zweck des Sammelns, und das Sammeln war mir jetzt Alles, Mittel und Zweck zugleich, die mein kleines Herz ganz und ungetheilt für sich in Anspruch nahmen. — Wieder kollerte eine Münze hinunter und wieder eine, die ich Vater, Mutter und Verwandten zu entlocken wußte; und alles das war nur einzig zu dem Zwecke, damit sie eine um die andere meine Büchse verschlinge, die mit jedem Tage immer schwerer und gewichtiger in der Hand sich fühlen ließ.

Mit jedem Tage war mir aber auch das Sammeln immer brennendere Leidenschaft geworden, so daß meine Büchse jetzt nicht allein alle meine Sparpfennige verschlang, sondern auch meinen Imbiß, mein Frühstück und bisweilen auch mein Nachtmahl, die ich an Kollegen um Geld verkaufte, ja, nicht selten auch eines meiner Bücher, für welches ich Kupfer- und auch Silbermünzen erhielt, die meine nimmersatte Sparbüchse mit lechzendem Munde aufnahm und in ihr Inneres verschwinden ließ, so daß sie vor Fülle schier bersten wollte. Es fehlte mir aber auch nicht an Vorwänden, die meiner Sammelleidenschaft immer neue Triebe zuführte. Es handelte sich mir ewig nur darum, die Summe abzurunden. Heute zählte ich mir meine Barschaft aus — acht Gulden fünfzig Kreuzer. Also nur zu, nur fortsammeln,

bis es sich zu einer vollen Zéhnerbanknote abrunde. Und wieder nahm ich eine Woche später eine Zählung meiner Barschaft vor, und siehe, der Zehner ist um zwei Gulden noch überholt. Wie viel fehlt da noch zu einem neuen runden Fünfer? Nur zu, nur immer weiter sparen, sammeln, daß vor wollüstiger Habgier mir das Herz aufquoll!

Das riß mich immer weiter mit sich fort!

Einmal im Frühsommer, da kamen meine Kollegen gleich mir in die Schule und jedem blinkte in der Hand ein Bündelchen frischer, duftiger Kirschen, die sie eine um die andere mit unsäglichem Behagen verschlangen. Mir wässerte der Mund vor Verlangen, und gierig blinzelte ich nach der duftigen, fleischigen Kirsche hinüber, von welcher mein Kollege, der neben mir stand, eine halbe herunterbiß, während er die angebissene zweite Hälfte voll köstlichen Saftes zwischen den Fingern hielt. — Ach, so eine Kirsche essen! Ich schlang den Speichel. Nur wenig Ueberwindung kostete es mich und ich schlich mich zu einem Kollegen, von dem ich eine Kirsche bettelte, nur eine, die er aus Erbarmen mir auch schenkte. Schon war ich daran, sie gierig zu verschlingen, da erfaßte mich mit dämonischer Gewalt meine Leidenschaft: sammeln! Zum zweiten, dritten und vierten, kurz, zu allen Kollegen schlich ich mich hin, von welchen ich, durch allerhand Versprechungen, die ich ihnen zu machen wußte, je zu einige Kirschen erhielt, so daß ich von denselben ein volles, reiches Bündelchen in der Hand hatte. Nichts war mir aber jetzt ferner als der Gedanke, diese Kirschen zu verzehren. Wohlverwahrt brachte ich sie mir nach Hause, und hier war es mein kleines Schwesterchen, die mir ihre Lüsternheit nach dieser duftigen Frucht mit einem Kreuzer bezahlen mußte, und dieser Kreuzer — wer wird es nicht ahnen? — ging den Weg aller anderen Kupfer- und Silbermünzen — schnurgrad in die Büchse, in die unersättliche Sparbüchse. . . .

Noch Einen aber gab es, der reges Interesse an der zunehmenden Füllung meiner Sparbüchse nahm. Dieser war eben mein Schulkollege, der rothe Bernhard. Mit steigender Theilnahme verfolgte er das gedeihliche Anwachsen meiner

Barschaft. Er überzeugte sich täglich von der Schwere meiner Sparbüchse, wog sie in der Hand ab, wie etwa eine Hausfrau einen wohlgemästeten Kapaun, von dem sie sich überzeugen will, ob er schon reif zum abschlachten sei. Und weil er das einzige fühlende Herz war, der für meine Leidenschaft so viel Verständniß zeigte, ließ ich ihn oft einen Einblick thun in die innersten Tiefen meiner Sparbüchse, ja, er war der Einzige, der das Behältniß kannte, wo ich meinen Schatz aufbewahrte. In seiner Gegenwart hielt ich oft Musterung über mein kupfernes und silbernes Heer, das ich zu meinem Ergötzen in Truppen vor mir aufmarschiren ließ. Da postirten ganz unten in Reihe und Glied sich die Gemeinen, die Kreuzer; ihnen voran die niedrigen Schargen: die Vierer, darauf die Hauptleute: die Silbersechser, ihnen voran präsentirte sich in einer langen Kolonne der Generalstab: die blanken Silbergulden, und an der Spitze der oberste Kriegsherr: ein goldener Dukaten. Bei solchen Aufstellungen war mir immer mein Freund, der rothe Bernhard, hülfreich bei der Hand.

Hätte mich damals jemand gefragt, zu welchem Zwecke ich dieses Geld sammele? Ich würde ihn wie einen Verrückten angesehen haben — zu welchem Zwecke? Um zu sammeln und nur fort zu sammeln, damit die Kupferkreuzer zu Silbersechsern, die Silbersechser zu Gulden, die Gulden zu Fünfern und die Fünfer zu Zehnern werden. Was gewährt da größere Lust, als das Wachsen zu sehen und das sich Wandeln der kleinsten Scheidemünze bis hoch hinauf zum blitzenden Golddukaten?

Von dieser Verblendung jedoch sollte ich bald geheilt werden.

Als ich eines Tages Nachmittag etwas später nach Hause kam und wie gewöhnlich den Ort, der meinen Schatz barg, besuchte, gewahrte ich zu meinem Entsetzen eine gähnende Lücke — die Sparbüchse war verschwunden. Mir wurde es schwindlig. Ich faßte mich beim Kopfe, als wollte mir dieser davonfliegen.

„Meine Sparbüchse“, schrie ich wie einer, der zu Tode getroffen ist, „Gott, meine Sparbüchse!“

Alle, die im Zimmer waren, versammelten sich um mich her.

„Um Gotteswillen“, heulte ich, „meine Sparbüchse, wo ist meine Sparbüchse?“

Alle sahen mich verblüfft an, Niemand wußte mir zu antworten.

„Wer ist hier im Zimmer gewesen?“ fuhr ich fort mit verzweifelter Stimme.

„Niemand“, erwiderte unser alter Hausknecht, dem man sonst Alles im Hause überließ, „höchstens Dein Kollege, der rothe Bernhard, der dort im Winkel herumgekramt hatte“.

„Im Winkel — das war just das Behältniß, wo ich meinen Schatz verborgen hielt. Sicher er, nur er hat ihn mir entwendet. Wußte ja Niemand außer ihm, wo ich meine Sparbüchse hielt!“

Wie ein Wahnsinniger stürzte ich ohne Hut und Oberkleid aus dem Hause zu meinem Kollegen hin. . .

Dort an der Thüre blieb ich wie versteinert stehen. — Da lagen alle meine Mittel in Zwecke gewandelt. Alles, wovon der Vater zu mir gesprochen, als er mir die Büchse gegeben, lag dort in grausamer Wirklichkeit und gehörte einem Anderen. Mein rother Freund nämlich, saß über einen Haufen Kirschen und mitten unter diesen lagen zerstreut herum spiegelnagelneue, wie es mir schien, frisch aus der Handlung gekommene Sächelchen: ein Taschenmesser mit Perlmutter belegt, ein zierliches Geldtäschchen, ein Elfenbeinfederhalter, eine kleine Violine und noch viele andere Dingelchen. Mir fiel's auf einmal wie ein Staar von den Augen — das sollte ja Alles mir gehören.

„Mein!“ platzte ich heraus, zum Tische hinstürzend, „mein, das ist Alles mein!“

Mein Freund biß gemüthlich in eine Kirsche hinein, und, indem er den Kern aus dem Munde mir ins Gesicht schnellte, fragte er mit empörender Gemüthsruhe, wie wenn er mich nicht verstanden hätte:

„Was sagst Du?“.

„Alles das ist mein, mein und nochmals mein!“ schrie ich wie verwundet, während ich mit den Augen die Dinge verschlang.

Neuerdings biß mein Freund in mehrere Kirschen auf einmal hinein, daß der köstliche Saft ihm aus dem Munde quoll, und fragte mit höhnischem Gesichtsausdrucke abermals:

„Was sagst Du?“

„Was ich sage?“ fuhr ich fort, mich erst jetzt besinnend, daß ich ihm noch nicht das Rechte gesagt habe, „ich sage, daß Du meine Geldbüchse, hörst Du, daß Du meine Geldbüchse mir entwendet hast.“

„Bist Du aber ein Spaßvogel“, lachte er, die blinkende Klinge seines Taschenmessers öffnend und mit dem Nagel ihre Schärfe untersuchend.

Bis zur Wuth gereizt, machte ich einen Versuch, mich über den Tisch auf die Dinge zu werfen.

„Es wird Dir gar nichts helfen“, schrie ich mit schäumender Wuth, „Du wirst ins Kriminal kommen, Du mußt mir Alles, Alles wieder zurückgeben!“

Mein Freund wehrte den von mir gemachten Versuch mit einer schallenden Orfeige ab, die er mir versetzte.

„Geh“, lachte er ohne mindeste Erregung, „mach' Dich doch nicht närrisch! Aus meiner Hand bekommst Du gar nichts heraus!“

Ja, es war eine kräftige Hand, ich fühlte sie auf meiner brennenden Wange, auf welcher sie sich mit allen fünf Fingern abzeichnete.

Diese Hand brachte mich auch zur Ueberzeugung, daß ich aus dieser gar nichts herausbekommen werde, höchstens noch einige frische Maulschellen. . . .

Wie ein angeschossenes Wild stürzte ich nach Hause wieder zurück.

Den ganzen Tag tobte es in mir fort, und merkwürdig, nicht ein einziges Mal kam mir die Geldbüchse in den Sinn, nur immer die vielen schönen Dinge, die jetzt mir gehören würden; ja, als ich bei Nacht nach langem Herumwälzen in den Schlaf versank, zeigte mir der Traum eine Reihe stattlicher Bücher, mit Goldschnitt und goldenen Aufschriften, ein schönes Tintengestell und einen Schreibtisch, vor dem

ich wie ein großer Herr mit der Feder hinter dem Ohre dasaß. . . .

Ich träumte auch später bei Tage davon fort, ohne an die Mittel weiter denken zu wollen, die mir soviel fieberhafte Aufregung verursachten. Heute noch, in meinem reiferen Mannesalter träume ich fort und fort von tausend Zwecken und schönen Lebenszielen, die mir leider jedoch, weil ich seit damals nicht mehr an die zu ihrer Erreichung nöthigen Mittel bedacht war, eben nur Träume geblieben sind, nur Schemen und Luftgestalten.

Viel schlechter aber als mir, dem ein Zufall den leidenschaftlichen Hang zum Sammeln schon in der Kindheit im Keime erstickt hat, erging es meinem Freund, dessen Hang zum Stehlen in der Kindheit nicht unterbrochen wurde. Nicht immer nämlich wollte es ihm mit seinem Hange in seinen reiferen Jahren so gut glücken, wie in seiner Jugend und so kam es, daß er in seinem späteren Alter für wiederholten Einbruchsdiebstahl zu zehn Jahren schweren Kerkers verurtheilt wurde.



Das Rösel.

„Weißt Du, lieber Leser, was ein „Röſele“ iſt? Gewiß nicht, aber wenn Du zufällig an dem jüdiſchen Wochenfeſte in einem kleinen galiziſchen Städtchen verweilen ſollteſt, ſo wird Dein Blick ſich ſofort gebannt fühlen von vielen Bildchen, die aus jedem Fenſter Dir entgegenblicken, Bildchen, welche Gegenden und Szenen aus dem heiligen Lande vorſtellen: ein Libanonwäldchen, die Lilien von Saron, einen rauchenden Berg — den Berg Sinai — und dergleichen mehr. Befragſt Du nun das erſte beſte Jüngelchen, das Dir in den Weg läuft, was dieſe Bildchen denn eigentlich bedeuten, ſo wird es Dich beſtimmt höchſt befremdet anſehen und Dir antworten: „Wie, ſie ſind ein jüdiſch Kind und wiſſen nicht, was dieſe Bildchen ſind? Das ſind ja „Röſelech“, die zu alten Zeiten an dem Wochenfeſte die Fenſter unſerer Eltern und Voreltern geziert haben, und ein Röſele — wer weiß das nicht? — ein Röſele iſt ein Röſele!“

Ein ſolches Röſele liegt ſeit vielen Jahren in meinem Gebetbuch — allerdings ſtark vergilbt und von dem Zahn der Zeit arg verſtümmelt, aber noch immer erkennbar genug, um zu wiſſen, daß das eben ein Röſele iſt!

Derjenige, der vor vielen Jahren, als Knabe, dieſes Röſele gemalt, wird ſich gewiß nicht mehr daran erinnern, aber mir kommt es ſehr oft in den Sinn, und ganz beſonders heute, nachdem ich eine Notiz in der Zeitung geleſen, die auf dieſes Röſele Bezug hat, ja, als Fortſetzung desſelben anzuſehen wäre; jene Notiz nämlich lautet: „Der rühmlichſt bekannte Hiſtorienmaler Arthur Liebgott, der ſein letztes Bild hier ausgeſtellt hat, wurde für ſeine kunſtvolle Leiſtung mit dem erſten Prämienpreis ausgezeichnet.“

Wie aber ſo ein kleines „Röſele“ Einen zuweilen von der dunkelſten Niederung auf die ſonnigſte Höhe des Glückes

emportragen kann! Wäre nicht dieses Röſele, dann würde unſer Arthur Liebgott bis zum heutigen Tage nur das ſchwarze Ahrele geblieben ſein, wäre vielleicht heute ein „Klausner“ oder ein „Schnorrer“, und am allerwenigſten würde er ſich in einem europäiſchen Zeitungsblatte als rühmlichſt bekannter Hiſtorienmaler verzeichnet ſehen!

Wie aber kam überhaupt das ſchwarze Ahrele dazu, damals ſolche herrliche „Röſelech“ zu malen? Ja, wer das genau erfahren will, der beliebe bei der Biene anzufragen, wer ſie gelehrt hat, ihren Honigſeim zu erzeugen, bei den Vögeln, von wem ſie es gelernt haben, ſo kunſtgerecht ihre Neſter zu bauen, bei den Bäumen, ſich an jedem neuen Frühling mit Blättern und Blüthen zu ſchmücken, bei den Blumen, ſich ſo farbenprächtig jedes Jahr herauszuputzen, und bei den Lerchen, ſo wunderbare Lieder zu ſingen. — Dieſelbe Kraft, die jene treibt und drängt zu ſchaffen, zu blühen, zu duften und ſo friſch in die Welt hineinzuſingen, trieb und drängte auch das ſchwarze Ahrele, ſeine „Röſelech“ zu malen, denn von ſeinem Vater konnte er es nicht gelernt haben, der ja nur Flickſchneider war, ebenſowenig auch von ſeinem Großvater, der zeitlebens in der Klaus hockte; möglich wohl, daß dieſe Kraft ſich ihm von ſeinem Urgroßvater vererbte, aber Jenem hat der Zufall nicht ſo glücklich mitgeſpielt, wie ſeinem Enkelkinde, dem ſchwarzen Ahrele, weshalb jener göttliche Funken in ihm verglommen und erloſchen iſt, ſo daß Niemand von demſelben ſpäter etwas erfahren konnte.

Aber auch das ſchwarze Ahrele hatte genug zu kämpfen und zu leiden, bevor jener Zufall ſeinem Leben eine ſo glückliche Wendung gegeben hat, denn gegen die ihm innewohnende treibende und drängende Kraft erwachte eine andere, die ſie im Keime zu erſticken ſich bemühte und dieſe war keine andere, als die ſeines Melamed, eines knöchernen Männleins mit wild rollenden Augen und eiſernen Fäuſten, von denen das ſchwarze Ahrele faſt jeden Tag einige Kraftproben erhielt, daß ſich ihm ſchier die Glieder verrenkten.

„Wart'!“ knirſchte das wüthende Männlein, als er ihn einmal dabei erwiſchte, wie er während ſeines Vortrages aus

dem Talmud verstohlen auf ein Papier, das er auf dem Schooße hielt, einige Figuren hinzeichnete, „wart', ich will Dir mit dem da was aufmalen!" und jach sauste das Pfeifenrohr in seiner Hand über den Rücken des armen Ahrele. „Und nun weiter!" fuhr drauf der Wütherich mit singender Stimme in seinem Vortrag fort: „Ein Ei, das gelegt wurde am Feiertag!"

„Ein Ei, das gelegt wurde am Feiertag", wimmerte ihm das schwarze Ahrele mit weinerlicher Stimme nach und verwünschte in seinem Herzen das fatale Ei bis in das zehnte Geschlecht hinein, das just am Feiertag in die Welt kommen mußte, um ihm soviel Leid und Schmerzen zu verursachen, aber kaum waren einige Augenblicke vorüber, vergaß das schwarze Ahrele schon wieder den wüthenden Melamed mit seinem wuchtigen Pfeifenrohr und behielt nur noch die Henne mit ihrem Ei in gutem Andenken, indem inzwischen auf dem Papier, das er schon wieder hervorholte, eine hockende Henne entstand mit aufgeblasenen Federn und gespreizten Flügeln, die sich eben eifrig damit beschäftigte, ein Ei zu legen.

Zu Hause hatten auch die Eltern mit dem schwarzen Ahrele ihre liebe Noth: Tag und Nacht nur schmieren und klexen, bald auf dem Tisch, bald auf der Bank und bald wieder auf den Wänden, daß nirgends ein reines Plätzchen zu sehen ist. Das ist ihm gar nicht mehr auszutreiben, nicht mit Worten, nicht mit Schlägen! Was soll aus dem Jungen eigentlich werden? Hätte er wenigstens so einen Hang zum Schnitzen, zum Schreiben, zum Nähen, so ließe sich doch hoffen, aus dem Jungen wird ein Tischler, ein Schreiber, ein Schneider werden, zum mindesten etwas, was einem Brod giebt, aber so eine Schmiererei, wer braucht sie, wem nützt sie? Wahr ist es allerdings, der Junge malt Ratten, daß man sie lebend vor sich zu sehen glaubt, aber fehlt es denn der Welt an Ratten, daß der uns noch welche hinzumalen braucht? Er malt auch Bäume, ganz, wie man sie in den Wäldern sieht, aber haben wir denn nicht genug Bäume, daß der uns noch einige auf Papier vorschmiere? Von den echten hat man wenigstens Holz zum

Heizen, aber so ein gemalter Baum, wer kann von ihm Nutzen haben? Ein wahres Unglück mit dem Jungen, er ist rein wie besessen!

Einmal gar mußten wir alle seine Kollegen seinetwegen von dem Pfeifenrohr unseres Rabbi kosten, mehr als es uns lieb war.

Einmal nämlich, als der Rabbi das Talmudbuch des schwarzen Ahrele öffnete, machte er solche verblüffte Augen, daß wir alle, von einer unwiderstehlichen Neugierde getrieben, uns zu unserem Rabbi hindrängten, um zu sehen, was ihn so sehr in Erstarrung versetzte, und siehe, von der Innenseite der Einbanddecke blickte uns die Figur unseres Rabbi entgegen in täuschender Aehnlichkeit und mit einer solchen Komik ausgeführt, daß wir alle in ein lautes Gelächter ausbrachen. Das Bild zeigte nämlich unseren Rabbi just in dem Augenblicke, wo er mit seinem Pfeifenrohr auf einen von uns losstürzte, mit Schaum vor dem Munde und mit flatternden Peies und Bartspitzen, als wollten sie mit ihm davonfliegen, und da fliegt just auch das Sammetkäppchen ihm vom Haupt und enthüllt auf demselben ein blühendes Geheimniß, das er der Welt immer zu verheimlichen suchte. Das laute Gelächter, das wir bei diesem komischen Anblick erhoben, brachte das ohne dies erregte Blut unseres erzürnten Rabbi noch mehr in Wallung, sodaß er wie ein gereizter Bär sich auf uns stürzte und Hieb auf Hieb mit seinem Pfeifenrohr unter uns vertheilte, worauf er den Urheber, das schwarze Ahrele, mit beiden Fäusten so zu bearbeiten anfing, daß ihm die Glieder krachten, wobei er ihm unausgesetzt mit kreischender Stimme zurief: „Wart' nur wart', ich werde Dir schon diesen Klexteufel austreiben, Du Hund!"

Doch mit dem Austreiben wollte es dem guten Manne keineswegs so leicht gelingen, wie er es sich gedacht, was keiner von uns zu bedauern hat, am allerwenigsten das schwarze Ahrele selber. Ein jäher Zufall, der inzwischen kam, gab seinem Leben mit einem Schlage eine sehr glückliche Wendung. Dieser Zufall war in dem Städtchen bekannt unter dem Namen: der verrückte Graf.

Der verrückte Graf war in dem Städtchen Geißel und Wohlthäter zugleich, denn mit gleicher Freigebigkeit theilte er Püffe, Maulschellen und reiche Spenden unter die Leute aus. Er galt allgemein als Sonderling und in der That waren auch die Wohlthaten, die er übte, nicht frei von einer komischen Sonderart. Er stellte gleichsam die Humanität immer auf den Kopf und ergötzte sich daran, sie oben mit den Beinen zappeln zu sehen. Aber auch in dieser verkehrten Gestalt hörte die Humanität nicht auf, Humanität zu bleiben. Um dem Leser einen annähernden Begriff von seinem Wesen zu geben, will ich hier einige Episoden aus seinem Leben erzählen, die geeignet sind, ihn zu charakterisiren.

Eines Tages, als er wie gewöhnlich in der Judengasse seine Streifzüge machte, bemerkte er einen armen Glaser, der mit mehreren Scheiben unter dem Arm in jedem Hause Nachfrage hielt, ob für ihn etwas Arbeit vorhanden sei, ohne auch nur einen einzigen Kreuzer zu verdienen.

Da regte sich in ihm Erbarmen mit dem armen Manne.

„He, Glasermeister", sprach er ihn an, „hast Du Dir heute schon etwas erarbeitet?"

„Nicht einen Kreuzer, allergnädigster Herr Graf!" betheuerte der Arme, der ehrerbietig tief den Hut zog.

„So komme spätestens in einer Stunde in die Weinstube zu N.", befahl er ihm, „wo Du mich bereits finden wirst, aber bringe so viel Scheiben mit, als Du und Dein Gehülfe nur tragen könnt, denn ich habe dort sehr viel Arbeit für Dich — verstanden?"

Der Glaser verstand und eine Stunde später erschien er mit seinem Gehülfen in der betreffenden Weinstube, beide mit Scheiben in allen nur möglichen Größen beladen.

„Wo befehlen der allergnädigste Herr?" fragte er den bereits dort wartenden Grafen.

„Nun eben hier, wo Du bist!"

„Hier?" wiederholte der Glaser befremdet, der sich in der Stube nach allen Seiten umsah, „hier fehlt ja keine einzige Scheibe!"

„Aber Dir Hungerleider fehlt es mit Weib und Kind an Futter, und da werden auch schon Scheiben fehlen müssen. — Verstehst?"

Und der Glaser verstand schon wiederum, denn der Graf erhob seinen dicken Knotenstock und fuhr mit demselben gegen eine Scheibe los, daß diese klirrend in Stücke auseinanderflog und von dieser ging es zu einer andern und darauf wieder zu einer andern, bis alle Scheiben der Fenster und Schränke zertrümmert waren.

„Siehst Du“, sagte darauf der Graf unter lautem Lachen, „siehst Du wie wir uns Rath zu geben wissen. — Jetzt faß an, Glaser, aber nur rasch!“

Der Glaser brachte seine Scheiben bis zu der letzten an, denn, als ihm noch einige zurückblieben, zerschlug der Graf mit seinem Knotenstock aufs Neue einige frisch hineingesetzte Scheiben, bis der Glaser auch die letzte anbrachte.

„Jetzt“, rief ihm der Graf zu, als er mit seiner Arbeit fertig war, indem er ihm dreißig Gulden hinwarf, „jetzt geh' mit Deinem Verdienst Deine Jungen füttern!“

Ein anderes Mal wieder ritt er auf seinem Schimmel auf dem Marktplatze herum und sah, wie unter den Händlerinnen die dort ihren Sitz hatten, eine arme Jüdin mit heiserer, beinahe eingetrockneter Stimme aller Welt ihren Kram von irdenen Töpfen und Schüsseln anbot, ohne auch nur einen Heller zu lösen. Da bemächtigte sich seiner wieder jenes Gefühl von Mitleid und, seine Reitpeitsche schwingend, sprengte er mit einem Satze mitten unter die Töpfe und Schüsseln hinein, daß diese im Nu in tausend Scherbenstücke zerstampft waren. Die arme Jüdin riß weit den Mund auf, aber nur um freudig auszurufen: „Dank dem allergnädigsten Herr!“, denn bevor sie Zeit hatte, einen Schrei oder einen Fluch auszustoßen, lag eine Fünfzigerbanknote ihr zu Füßen — das Zehnfache von dem Werthe ihres ganzen Krams.

Warum der Graf diese barocke Art für seine Wohlthaten gewählt hatte, darauf gab es überall nur eine Antwort: „Weil er eben der verrückte Graf ist!“ Er selber hatte freilich ein anderes Motiv dafür: „Bei mir“, sagte er immer, wenn darauf die Rede kam, „bei mir gilt die Parole: leben und leben lassen! Ich will wohl den Armen und Dürftigen helfen, aber auch ich will dabei leben und mir ein ergötzliches

Stündchen machen, und wenn so Töpfe und Scheiben in Trümmer auseinanderfliegen, so habe ich meine Passion daran. Uebrigens will ich auch, daß die Leute ihren Kreuzer verdienen und nicht erbetteln. Im Allgemeinen kommt aber auch meine Zerstörungslust Vielen zu statten: dem Fabriksherrn, den Arbeitern und den Glasern. Das wäre mir aber auch eine schöne Sache, wenn sich da Niemand finden sollte, der die Scheiben zerstörte. Da müßten die Fabriken bald ihren Betrieb einstellen! Und was geschieht dann mit den vielen armen Arbeitern? So ist es einmal im Leben, der Eine hat den Beruf zu schaffen, und der Andere zu zerstören, das gleicht sich aus!"

Dieser verrückte Graf war es auch, den die Vorsehung dazu bestimmt hatte, unserem schwarzen Ahrele auf die Beine zu helfen.

Es war am schönen Wochenfeste. Alle jüdischen Häuser schmückten sich, wie alljährlich, mit dem freundlichen Grün der Blätter, und in den Fenstern prangten die allerschönsten „Röselech". Die Reichen wetteiferten miteinander, in dem sie fast jede Scheibe mit einem anderen „Rösele" schmückten. Mendele Schimmer gar, der bekannte Emporkömmling der Stadt, that eins drüber und hing einige Tausender-Banknoten zum Fenster hinaus, als wenn er sagen wollte: „Das sind meine „Röselech!" Das arme Schneiderlein, der Vater des schwarzen Ahrele, verfügte natürlich nicht über solche Röselech wie Mendele Schimmer, und deshalb sagte er zu seinem Sohne: „Das ganze Jahr über haben wir von Deinen Klexereien Kummer und Aergerniß, so laß uns auch einmal Nutzen von Dir haben — geh', häng' uns etwas von Deinen Malereien hinein".

Ahrele ließ es sich nicht zweimal sagen und schmückte die niedrigen, versunkenen Fenster des kleinen Häuschens mit den schönsten Bildchen, die er hatte. Brauche ich da zu erwähnen, daß kaum ein Einziger von der großen Menge den Röselech des schwarzen Ahrele irgend welche Aufmerksamkeit geschenkt, und daß sie dafür in hellen Haufen vor dem Hause des Mendele Schimmer sich ansammelten, wo die Tausender in den Fenstern prangten? Aber es fand sich doch bald Einer, der vor dem niedrigen Häuschen des

Schneiderleins bewundernd stehen blieb und dieser war — der verrückte Graf. Auf den Arm eines Freundes gestützt, kam er wie gewöhnlich langsam und schleppenden Schrittes in die Judengasse, wo er hier und dort einen Blick hinwarf. „Was ist das aber für eine Bildergallerie, die meine Juden heute ausstellen!", lachte er, aber er gerieth alsbald wieder in aufschäumenden Zorn, als er zu Mendele Schimmer in die Fenster hineinsah.

„So pack' Dir Deine Flunkerei zusammen, Du Windbeutel!", schrie er mit heftiger Stimme ihm durchs Fenster zu, indem er drohend seinen dicken Stock zu ihm erhob, so daß der arme Schimmer, zitternd wie Espenlaub, hastig seine Tausender zusammenraffte und mit ihnen sofort vom Fenster verschwand. Ganz anders vor dem Fenster des armen Schneiderleins. Da blieb der Graf auf einmal wie festgebannt stehen. „Aber schau' doch einmal her", rief er seinem Begleiter zu. „Wie kommt nur der Jude zu solchen Bildchen? Bei Gott, die zeigen Talent, ausgesprochenes Talent, allerdings noch unreif, aber große natürliche Begabung! Kreuzdonnerwetter noch einmal! Was für ein Rosenstrauch, und jener rauchende Berg! Da wette ich, in dem, der das gemalt, steckt eine Künstlerseele — muß doch einmal nachsehen!" Und dabei bückte er seine stolze Gestalt und trat mit seinem Begleiter durch das niedrige Thor zu dem Schneiderlein in die Wohnung. Bei seinem Anblick gerieth die kleine Welt, die sich hier tummelte, in die größte Verwirrung. Das vor Ueberraschung über die Stirne roth gewordene Schneiderlein riß sich hastig das Käppchen vom Haupte und machte auf einmal zwanzig Bücklinge, so daß er wie ein lebendiges perpetuum mobile aussah. Sein Weib lief wie besessen hin und her, ohne zu wissen, was sie mit sich anfangen solle, und die im Zimmer anwesenden Kinder schlüpften wie die scheuen Mäuschen ein jedes in ein anderes Loch hinein.

„Chajim, Mosche, Feiwesch oder wie Du sonst heißt", sprach inzwischen der Graf in seiner Weise das Schneiderlein an, „sag' mir, wer Dir die Dinge dort an den Fenstern gemalt hat?"

Das Schneiderlein kratzte sich verlegen am Kopfe; es wußte nicht, ob es vortheilhafter sei, die Wahrheit zu gestehen oder zu verleugnen — endlich brachte es zaghaft hervor:

„Mein Jüngel, allergnädigster Herr Graf!“

„Dein Jüngel? So laß es einmal sehen, dieses Jüngel!“

Das Schneiderlein schleppte alsbald das sich sträubende schwarze Ahrele vor den Grafen hin.

„Das ist mein Jüngel!“, stellte er ihn vor.

„So sag' mir nur, Junge“, sprach jetzt der Graf das schwarze Ahrele mit derber Stimme wie gewöhnlich an, „hast Du das gemalt oder nicht?“

Das schwarze Ahrele, das geglaubt, daß ihn dafür neue Schläge erwarten, duckte sich und stammelte mit weinerlicher Stimme: „Ich werde schon nicht mehr!“

„Ob Du es ja wirst oder nicht, das habe ich Dich nicht gefragt — vor allem will ich wissen, ob Du das gemalt hast?“

„Ja, ich“, stöhnte das reumüthige Ahrele, „aber ich werde schon nicht mehr!“

„Gerade umgekehrt“, wendete der Graf, der sich jetzt Mühe gab, einen milden Ton anzuschlagen, ein, indem er dem schwarzen Ahrele begütigend die Wange strich, „jetzt wirst Du es erst recht — aber sage mir, wie kommst Du nur darauf, das zu malen?“

„Wie soll ich dazu kommen?“ fragte Ahrele zurück, durch die Zutraulichkeit des Grafen mehr Muth fassend. „Ich sehe und male nach!“

„Schon recht, mein Junge! Aber wer hat diesen Sinn in Dir geweckt? Von wem hast Du das gelernt?“

„Von wem soll ich denn lernen? Ich habe ja selber Augen?“

„Der hat selber Augen,“ lächelte der Graf seinem Begleiter zu, „als ob Augen allein genügen, so was malen zu können, aber sag' mir,“ fuhr er dann zu Ahrele fort, „wer hat Dich dazu bestimmt, diese Dinge zu malen?“

„Weiß ich?“ erwiederte Ahrele. „Aber ich habe immer eine große Freude daran, den Himmel zu sehen, die Bäume und Alles, was schön in der Welt ist, daß ich mir sage Ei, das will ich auf Papier nachschaffen!“

„Nachschaffen!“ wiederholte der Graf, „das ist das rechte Wort, mein Junge! Aber sage mir, wie hast Du es beispielsweise gewußt, dort bei jener halb geöffneten Knospe ihr mit solchen feinen Abstufungen Schatten zu geben, um die einzelnen sich erschließenden Blättchen zu markiren?“

Das schwarze Ahrele sah den Grafen, während er zu ihm sprach, ganz verwundert an, ohne nur ein einziges Wort zu verstehen; endlich erwiederte er:

„Ich verstehe Sie nicht, was sagen sie „Schatten“? Ich habe keine Schatten. Wieso kann man Schatten geben? Ich verstehe Sie nicht!“

„Das sehe ich, daß Du mich nicht verstehst, aber siehst Du, daß da nennt man in der Malerei Schatten und dadurch werden in dem Bilde, das ja nur auf einem flachen Papier gemalt wird, Senkungen und Hebungen erzeugt, so daß das Auge sich in einem tiefen Raum zu verlieren glaubt. Verstehst Du mich schon jetzt?“

„Ich weiß von allem gar nichts,“ betheuerte Ahrele, „ich weiß nur, daß ich hier eine Rose gemalt, und da mußte ich so machen!“

„Mußte“, betonte der Graf zu seinem Begleiter, das ist das rechte Genie, es schafft oft unbewußt, wie die Natur selbst, auch sie plant und raisonnirt nicht, sondern sie muß. Wenn zu so viel natürlicher Begabung erst Kunst und Bewußtsein, gleichsam Zucht und Wahl hinzukommen, — was wird der erst leisten können! Wir haben hier vor uns einen rohen Brillanten, der noch den Schliff braucht!“ und zu Ahrele gewendet fügte er hinzu: „Was meinst Du dazu mein Junge, wenn man Dich malen lernen lassen sollte? Wie Du jetzt mit Tinte zeichnest, das ist noch nicht das Rechte. Man würde Dich lehren, wie die Farben zu mischen, um beispielsweise den Sonnenuntergang zu malen, den blauen Himmel, die Bäume wie sie in vollen Blüthen stehen oder wie sie zu verwelken anfangen. Du könntest dann auch ganze Landschaften, wie Du Dich ausdrückst, auf dem Papier nachschaffen, bewaldete Berge, rieselnde Bäche, Felder voll goldner Saaten, die im Winde leise sich bewegen und darüber im tiefblauen Himmel die

aufsteigende Morgenröthe. Möchtest Du gerne das Alles lernen?"

Die Augen des schwarzen Ahrele füllten sich, während der Graf so zu ihm sprach, mit einem wunderbaren Glanz.

„Ei! Ei! Möchte ich das alles lernen!" rief er mit rührender Bewunderung.

„Dann", fuhr der Graf fort, „würdest Du es auch verstehen, Scenen aus dem Leben und aus der Geschichte mit Farben zu malen, sagen wir aus Deiner Bibel, z. B. wie Jakob seinen Sohn beweint, oder wie Joseph sich seinen Brüdern zu erkennen giebt und dergleichen noch mehr!"

„Ei! Ei! wäre das schön!" — rief das schwarze Ahrele begeistert aus, indem er vor Vergnügen sich die Hände rieb.

„Nun freilich wäre das schön", stimmte der Graf lächelnd zu, doch mit Dir bin ich bereits fertig", und zum Schneiderlein gewendet, fuhr er fort: „Hast Du leicht Dein Auskommen von Deiner Schneiderei?"

„Auskommen!", wiederholte das Schneiderlein traurig, „wir arbeiten uns Tag und Nacht die Hände wund, wir gönnen uns nicht einen Augenblick zu athmen und haben kaum das trockene Stückchen Brod zur Sättigung."

„Wäre Dir z. B. mit einem Zuschuß von dreihundert Gulden jährlich geholfen?"

„Dreihundert Gulden!" schrie das Schneiderlein, das nie so viel Geld zusammen sich gedacht hat, „dreihundert Gulden — der hochgnädige Herr Graf fragen erst?"

„Diese könntest Du jährlich bei mir bekommen!"

„Was dreihundert Gulden!" rief das Schneiderlein außer sich, „hochgnädigster Herr scherzen wohl?"

„Durchaus nicht — doch diese bekommst Du nicht umsonst, Du weißt, ich schenke nicht gern!"

„Was? soll ich dafür vielleicht dem allergnädigsten Herrn Röcke nähen — ja, ich verstehe auch Röcke zu nähen!"

„Nein, Deine Röcke brauche ich nicht, aber etwas anderes giebst Du mir dafür!"

„Und was denn? Möge der hochgnädige Herr befehlen."

„Dein Jüngel überläßt Du mir dafür!“

Aha! dachte das Schneiderlein, da kommt am Ende doch der verrückte Graf heraus.“

„Mein Jüngel —“ stotterte der Arme verlegen. „Wer giebt ein Kind von sich weg, und möge es noch so ungerathen sein?“

„Aber Du Narr, er bleibt ja weiter Dein, nur will ich aus ihm etwas Rechtes machen, was Dir Ehre und Wohlstand bringen soll . . .“

„Und was werden der hochgnädige Herr aus ihm machen?“ forschte das Schneiderlein.

„So sage mir vorerst“, begann der Graf, „hoffst Du, daß aus ihm ein Rabbiner wird?“

„Leider nein. Er ist ja immer hineinverthan in seine Malerei, daß er nicht einmal hört, was der Melamed zu ihm spricht.“

„Also ein Rabbiner nicht — hoffst Du, daß aus ihm ein Schneider wird?“

„Das noch weniger, der versteht ja nicht einmal, wie man einen Faden in das Nadelloch hineinbringt“.

„Also auch das nicht — und was denn?‘

„Ach, wenn wir es wüßten!“

„Aber ich weiß es ja, und deshalb verlange ich von Dir, daß Du mir Dein Jüngel überläßt!“

„Mein Jüngel,“ räusperte sich das Schneiderlein, „hochgnädiger Herr, ich bin ein Jude!“

„Und was folgt daraus?“

„Daß auch mein Jüngel das bleiben muß, was seine Eltern waren!“

„Aber Du Narr, wer will denn, daß Dein Jüngel nicht Jude bleiben soll? Du sollst ihn sogar selber in Krakau, wo er das Malen lernen kann, das Kosthaus aussuchen, damit er nur Koscheres esse und streng zur Religion angehalten werde. Ists Dir jetzt schon recht?

„Leben soll der hochgnädige Herr hundert Jahr und noch mehr!“

„Und jedes Jahr“, lachte der Graf, seine Brieftasche hervorziehend, „bezahle ich Dir so fort mit 300 Gulden,

hier dreihundert Gulden. Jedes Jahr bekommst Du von mir eine solche Summe, doch Du wirst es nicht lange gebrauchen, denn Dein Jüngel wird nach einigen Jahren in der Lage sein, Dich mit Deiner Familie in Glanz und Reichthum zu erhalten."

„Und das Alles von der Malerei — Gotteswunder!" staunte das Schneiderlein.

* * *

Was der Graf ihm versprochen, erfüllte sich Punkt für Punkt. Nach den Feiertagen reiste das schwarze Ahrele, von seinem Vater und dem Grafen begleitet, nach Krakau ab. Die Sache des Grafen war es, ihn in der Malerschule unterzubringen und die seines Vaters, ein jüdisches Kosthaus für ihn auszusuchen. Jährlich erhielt das Schneiderlein vom Grafen den Zuschuß von dreihundert Gulden, freilich nur einige Jahre, denn nach dieser Zeit war es Ahrele gegönnt, von dem Erlös seiner Arbeiten seinen Eltern einen Wohlstand zu verschaffen.

Wie weit Ahrele es in der Kunst gebracht hat, davon erzählt mehr als genug das Zeitungsblatt, das vor mir jetzt entfaltet ist. Jetzt heißt er lange nicht mehr das schwarze Ahrele, sondern der rühmlichst bekannte Maler Arthur Liebgott. Seine Bilder werden prämiirt. Jetzt lebt er in Glanz und Reichthum und das Städtchen D. rechnet es sich zur Ehre an, daß einst dort seine Wiege gestanden hat.

Gotteswunder und das alles durch dieses „Röſele", das bis zum heutigen Tage in meinem Gebetbuche aufbewahrt ist.

O, wie viel Knaben mag es noch heute in der Jüdischen Gasse geben, die ebenfalls solche „Röſelech" malen.

Giebt es denn aber heute auch solche verrückte Grafen?



Der Schreckensmonat.

„Tekioh! Schworim! Truoh! Tekioh!"

Kennst Du, lieber Leser, diese Notenzeichen für das Blasinstrument, das man „Schofer" heißt? Ganz gewiß sind sie Dir nicht unbekannt, diese ernsten, düstern Zeichen, denn wo giebt es eine Synagoge der Welt, wo man sie am Neujahrstage nicht hört, jene tiefen, mahnenden Klänge, dirigirt mit weinerlicher, gebrochener Stimme vom Rabbiner oder sonst einem würdigen Manne der Gemeinde? Dann dürften sie aber auch in Dir Gefühle und Erinnerungen wachrufen, wie sie in mir rege werden, in dem Augenblicke da sie vor mir aus meinem Gebetbuche auftauchen, wo sie mitten unter den andern Gebeten für das Neujahrsfest mit großen Lettern zu sehen sind und die in deutscher Uebersetzung lauten: Blasen! Stoßen! Schallen!

Nicht aber blos am Neujahrsfeste ist diese Musik in allen Synagogen der Welt zu hören, sondern vielmehr während des ganzen Monats Elul, in Ausnahmefällen auch mitten im Jahre, wenn beispielsweise eine Epidemie ausbricht, eine schwere Noth der Gemeinde bevorsteht, oder auch — was jetzt lange nicht mehr der Fall ist, wenn über einen der Bannfluch ausgesprochen werden soll. . . .

Ertönen diese Laute in dem Monate Elul in der Synagoge, dann geschieht es, als dringe aus dem Schofer ein trüber Hauch in die Welt hinein, der das Angesicht der Erde verdüstert und die Sonne wird wie von einer russigen Wolke verschleiert, der Himmel hüllt sich in ein graues Gewand, das wie der Trauervorhang in der Synagoge aussieht. Vermummte, schwarzumflorte Gestalten ziehen langsam an dem Firmamente hin, daß man im Himmel Trauerprozession zu sehen glaubt, die langsam und feierlich einem

Sarge folgt, in welchem ein verstorbener Engel zu Grabe getragen wird, — und eine unheimliche Ahnung geht über das All, die weiten Fluren erbleichen, die Blümchen lassen matt und schlaff ihre Köpfe hängen, wie kranke Kinder die dem Erlöschen nahe sind, und hier und dort sinkt eines von ihnen todesbleich in das Grab an derselben Stelle, wo es geblüht, wo es geduftet, wo es farbenschillernd vor erst kurzer Zeit aus dem freundlichen Grün das Köpfchen hervorgestreckt. Und je häufiger die Töne aus dem Schofer hervorgeblasen werden, um so häufiger wird das Sterben unter den Kindern der Natur, so daß Hain, Berg, Wald und Wiese nur noch Lazarethe und Friedhöfe bilden, in welchen alle jene reizenden Florakinder todtkrank darniederliegen oder bereits schon als Leichen verwesen und vermodern. . . .

Nicht aber blos in den Synagogen erschallen jene unheimlichen Klänge, sondern auch in dem großen Tempel des Universums, und hier ist es Gott allein, der Schöpfer und Zerstörer alles Daseins, der die große Todtenmusik dirigirt:

„Tekioh! Scheworim! Truoh!“

Und da bläst und schallt und stoßt es, daß alle Blätter vom Stamme herunterfallen, und die Bäume mit den entlaubten, klappernden Zweigen wie düstere Grabesmonumente aussehen, die von einstiger Größe und Herrlichkeit erzählen . . .

Und wie die armen Kinder des Ghetto's das große Sterben in der Natur sehen, da erfaßt sie eine Angst und ein Beben und sie ziehen mit Weib und Kind zu den Gräbern ihrer Todten; denn sie haben seit Urzeiten sich daran gewöhnt, in den Zeiten trüber und banger Ahnungen sich nie an das Leben zu wenden, das immer kalt und verdrossen ihnen begegnet, sondern an den Tod, der ihnen immer näher steht, als das Leben. Ja, selbst in unserer Zeit, wo das Leben ihnen ein viel freundlicheres Gesicht zeigt, konnen sie noch immer kein rechtes Vertrauen dazu fassen, sehen sie sich noch immer von den düstern Schatten der vergangenen Jahrhunderte verfolgt, da ja das Echo noch immer nachhallt, wenn der Ton, der es hervor-

gerufen, schon lange verklungen ist, und so oft ihr Herz sich ergriffen fühlt, findet man sie auf den Gräbern bei ihren Todten. —

Aber auch der Tod flößt ihnen Angst und Entsetzen ein, denn sie haben durch viele Jahrhunderte alle Schulen der Furcht und der Schrecknisse durchgemacht, daß sie sich vor Allem fürchten, vor dem Leben, vor dem Tode, vor Allem was ist und nicht ist. Oft hört man sie die schaurige Mär' sich zuflüstern, daß ihre Todten selbst im Grabe keine Ruhe finden und daß das stumme Todtenhaus sie allnächtlich hinausspeiet an den Strand des Lebens, wo sie unstätt und flüchtig umherirren müssen. — Was auch Wunder? Sie, die Armen, die wie ein Wild durch die Jahrtausende gehetzt und verfolgt worden sind, können es kaum fassen und begreifen, daß nach dem Tode auf einmal alle Hetzen und Verfolgungen aufhören, und aus diesem ungesunden Gedanken entwickelten sich wie Miasmen aus einem faulen Körper tausend Schauermärchen von Todten, die auch im Grabe keine Ruhe und keinen Frieden finden können . . .

Noch steht mir Reb Mendel Schamesch vor Augen, ganz wie ich ihn vor dreißig Jahren in der Synagoge gesehen habe, mit der großen Prise zwischen Daumen und Zeigefinger und mit den übrigen drei Fingern sich langsam den langen rothen Bart glättend . . .

„So höret mich aus Rabbaußaj (Meine Herren)!" begann Reb Mendel zu der Schaar von Neugierigen, die ihn umgab, „wenn ich es diese Nacht überlebt habe, so giebt es keinen Tod mehr für mich!"

„Gott ist mit Euch Reb Mendel!" riefen ihm Alle erschrocken zu, „so erzählet uns doch, was ihr diese Nacht erlebt!"

„Was ich erlebt," wiederholte Reb Mendel, indem er hastig die Prise zur Nase führte. „Ich habe etwas erlebt, was einen mit Schauer erfüllt. — So versteht ihr schon jetzt, Rabbaußaja?"

„Aber was? Um Gotteswillen, Reb Mendel, so sage uns doch was?" drängten Alle zusammen.

„Was? fragt Ihr, so saget mir selber, Rabbaußaj, ob es etwas Schrecklicheres in der Welt giebt, als Todte bei Nacht weinen zu hören?“

„Todte?!“ fuhren Alle entsetzt zurück. „Und Ihr habt diese Nacht Todte weinen gehört?“

„Nicht ich allein, sondern auch mein Weib und meine Kinder, so deutlich wie ich Euch jetzt höre. Noch jetzt sind mir die Ohren voll von jenem grauenhaften Weinen der Todten, das ich diese Nacht gehört habe.“

„Nun, so redet doch zu uns klar, Reb Mendel,“ drängten Alle mit jenem Gefühle der Wollust, die derartige Leute immer empfinden beim Anhören grusliger Märchen. „Wie, wann und wo habt Ihr das Alles gehört?“

„In der Mitternachtsstunde mag es gewesen sein,“ erzählte Reb Mendel, „da weckte uns plötzlich eine jämmerliche Stimme — wir horchten erschreckt auf — die Stimme kam von oberhalb der Synagoge, gerade über unserem Kopfe. — Doch was sage ich eine Stimme, es waren ihrer mehr als hundert, mehr als tausend, es war eine ganze Welt von Stimmen — und wie das weinte! In meinem Leben habe ich noch nie so ein Weinen gesehen als an das Bußgebet „Al Chet“, das die vielen Tage in meinem Kopfe zu Gott hinaufschrieen!“

„So ist es also wahr“, unterbrach ihn einer der Umstehenden, „was man sich erzählt, daß die Todten in diesem Monat sich jede Nacht in der Synagoge versammeln, um dort ihr Gebet zu verrichten!“

„Eine schöne Frage, ob es wahr ist“, wandte ihm ein Zweiter zu, „wie man nur so närrisch fragen kann!“

„Die Wahrheit gestanden“, meinte Reb Mendel, „habe auch ich nie daran recht glauben können, denn erstens wohne ich schon in der Kellerstube der Synagoge mehr als zehn Jahre und könnte doch nicht behaupten, während dieser Zeit etwas Auffallendes gesehen oder gehört zu haben, und zweitens heißt es ja auch in den heiligen Psalmen: „Nicht die Todten loben Gott“, aber jetzt muß ich daran glauben, wie ich an Gott glaube, denn was ich diese Nacht mit eignen

Ohren gehört habe, das konnte einem zehn Mal das Gehirn im Kopfe umdrehen!“

„Sehen Sie“, entgegnete Scholem Henoch, der Schulklopfer, indem er den Zeigefinger auf den rechten Flügel seiner Nase wie an einer Flöte legte und diese einige Mal hinter einander recht kräftig pfeifen ließ, was er dann auch beim zweiten Nasenflügel wiederholte. „Sehen Sie, mir ist das Alles nicht mehr neu. Da habe ich erst vorige Woche als ich um Mitternacht die Synagoge öffnete, einen Todten gesehen, der so hart an mir vorbeiging, wie ich jetzt neben Euch stehe!“

„Und wir werden dazu schweigen?“ schrie einer aus der Schaar heraus. „Wir werden unsere Todten weinen hören und werden schweigen?“

„Nein, das darf und soll nicht geschehen!“ stimmten viele laut zu, „legen wir nicht die Hände in den Schooß, sondern thun wir etwas.“

„Und was meint Ihr, daß wir thun sollen?“ fragten wieder einige Andere.

„Dazu haben wir doch einen Wunderrabbi in der Stadt, bei dem wir uns Rath holen können!“

„Ja, das ist das Rechte, wir gehen zum Rabbi“, stimmten alle zu.

Gesagt, gethan — gegen dreißig Personen stürzten mit verstörten Gesichtern zum Rabbi hin und schrien wie besessen:

„Wie Gott Ihnen lieb ist, Rabbileb, thun Sie etwas, schweigen Sie nicht! Todte weinen jede Nacht in der Synagoge, daß vor Rührung Himmel und Erde schmelzen müßten! Den armen Todten muß die Ruhe wiedergegeben werden! Möglich, daß sie unseretwegen so schwer leiden. Für jeden Fall geziemt es sich, daß auch Sie Rabbi eine Nacht in der Nähe der Synagoge zubringen, damit Sie selber das Schauerliche mitanhören, was mit Worten sich gar nicht schildern läßt!“

Gegen Nachts fanden sich nicht allein der Wunderrabbi und seine Assistenten in der Nähe der Synagoge ein, sondern auch eine große Menge von Männern, Frauen und Kindern. Auch ich, damals noch ein Knirps von acht Jahren, stahl

mich aus dem Hause und mit einem Schwarm von kleinen Kollegen mengte ich mich mitten in das Gewirre der Leute, die den ganzen Hofraum erfüllten. Noch steht mir das ganze Bild vor Augen, wie wenn es erst gestern gewesen wäre. Es war nach einem trüben, verregneten Herbsttage. Die Nacht brach jäh von den Bergen, wie aus einem Hinterhalte hervor. Der sternenlose Himmel hing wie ein schwarzes Tintenmeer von unermeßlicher Ferne über der Erde, so daß das Gewoge von Menschen in dem großen Hofraum der Synagoge mehr mit den Ohren als mit den Augen wahrzunehmen war. Je tiefer die Nacht sich vorschob, von einer um so größern Furcht und Angst fühlte sich die große Menschenmasse beherrscht, so daß sie minutenlang in Todesstille verharrte.

Da ließ sich plötzlich vom Dachboden der Synagoge ein langer, schluchzender, durch Mark und Bein dringender Ton vernehmen.

„Aha!“ rief Reb Schaje Jakow, der Adjutant des Rabbi, „da erkenne ich deutlich die Stimme — es ist unser Vorbeter Reb Eli, der im vorigen Jahre gestorben ist — ganz auf ein Haar dieselbe Stimme!“

„Von Reb Eli unserm Vorbeter!“ ging es wie ein Brausen durch die vielköpfige Menschenmenge.

„Scha! Scha!“ erhob sich ein Zischen von verschiedenen Seiten, „laßet uns hören unser Reb Eli olow bascholem!“ (Friede mit ihm!)

„Was für Colloratur!“ bewunderte ein Kunstkenner, „ganz dieselbe wie beim Leben und noch entwickelter!“

Inzwischen war auf dem Dachboden der Synagoge die Stimme Reb Eli's verschlungen und übertäubt von tausend andern Stimmen, die schwer von einander zu unterscheiden waren, alle schluchzend, herzerschütternd, voll Weh und Jammer, wie nur sündige Seelen aus dem Höllenpfuhl schreien, um die Barmherzigkeit Gottes zu erwecken.

„Al chet! — hört's Ihr, die Todten beten al chet!“

„Beten wir mit!“ schrie Einer heraus.

Und wie Meeresbrausen ertönte es aus der ganzen Menge, alle beteten „al chet“ mit den Todten.

Wieder trat eine Pause ein. Nur oben auf dem Dachboden heulte es noch immer so entsetzlich wie früher.

Da löste sich eine Gestalt aus dem wirren Menschenknäuel los, es war ein altes Weib, das mit einem lauten Jammerrufe zum Wunderrabbi hinstürzte:

„Gewalt, heiliger Rabbi, Gewalt! Ich höre meine Tochter weinen, die mir vor zwei Monaten gestorben ist!"

„Mein Sohn!" schrie ihr ein anderer nach, „da erkenne ich deutlich meines Sohnes Stimme!"

„Mein Vater, Gewalt mein Vater!" jammerte ein Dritter.

„Mein Vater! Mein Sohn! Meine Tochter! Mein Bruder! Meine Schwester!" tobten jetzt auf einmal mehrere Stimmen durcheinander.

So ging es mit jedem Augenblicke immer toller zu und erst die heranbrechende Morgenröthe machte diesem wüsten Treiben ein Ende, wodann die Menge händeringend und mit wirren Köpfen sich nach verschiedenen Seiten zerstreuten.

An demselben Tage aber noch fand beim Wunderrabbi eine große Versammlung statt, an welcher alle Klausner theilnahmen. Es handelte sich darum, Mittel aufzufinden. wie die aufgeregten Todten zu besänftigen. Für die erste Zeit ordnete der Rabbi bestimmte Psalmen zu beten an, von welchen er sich den besten Erfolg versprach, und um seiner Sache noch sicherer zu sein, designirte er den besten und frömmsten Schoferbläser der Gemeinde, damit er jede Nacht einige beruhigende Tekies und Terues den Todten vorblase.

Allein auch diese Mittel erwiesen sich leider als erfolglos, denn die Todten fuhren fort, Nacht für Nacht auf dem Dachboden der Synagoge ihr markerschütterndes Geheul vernehmen zu lassen.

Da nahm der Rabbi seine Zuflucht zu verschärfteren Maßregeln. Er berief eine geheime Sündenpolizei, die alle Sünden in der Gemeinde zu überwachen hätte, denn sicher giebt es solche viele in der Stadt, derentwillen die armen Todten die Ruhe nicht finden können . . .

Die neuorganisirte Sündenpolizei erwies sich auch als ihrer Aufgabe vollkommen gewachsen. Keine noch so kleine Sünde entging ihrer scharfen Spürnase. Sie entdeckte Frauen, die unter dem Schleier ihr eigenes Haar trugen — junge Leute, die aufgeklärte Bücher lasen — Mädchen, die nach der Mode sich kleideten und dergleichen mehr. Mit diesen Sündern versäumte man nicht schnell aufzuräumen. Alte Weiber stürzten wie die Hexen zu den jungen Sünderinnen ins Haus und schnitten ihnen gewaltsam das Haar bis zu den Wurzeln ab. Den Mädchen wurden die damals in Mode gewesenen Krinolinen auf offener Straße heruntergerissen. Aufgeklärte Bücher wurden zum **Auto-da-tė** verurtheilt. Mancher junge Mann, der im Geruche der Aufklärung stand, wurde in der Klaus mißhandelt.

Doch was half das Alles? Bereits waren alle verdächtigen Bücher zu Asche verbrannt, kein Mädchen wagte es mehr, eine Krinoline zu tragen, alle Frauen waren ihrer Haarüberreste beraubt und noch immer fühlten die Todten sich nicht beruhigt, ja ihre Jammerrufe nahmen mit jeder Nacht eher zu als ab.

Da blieb dem Rabbi und allen Frommen der Gemeinde kein anderer Ausweg übrig, als das Aeußerste zu wagen: man müsse zu den Todten bis auf den Dachboden vordringen, um an Ort und Stelle die verzweifeltesten Mittel anzuwenden.

Unvorbereitet darf jedenfalls ein solcher Gang nicht gemacht werden und deshalb entwarf der Rabbiner ein großes Programm, wie bei jenem Aufmarsch vorzugehen sei.

Das war eine Menge, die sich heute vor der Synagoge versammelte, wie sie diese nur selten gesehen hatte. Jedem einzelnen dieser großen Menschenmasse war es anzusehen, daß ihm Herz und Athem über das Kommende beklommen waren.

Als die grauenhaften Stimmen auf dem Dachboden der Synagoge laut wurden, ordnete sich der Zug zum Aufmarsche.

Voran schritt Reb Mendel mit dem großen Schlüssel zum Dachboden. Sein großer, rother Bart stach grell von dem erdfahlen Gesichte ab. Nachher schritt der Wunderrabbi

umgeben von seinen Gabboim*), jeder mit einem Kabbalabuche versehen. Hinterher folgten in einer langen Reihe alle Schoferblaser der Stadt, einige und zwanzig Stabstrompeter, jeder mit seinem Blasehorn in der Hand. Darauf folgten in bunter Schlachtordnung alle Anhänger des Rabbi, die meisten mit Gebetbüchern und brennenden Kerzen in Händen. Auf jeder Stiege hielt der Rabbi an und da betete die ganze Versammlung einen der Psalmen, die sich die „Stufengesänge“ nennen, auf jeder Stiege einen andern. Endlich stand der Rabbi vor der verschlossenen Thüre und schon steckte der Schammes den großen Schlüssel ins Schlüsselloch. Beim Knarren des sich umdrehenden Schlüssels fühlte der heilige Mann, daß sich ihm vor Schreck das Herz im Leibe umdrehte. Gerne hätte er noch jetzt im entscheidenden Momente Reißaus gemacht, aber der Rückzug war abgeschnitten. Die Menge bildete hinter seinem Rücken eine feste, undurchdringliche Mauer. Jetzt ging die Thür auf und von der Menge vorwärts geschoben, sah sich der Rabbi mit einem Ruck mitten in dem schrecklichen Raume, der bald von einer vielköpfigen Menschenmenge überfluthet war.

Da gewahrten sie beim hellen und grellen Scheine der vielen Lichter etwas ganz Unerwartetes — ein ganzes Heer von schwarzen, weißen und gestreiften Katzen wogte wie ein bunter Knäuel durcheinander und husch, schon waren sie alle mit einem ohrenzerreißenden Miauen auf und davon! Mehrere entsprangen mit einem Satze durch die Fenster auf das Dach, mehrere kletterten hurtig die Wand hinauf, wo sie am Plafond durch verschiedene Ritzen und Löcher verschwanden und mehrere wieder wandten sich geschmeidig mitten durch die Menge zur Thüre hin, wo sie mit einem Sprunge über alle Dächer waren, — kurz, binnen einigen Augenblicken war keine Pfote von einer Katze mehr zu sehen.

* * *

Nun wird man da gewiß glauben, daß die große, bethörte Menge bei diesem Anblicke in ein homerisches Gelächter über sich selber ausgebrochen ist — doch keine Spur! Diese

---

*) Vorsteher.

Leute, deren Vergangenheit, deren Gegenwart, deren ganze Existenz ein reines Wunder ist und die voll Zuversicht der noch so bedrohten Zukunft entgegensehen, weil sie an Wunder glauben — diese armen, unglücklichen Leute geben nicht so schnell ein Wunder auf, nachdem sie schon einige Zeit daran geglaubt haben.

Ganz gewiß, diese Katzen sind nichts anderes, als arme „verschollene Seelen", die sich in solche unreine Thiere verwandelt haben, denn sonst, wie kommt es, daß sie für ihre Zusammenkünfte nur den Dachboden der Synagoge gewählt haben? Giebt es denn nicht der Dächer genug in der Stadt? Warum fügte es sich gerade in dem heiligen Monat Elul, der auch für die Todten ein Monat der Sühne und Buße ist? Und übrigens hat man denn nicht auch die Stimme des seligen Vorbeters und die noch vieler anderen Verstorbenen ganz genau und deutlich erkannt? Ganz gewiß, diese Katzen sind nichts anderes als Armesünderseelen!

„Juden, sagt „Wihi Noam!"*) befahl der muthige Rabbi mit energischer Stimme und die ganze große Menge polterte „Wihi Noam". Hierauf folgte programmmäßig der feierliche Abschluß. Der Rabbi dirigirte die heilige Kapelle mit lauter feierlicher Stimme und alle dreiundzwanzig Schoferbläser bliesen die alten, ernsten Weisen in die Nacht hinaus:

„Tekioh! Sch催worim! Teruoh! Tekio gedaulo!"



*) Anfangsworte eines Psalms.

Das Bußgebet.

„Verzeihe, vergieb uns, o Gott der Versöhnung!
Die Sünden, die wir begehen ohne zu wissen!"

Da sollte man sich das große Bußgebet in meinem Gebetbuche ansehen, wie es bedeckt ist mit öhligen, harzigen Tropfen, mit Fettflecken, die einen eigenthümlichen düstern Schimmer von sich geben.

Das sind Thränen, dicke, schwere Thränen, die viele hunderte von Augen jahraus, jahrein drin hineingeweint.

Ach, wie viele von diesen weinenden Augen hat der Tod für immer schon geschlossen, und wer weiß, ob er ihnen nicht dadurch eine große Wohlthat erwiesen hat.

Da taucht aus meiner Kindheit vor mir eine wunderliche Mädchengestalt auf, mit dem Gebetbuche in den zitternden Händen, aus dem sie das Bußgebet mit einer so heißen Inbrunst verrichtet, daß die Lettern sich beinahe in Thränen auflösen . . . .

Wahrhaftig, damals beweinte sie nicht ihre Sünden, weder die wissentlichen, noch die unwissentlichen.

Was hatte auch nur jene keusche Mädchengestalt mit den holdseligsten Augen der Welt mit Sünden zu schaffen?

Sie war ein jauchzender Engel in der Gestalt eines vierzehnjährigen Mädchens, schmuck, keusch und schlank wie eine Lilie, mit zwei blauen, lachenden Augen und einem sonnigen Haare, das ihr wie eine gold'ne Fluth Nacken und Schultern überschwemmte. Nie sah man sie anders als nur heiter und lachend und zusehends nahm sie wie eine frische thauduftige Knospe an Fülle und Rundung zu. Ging sie die Straße entlang, dann blieben alle Leute, ob jung oder alt, wie festgebannt stehen und gafften ihr nach. Sah man sie auch nur von rückwärts, dann ergötzte

sich noch immer der Blick an ihren rythmischen Bewegungen und an ihrem schimmernd goldigen Haare, das in zwei langen Flechten ihr bis zu den kleinen Füßchen herunterfloß. Täglich in der Nachmittagstunde verfehlte sie nicht zu ihrer Mutter in die Handlung zu gehen, um ihr beim Verkaufe behülflich zu sein, und da kamen just um diese Stunde alle Beamte des Städtchens, jeder unter einem andern Vorwande, in die Handlung, um sich an dem Anblicke dieser Huldgestalt zu laben, ja, sogar der alte Bürgermeister, ein siebzigjähriger Greis, kam jeden Tag zu derselben Stunde, und gar oft fuhr er ihr glättend mit der zitternden Hand über das goldige Haar, das sich seidenweich anfühlte, so daß der alte Mann ein unsägliches Wohlgefühl bei dieser Berührung empfand. Während alle die verschiedenen Herren sich an dem Anblicke und an den klugen Antworten des holden Töchterchens ergötzten, sah die alte Mutter, die Wittwe Debora, aus ihrem Gebetbuche, das sie immer vor sich aufgeschlagen hatte, jedesmal verstohlen hinüber und schmunzelte, nicht ohne ein Gefühl des Stolzes auf ihr Töchterchen, das mit ihrer Klugheit und Schönheit alle Welt eroberte.

„Sie sind in sie vernarrt, alle die Herren Beamten", sagte sie darauf später zu ihren Nachbaren und Hausleuten, „o, daß ihr nur Gott bald den rechten Bräutigam zuschicke!"

Um jene Zeit empfing auch die Wittwe Debora sehr oft bei sich den bekannten Heirathsvermittler der Stadt, der ihr, wie er sich in seiner Redeweise ausdrückte, eine gar „gehobene Parthie" für ihr schönes Töchterchen vorschlug. — „Ein Jüngele, wie ein Eßrog[1]), nur eine Beroche über ihn zu machen[2]), und dazu von der schönsten Famlie, und überdies von sehr reichem Hause. Die Wittwe Debora war auch vollkommen dazu berechtigt, von einer Parthie für ihr Töchterchen alle diese Dinge zu verlangen, denn sie selber gehörte der besten Familie an, war auch gottlob im Stande, ihrem einzigen Kinde eine reiche Mitgift zu geben und erst

[1]) Ein Paradiesapfel. [2]) Gott über ihn zu loben.

ihr Goldele — ist sie nicht ein Juwel von einem Mädchen? Allerdings hat sie kaum erst das 14. Jahr zurückgelegt, aber ist sie nicht bereits zu einer vollen Knospe aufgeblüht? Und war sie nicht selber im 14. Lebensjahre schon eine Ehefrau? Uebrigens ist es immer vortheilhafter, ein Mädchen, und namentlich so einen Brillant von einem Mädchen, ganz jung zu „verschleiern", denn da redet sich bald der erste beste was ein —- hat ihr ja erst jüngst der junge Doctor der Stadt so ohne alle Umschweife herausgesagt, er würde sich so eine Goldele zu seiner Frau wünschen. Nun, was nicht so ein Schmadnik[1]) sich alles einfallen läßt! Meine Goldele das Weib eines Doctors — daß Gott alle jüdischen Kinder davor behüte!"

Eines Tages geschah es, daß die Wittwe Debora mit einigen ihrer Verwandten sich auf eine Reise begab, und da sagte sie vor der Abfahrt zu ihrer Goldele, das sie mit einem Kusse in ihre Arme schloß: „Wenn es Gottes Wille sein wird, werde ich Dir eine ganz schöne Ueberraschung nach Hause bringen." Als die Mutter nach einigen Tagen von der Reise zurückkehrte, hing sie ihrer Tochter eine schwere goldene Kette sammt Uhr um den Hals und sagte ihr: „Siehst Goldele, da hast Du ein Geschenk von Deinem Choßen[2]), Du bist zu Glück eine Kalle[3]) geworden."

In dem ersten Augenblick war Goldele etwas verblüfft, aber schon nach einigen Minuten, dachte sie nicht weiter daran und hatte ihre Freude an der Uhr mit der goldenen Kette. Daß sie ihren Bräutigam nicht einmal vor ihren Augen gesehen, das machte sie gar nicht stutzig, sie hatte ja auch gar kein Verlangen nach ihm. Sie war ein Kind von vierzehn Jahren, dazu voller Lebensfreude, voll sprühender Lust, ihr Herz öffnete sich wie jene Blume nur der Sonne zu und verschloß sich vor jedem trüben Hauche einer Sorge. Was hat das übrigens so viel zu sagen? Sie sei eine Braut, und habe nicht einmal ihren Bräutigam gesehen — und die anderen Mädchen der Stadt

[1]) Gottloser. [2]) Bräutigam. [3]) Braut.

bekommen denn die ja bis zur Hochzeit ihren Bräutigam zu Gesicht?

Im Uebrigen hatten die Dinge um sie her sich gar nicht verändert. Sie kam nach wie vor jeden Nachmittag zu ihrer Mutter in die Handlung, dort fand sie alle Beamte der Stadt, die ihr soviel Schönes sagten, und der alte Bürgermeister strich ihr ganz wie früher mit der Hand über das Haar und sagte, ihr Haar sei so weich und goldig, daß es ihm Herz und Aug' erfreue, wenn er es sieht und mit der Hand berührt. Die Mutter sah wie immer aus ihrem Gebetbuche mit einem stolzen Lächeln zu ihr hinüber und wenn sie später nach Hause kam, sagte sie ganz wie früher zu ihren Nachbaren: „Die Beamte alle gehen gar aus nach meinem Töchterl!"

Die Mutter war um jene Zeit nicht wenig glücklich. Einmal gar stürzte sie zu ihrer Goldele mit dem Jubelrufe hinein: „Goldele, Goldele, ein Brief von Deinem Choßen soll leben! Eine Schrift ist das, daß man ihm die Hände küssen könnt, und erst der Inhalt — was versteht so eine närrische Jüdin wie ich, was so ein feines „Köppel" alles ausdenkt!"

In der That war auch dieser Brief nicht so leicht zu verstehen, denn der Philosoph des Städtchens, der diesen Brief aufgesetzt, hatte alle Kräfte angespannt, um zu zeigen, was er alles vermag. Da sprach er vorerst ein Langes und Breites von der Königin des Himmels, der Sonne, und dann machte er einen Satz hinüber zum Mond, der ein bleicher Schäfer zwischen den weißen Lämmern, den Sternen, einherspaziert. Darauf begab er sich rasch hinüber zu den Feldern und Wäldern und setzte, ohne sich lange zu überlegen, die zukünftige Schwiegermutter in Verbindung mit Sonne, Mond und Sternen, und nachdem er mit dieser Sisyphusarbeit fertig war, kam er endlich zum Schlusse mit den Worten: „Mehr habe ich kein Neues mitzutheilen, nur daß ich gesund und stark bin, was auch von Euch zu hören wünscht Euer Götzel Pumperdorf."

Darauf folgte noch eine Nachschrift, welche lautet: „Ich grüße meine Kalle soll leben."

Goldelei verstand ebenso wenig diesen himmelsstürmischen Brief wie ihre Mutter, auch fiel es ihr nicht im entferntesten ein, sich nur einen Augenblick über ihn den Kopf zu zerbrechen und noch weniger dachte sie daran, sich mit einer Antwort abzuquälen, aber da war schon einer, der für sie das besorgte, und das war ihr Schreiblehrer, der als „wilder Kenner" in der Stadt bekannt war. Auch er nahm sich sehr zusammen, damit der Schreiblehrer in Bebrika es einsehe, daß auch er was zusammenbringen kann, freilich nahm er nicht, wie jener, Himmel und Erde so unbarmherzig in die Arbeit, aber auch er hatte sein eigenes Genre. Er erging sich in einer Phantasie, in der er einen müden Wanderer schilderte, der sich in einer Wüste verirrt, so daß der brennende Durst ihn schier verzehrt, und siehe, plötzlich gewahrt er einen silbersprudelnden Quell, an den er seinen heißen Durst stillt und dann jubelnd weiter zieht. Dieser müde Wanderer, heißt es dann weiter in dem Briefe, sei sie, die Schreiberin desselben, der brennende Durst war das heiße Verlangen nach den Worten der theuren Schwiegereltern und der von ihnen empfangene Brief sei der silbersprudelnde Quell, an den sie den lechzenden Durst gestillt habe, und dann zog sie weiter mit den Worten: „Mehr habe ich Euch kein Neues mitzutheilen, nur daß ich gesund und stark bin, was auch von Euch zu hören wünscht Eure Golde." Drauf folgte die obligate Nachschrift: „Auch ich grüße meinen Choßen soll leben!"

Goldele kam sich selber vor beim Abschreiben dieses Briefes, als hätte sie sich in einer Wüste verirrt, und hatte das einzige, große Verlangen, aus dieser endlich einen Ausgang zu finden. Warf sie nun, nachdem sie mit diesem Schreiben zu Ende war, die Feder aus der Hand, husch, flog sie wie eine Lerche, der man den Käfig geöffnet, durch alle Zimmer mit einem lustigen Liedchen und schüttelte sich vor dem Spiegel ihr sonniges Haar auseinander, das ihr wie unbändige Lichtströme Nacken und Schultern überfluthete, und da lachte sie so hell in den Spiegel hinein, daß es aus ihr wie tönende Perlen hervorquoll, denn sie mußte sich selber sagen, sie sei sehr schön in diesem herrlichen Schmuck

den ihr Gott geschenkt, so schön wie die goldne Fee in dem Märchen. Ach, wie war sie damals glücklich, die schöne Goldele, daß sie eine Braut sei; daß nun ernste Zeiten sie erwarteten — das fiel ihr, dem vierzehnjährigen Kinde, nicht einmal im Traume ein!

Das sollte jedoch bald anders werden.

Ungefähr ein Jahr war dazwischen verflossen und der Hochzeitstag Goldele's nahete heran. Schon einige Monate früher beschäftigte sich ihre Mutter eifrig mit ihrer Aussteuer. Das harmlose Kind, das an allem seine Freude hatte, beherrschte jedesmal ein neues Lustgefühl, so oft man ihr ein neues Kleid anprobirte. Wie war sie aber auch schön und wie hob sich ihre schmucke, schlanke Gestalt in solch einer neuen Robe!

Eines Tages jedoch — es war der achte Tag vor ihrer Hochzeit — da brachte man aus einer Handlung einige lichtgraue Seidenbänder mit einem weißen Streifen in der Mitte. Goldele fuhr beim Anblicke dieser Bänder wie aus einem süßen Traum empor. Sie hatte das Gefühl, als gefriere ihr das Blut zu Eis. Was diese Bänder bedeuten, war ihr kein Geheimniß. Auch ihre alte Mutter trug ja so ein graues Seidenband statt eines Haarschmuckes, doch daß auch sie ein solches tragen werde, das fiel ihr die ganze Zeit nicht einmal ein. Das schreckliche Ding, das sie jetzt vor Augen hatte, entsetzte die Arme, daß sie sich kaum mehr fassen konte.

„Mutter", schrie sie zitternd an allen Gliedern, „was ist denn das?"

„Narrele", lachte die Mutter, die ihre Aufregung nicht einmal merkte, „Du weißt denn nicht — das ist ja für Dich ein Haarband!"

„Und wozu mir denn das?"

„Wie Du aber närrisch sprichst, mein Kind, Du weißt ja, man wird Dir, wie allen jüdischen Kindern, das Haar abschneiden und da wirst Du unter dem Schleier so ein Haarband tragen!"

„Mir das Haar abschneiden!" platzte die Arme mit einem lauten Jammerschrei hervor, und wie um ihren kost-

baren Schmuck zu vertheidigen, legte sie schützend beide Hände auf ihr Haupt.

„Bist Du von Sinnen, Goldele?!“ schrie ihrerseits die Mutter. „Mein Kind soll so sprechen — weh' den Ohren, die das hören müssen!“

Goldele erblaßte bis in die Lippen hinein und starrte ihre Mutter an.

Die Mutter kümmerte sich nicht weiter darum und kaufte die Seidenbänder.

Das waren entsetzliche Stunden, die Goldele in dieser Nacht verlebt. Wie eine Binde fiel es ihr auf einmal von den Augen — dahin, dahin ist alle Lust und Freiheit! Ihr junges Leben wird jetzt wie eine Blume geknickt werden. Da wird kommen ein Fremder, den sie noch nie in ihrem Leben gesehen, ein Wildfremder, und ihm, ihm soll sie ihre Lebensfreude hinopfern, ihr goldenes Haar, das ihr Stolz und ihre Freude ist — und warum? Hat ihr nicht Gott diesen kostbaren Schmuck geschenkt, und warum soll sie ihn nach der Hochzeit nicht tragen dürfen? Der Gott, der die Sonne und alles Schöne in der Welt erschaffen, kann es sein Wille sein, daß man sie ihres goldenen Haares beraube und ihr statt dessen mit so einem grauen Seidenfetzen den Kopf bedecke?

Mit offenen Augen lag sie die ganze Nacht in ihrem Bette und starrte auf die Seidenbänder, die auf dem Tische lagen, wie auf ein Gespenst, das herannaht, um ihr junges Leben zu zertreten.

Des nächsten Tages stand Goldele ganz verändert auf, bleich, verstört, die thränengeschwollenen Augen in blauen Ringen eingefaßt und das sonnige Haar wirr und zerzaust, als würde es sich aufbäumen gegen die Gewalt, die man gegen es im Schilde führt.

Die Mutter hatte keine Augen dafür, sie hatte ja auch die Hände voll zu thun. — Eine Kleinigkeit so eine Hochzeit! da heißt es, sich in der Küche umsehen; denn sonst stiehlt einem das Diebsgesindel von Dienstboten Alles zu sammen. Dann heißt es auch dafür sorgen, daß die Hochzeitsgäste gut untergebracht werden, und dann muß auch

die Musik bestellt werden, der Narrschalk, der „Sarver" und viele andere Dinge. Man hat doch nicht mehr als nur zwei Augen im Kopfe, und da weiß man wahrhaftig nicht, wo diese früher hinzuthun, und wer hat da noch Zeit darauf zu sehen, wie Goldele heute aussieht? Uebrigens dort, wo es sich um die „Jüdischkeit" handelt, wer sieht da auf Aussehen?

Eine Verwandte, der das veränderte Aussehen Goldele's näher zu Herzen ging, konnte es nicht unterdrücken der Mutter zu sagen:

„Weißt Du, es ist doch etwas hart von Dir, darauf zu beharren, daß Goldele, ein junges Kind, so ein Haarband wie Du tragen soll."

Da sprang sie zurück, wie von einer Viper gebissen.

„Und was denn soll sie tragen?"

„Zum mindesten eine Haarperücke."

„Was!", kreischte sie, „eine Haarperücke, wie Pessel die Meschumedes*)?! Eher lasse ich mich lebendig begraben!"

„Aber merk's Dir gut", warnte die Zweite, „das Kind wird Dir vor Jammer noch krank werden!"

„Und wenn es auch sterben sollte!" entschied die fromme Mutter.

Mehr verlor die Verwandte kein Wort darüber, sie sah, daß alles Reden unnütz sei. Goldele war still, bleich und starrte wie eine Nachtwandlerin vor sich hin. Die Mutter merkte es noch immer nicht, denn, wie gesagt, sie hatte die Augen wo anders hinzuthun. Bereits waren der Bräutigam und die Hochzeitsgäste in der Stadt. — Morgen soll die Hochzeit sein.

Und auch der Morgen ließ auf sich nicht lange warten.

Man schmückte Goldele wie eine Verurtheilte in der letzten Stunde, man zerflocht ihr das Haar, das bald unter der scharfen Scheere fallen sollte. Sie ließ, wie ein stummes Opfer mit sich Alles geschehen. Die Mutter hatte noch immer keine Augen dafür. — Sie hatte ja so viel noch zu

*) Die Gottlose.

besorgen, die Zeit drängt, bald soll ja das „Bedecken" sein. Schon stimmten die Musikanten ihre Instrumente und das kleine Männlein, der Narrschalk, stand schon, das rechte Füßchen vorgeschoben, maulfertig da. — Goldele muß ja noch wie üblich vor der Chuppe das Bußgebet verrichten.

Sie schlug ihr das Gebetbuch auf.

„Geh' mein Kind, und bete den barmherzigen Gott, daß er Dir am Tage der Chuppe die Sünden vergebe."

Goldele stand in einem Winkelchen, das Gebetbuch in den zitternden Händen und Thräne um Thräne rann ihr die blassen Wangen herunter auf das Gebetbuch. Sie beweinte nicht ihre Sünden, nicht die wissentlichen und nicht die unwissentlichen — was wußte dieses Kind von Sünden? Aber sie beweinte ihre jungen Jahre und ihre schönen goldenen Haare, die man ihr bald abschneiden werde.

Schon saß sie zum Bedecken. Wie im Traume hörte sie den Narrschalk, wie er sie besang. Sie hörte das laute Geheul der Frauen um sich — ihr Kopf fieberte, vor ihren Augen dunkelte es, alles schien sich mit ihr im Kreise herumzudrehen — doch wer bemerkte es?

Jetzt ging es ihr auf einmal heiß und kalt durch alle Glieder — sie fühlte die eisige Scheere an ihrem Kopfe, und zisch — fiel ihr eine ganze Fluth goldener Haare von ihrem Haupte und immer fort zisch und zisch, daß die Scheere sich jetzt eisfrostig an ihrem nackten, der Haare beraubten Kopfe anfühlte. Es kam ihr Alles wie im Traume vor, wie ein furchtbarer, grausiger Traum. Wie im Traum hörte sie auch etwas wie ein Gezänke neben sich:

„Und vorne, warum scheerst nicht vorne?" hörte sie die Mutter kreischen.

„Vorne will ich ihr ein Büschelchen Haare zurücklassen was ja auch bei den Töchtern aus den frömmsten Häusern geschieht!"

„Nein!" kreischte die Mutter auf's Neue. „Mein Kind muß wie eine jüdische Tochter von der alten Welt sich tragen, ihr darf kein einziges Haar auf dem Kopfe zurückbleiben — die Scheere her!"

Und zisch! sauste wieder die eisige Scheere und das letzte Büschelchen goldner Haare fiel ihr über das Gesicht glitzernd auf den Schooß.

Was mit ihr darauf geschehen? Wie verschwommene Schattenbilder zog es an ihr vorüber. — Es kam etwas wie ein kleines, grünes Jüngele und warf ihr einen Schleier über den Kopf. — Es umgaben sie viele Frauen mit brennenden Lichtern, zwei von ihnen griffen ihr unter die Arme — sie stand unter dem Baldachin wieder neben dem kleinen, grünen Jüngele. — Er sprach zu ihr die Eheformel, sie that alles mechanisch, was man von ihr verlangte — dann hört sie ein Geklirr — das Jüngele zerstampfte ein Glas unter den Füßen und drauf ein wüster Lärm von brummenden Baßgeigen, heulenden Fiedeln und schluchzenden Flöten.

Der Armen war es so schwindlig, daß sie von den Unterführern mehr getragen als geführt werden mußte, doch was wußte davon die fromme Mutter, sie hatte die Augen ganz anders wo — in der Küche, bei den Gästen und wenn ihr Gott geholfen, daß sie ihr einziges Kind ausgeheiratet, soll sie sich nicht auch ein „Tänzel“ gönnen? Heisa! das hätte man sehen sollen, wie die beiden Mütter, des Bräutigams und der Braut, wie zwei Kampfhähne Angesicht zu Angesicht sich entgegensprangen. Das ging immer lustiger zu. Die Weiber faßten sich bei den Händen und tanzten im „Rädel“ — irgend ein frisches Jüngele sprang hurtig mitten hinein und tanzte mit. Goldele saß inzwischen neben dem kleinen, grünen Jüngle in einem besonderen Zimmer, wo man ihnen die „goldne Suppe“ servirte. Das Jüngle schämte sich bis in die Seele hinein, so ganz allein in einem Zimmer mit einem Mädel zu sitzen. Um seinen beiden Händen, mit denen er nichts anzufangen wußte, doch eine Beschäftigung zu geben, zog und kreiselte er sich fort und fort die beiden Schläfenlocken.

Goldele's Mutter erschien einmal in dem besondern Zimmer, um zu sehen, was die Kinder machen, doch verweilte sie kaum einen Augenblick. — Genug, sie hatte sich überzeugt, daß die Kinder wie zwei Tauben neben einander sitzen.

„Mein Töchterl hat sich etwas ausgebleicht", bemerkte sie der Mutter des Bräutigams gegenüber — aber das ist Kalle's Chein!"*)

Kurze Zeit darauf geleiteten, nach altem Brauche, die „Unterführer" das Brautpaar in ihr Gemach.

Inzwischen gingen die Wogen der Lust immer höher, Frauen und Männer tanzten im Kreise. Letztere mit den Gläsern in den Händen und die langen Kaftans hoch über den Kopf hinaufgezogen, daß so manches Ding zum Vorscheine kam, was man sonst der Oeffentlichkeit nicht gerne Preis giebt. Die Musik arbeitete aus allen Kräften, daß man nur ein wirres Durcheinander von Tönen hörte. Als mit dem Anbruche des Tages die Musik das bekannte Liedchen anstimmte: „Schwieger, Schwieger, der Choßen ist nun klüger!" da war Goldele's Mutter schier wahnsinnig vor Freude, sie lachte, weinte und klatschte mit beiden Händen den Takt dazu.

Um zehn Uhr Vormittag begaben sich die beiden Mütter nach altjüdischer Sitte zum Brautpaar ins Zimmer.

In dem Zimmer des Brautpaares angelangt, bot sich den beiden Müttern ein Bild, das sie gewiß nicht erwartet hatten. — Das Jüngele stand mit dem Gesicht zum Fenster gewendet und zog und kräuselte sich die Seitenlocken ganz wie gestern. Auf dem Bette hingegen lag Goldele, nur zur Hälfte entkleidet. Der Schleier, weit verschoben, zeigte den kahlen, frischgeschorenen Kopf, der das Aussehen eines Stoppelfeldes hatte, welches man soeben der goldnen Saaten beraubte. Die halbgeschlossenen Augen brannten ihr in Fiebergluth und auf beiden Wangen spielten zwei hektische Rosen wie zwei Feuerflammen.

Da erst gingen der verblendeten Mutter die Augen auf und sie stürzte zu ihrer Tochter hin:

„Ach und weh der Mutter, die das sieht — Braut meine, Herz liebes, was ist Dir?"

Statt aller Antwort schlug Goldele zu ihr die Augen auf und sah sie so unnennbar wehmüthig an, daß sich ihr zehnmal das Herz im Leibe umdrehte.

*) Die eigentliche Lieblichkeit einer Braut.

„Gewalt! Gewalt! Meine Goldele ist mir krank“, heulte sie wie eine verwundete Wölfin, „Leute erbarmt Euch, kommt, rettet mir meine Goldele!“

Das Zimmer füllte sich bald mit Nachbarn und Nachbarinnen. Es entstand ein Tumult und ein Lärm. Der eine lief zum Stadtarzt hin, ein anderer zu einem andern Arzt. Die Frauen schlugen verschiedene abergläubische Mittel vor. Die arme Mutter rang unterdessen fort und fort die Hände und bat und flehete, man solle ihr ihre Goldele retten!

Kurze Zeit darauf erschien der Stadtarzt. Er ließ die Kranke von den Kleidern los machen, untersuchte sie, fühlte ihr den Puls, maß mit einem Thermometer den Grad der Hitze, neigte lauschend das Ohr an ihr Herz und schüttelte dann bedenklich den Kopf.

„Hm!“ machte er, „ein bedenklicher Typhus ist im Anzuge!“

Indeß verschrieb er eine Medizin. Im Krankenzimmer wurde es immer wirrer. Die arme Mutter saß zu Füßen ihrer Tochter und wimmerte in sich hinein: „Meine Goldele, meine herzliebe Goldele, mein Augapfel, mein Leben!“ Einige Nachbarn müheten sich ab, der Kranken immer frische Eistücher auf den Kopf zu legen, indeß lief die Mutter des Bräutigams in die Apotheke, um die Medizin bereiten zu lassen — und das Jüngele? Auch dieses sah ein, daß es mit den Händen etwas thun mußte und zog und drehte um so energischer sich die beiden Schläfenlocken.

Man ließ es gewiß der Kranken an Pflege nicht fehlen. Die Mutter stürzte wie wahnsinnig von einem Arzte zum andern, drauf zu den Gräbern, die sie mit Gebeten stürmte und dann wieder in die Synagoge, wo sie die Thüren der heiligen Lade aufriß und die darin liegenden Torarollen mit markerschütternden Worten beschwur, bei Gott für ihr einziges Kind Fürsprache zu halten. Aber das Alles half nichts. Goldele verfiel in immer größere Hitze, der Kopf stand ihr wie in Flammen und aus ihren Augen sprühete ein unheimliches Feuer. Sie phantasirte oft stundenlang und mehr als einmal hörte man sie im Delirium aufschreien: „Die Krone — weshalb reißt ihr mir die goldene Krone

vom Haupte? — Nein, ich lasse mir dem Kopfe nicht nahe treten, und wenn ich drob sterben müßte . . . Was!!!! schnellte sie empor, daß sie auf einmal mit beiden Füßen aus dem Bette fuhr, „was, ihr reißt, ihr schneidet, wisset ihr, daß ihr das Herz mir aus dem Leibe reißt, mit glühenden Zangen das Herz, mein armes, mein wundes, mein krankes Herz!“

Die arme Mutter saß die Nächte lang zu Füßen ihres Kindes und schluchzte und weinte sich die Augen blind — Goldele war ja auch ihr einziges Kind, das ihr theurer war als ihr eigenes Leben.

In der letzten Zeit hörte auch das Phantasiren auf. Goldele lag bleich wie Kreide und die Augen weit aufgerissen, starrten nach einem Punkte hin. Die Aerzte kamen und gingen, sie verordneten keine Medizin mehr und wozu auch? Sie vermochte ja nichts mehr herunterzubringen, der Mund war ihr zusammengeklemmt, daß man nur mit schwerer Mühe ihn öffnen konnte. Die Aerzte verließen das Krankenzimmer mit jenem traurigen Kopfnicken, das keinen Zweifel mehr über den Zustand der Kranken aufkommen ließ.

An einem jener Tage — der Zustand Goldele's war so hoffnungslos, daß auch die Mutter es jetzt ahnte, daß die Stunden ihres Kindes gezählt sind — da trat sie entschlossen vor die Aerzte hin.

„Herr Doktor“, sagte sie, „kann mein Kind mir noch gesund werden?“

„Gott kann auch Todte beleben“, erwiederte der Doktor ausweichend.

„Aber im natürlichen Wege, Herr Doktor, ich muß es wissen!“

Drr Arzt zog die Achsel auf und verließ das Zimmer, ohne ein Wort zu erwiedern.

Dieses Schweigen war mehr als die schrecklichste Antwort.

Die arme Mutter stieß ein lautes Wehgeheul aus und lief mit brechenden Händen wie eine Verwundete im Zimmer herum.

Endlich raffte sie sich zusammen und wischte sich die Thränen aus den Augen.

„Da gilt keine Zeit zu verlieren“, rief sie sich voll Entschlossenheit zu, „mein Kind, mein theures, mein einziges Kind darf mir nicht ohne Widde*) aus der Welt gehen. Ich selber will mit ihr Widde sagen, pflegte ich ja immer vor dem Schlafengehen mit ihr das Nachtgebet zu verrichten.“

Nach diesen Worten, die sie zu sich selber gesprochen, nahm sie ihr breites Gebetbuch und trat vor ihr Goldele hin, zu der sie sich so tief hinunterbeugte, daß sie mit den Lippen beinahe ihr Ohr berührte.

„Goldele, meine Kron, mein Herzkind“, sagte sie ihr, „willst Du, daß ich mit Dir zu Gott bete, daß er Dir die Sünden vergebe?“

Goldele, die in den letzten Tagen wieder ihre Besinnung erlangte, wußte was dies bedeutet, fühlte sie ja auch ihr junges Leben wie ein Licht in sich ausgehen — sie nickte ihrer Mutter leise mit dem Kopfe zu.

Die Mutter setzte sich ihrem Kinde zu Füßen und betete mit schluchzender Stimme ihr das Bußgebet vor:

„Verzeihe, vergieb mir, o Gott der Versöhnung
Die Sünden, die ich begangen ohne zu wissen.“

Goldele hauchte ihr jedes Wort nach, daß man nur das leise Zucken ihrer Lippen sah.

* * *

O, Du keusches, sterbendes Goldele, bete nicht in dieser Stunde für Dich, denn Du bist lauter und sündenrein wie das Blau des Himmels, das kein Wölkchen noch berührt, aber bete wie ein fürsprechender Engel für Deine arme, verblendete Mutter:

„Verzeihe, vergieb ihr, o Gott der Versöhnung
Die Sünden, die sie begangen ohne zu wissen.“



*) Widduj, das ist das Sündenbekenntniß.

Heirathen über Hals und Kopf.

„Noch werden in den Städten Jehuda's die Stimmen der Freude und der Lust ertönen, die Stimmen von Bräutigam und Braut, und das Jauchzen von Jünglingen bei ihrem Festgelage.“

Diese Verheißung, die in einem der Segenssprüche ausgedrückt ist, sah ich vor vielen Jahren in meinem Geburtsstädtchen S. in Erfüllung gehen. Nach Hunderten zählten damals die Bräutigame, die dazumal an einem Tage ihre Bräute heimführten. Für keinen derselben jedoch hatte die Trauung einen so glücklichen Ausgang, wie für meinen Jugend- und Chedergenossen Feiwele, der der Held meiner Erzählung ist.

Ja, mit einem Fluge gelangte mein Schulkollege Feiwele aus der tiefen Niederung der Noth und der Armuth hinauf auf die sonnige Höhe des Glückes, und wer ihm dazu verholfen hat, war kein anderer, als eine glückliche Ehe. Diese glückliche Ehe aber verdankte er nicht seinen geistigen Vorzügen, denn bei aller Herzensgüte, die ihm nicht abzusprechen ist, war er doch einer der beschränktesten unter uns allen, — ebensowenig verdankte er diese dem blinden Liebesgott, da er ja bis zum Moment der Trauung seine Braut noch nie gesehen hat und überdies war er damals kaum fünfzehn und seine Braut kaum vierzehn Jahre, und jeder, der die damaligen Verhältnisse kannte, wird es wohl zugeben, daß bei solchen Kindern der Begriff „Liebe“ ganz ausgeschlossen war — noch weniger aber war es der Vorzug seiner Geburt, der er diese Ehe zu verdanken hatte, denn das Verhältniß war just ein umgekehrtes, er war nur der Sohn

eines armen Flickschneiderleins, während seine Braut die Tochter eines der Reichsten und Vornehmsten der Gemeinde war. — Am allerirrigsten aber wäre die Annahme, daß eine Mißgestaltung der Braut alle diese Standesunterschiede ausgeglichen hätte, denn diese war vielmehr das schönste, blühendste und thaufrischeste Mädchen der ganzen Stadt. — Wer also hatte sonst hier seine Hand im Spiele gehabt? Das will ich eben hier erzählen:

Es war im Jahre 1859, als plötzlich in unserem Städtchen ein Gerücht in Umlauf kam, das überall Grauen und Entsetzen um sich verbreitete. In einem der nächsten Monate nämlich, hieß es, werde ein neues Gesetz ins Leben treten, das jedem Juden die Ehe verbietet, bis er nicht das dreißigste Lebensjahr zurückgelegt haben wird. Woher dieses Gerücht kam? Niemand wußte es, es tauchte wie ein Gespenst mitten am hellen Tage auf. Welchen Zweck befolgt jenes hartherzige Gesetz? Man wußte es noch weniger, aber findige Leute wußten es sich zu deuten: — Einfach, man wolle nach und nach den alten Stamm Israels ausdorren und abtödten lassen, ganz wie sie es in Egypten beabsichtigt hatten; denn wenn kein Heirathen, woher die Nachkommenschaft? und wenn keine Nachkommenschaft, da muß ja ein Jahr früher oder später Israel von der Erde verschwinden. — Wie von einem Taumel waren alle Köpfe ergriffen. Väter erblaßten, Mütter rangen verzweifelt die Hände. Was fangen wir jetzt mit unsern Kindern an? Sollen unsere Söhne erst als bärtige Männer heirathen, zu einer Zeit, wo sie schon Enkelkinder haben sollten? Und die Töchter, sollen sie uns bis in die grauen Zöpfe sitzen bleiben? das wäre ja eine unvertilgbare Schmach!

Das einzige Wahre an diesem Gerüchte war nur, daß die Zeitungen von einem Gesetze erwähnten, nach welchem die Ehen erst dann Giltigkeit vor dem Gesetze haben sollten, nachdem die Betreffenden, ob Juden oder Christen, ihrer Militärpflicht genüge gethan haben werden. Diese harmlose Zeitungsnotiz gestaltete die Fama zu einem Schauermärchen, das die Köpfe der Väter und Mütter mit heilloser Verwirrung erfüllte. Retten! lautete der Feldruf von allen Seiten,

retten was sich retten läßt! Nur rasch über Hals und Kopf mit unsern Kindern unter die Chuppe, bevor das schreckliche Gesetz in Kraft tritt und dann alles verloren sein wird. Acht-, zehnjährige Kinder, halbwüchsige Knaben, Mädchen denen die Muttermilch von den Lippen noch nicht abgetrocknet ist, bleibt sich gleich welchen Alters, immer nur rasch sie zu einander paaren, jede der Eltern kann sich ja doch das Kind wieder nach Hause nehmen und zuwarten, bis es das Alter derEhe erreichen wird, das heißt das dreizehnte oder vierzehnte Jahr —, daß sie nur inzwischen der Form nach verheirathete Leute seien und nicht jenem schrecklichen Gesetze zum Opfer fallen!

Auf einmal eröffnete sich eine neue übersprudelnde Quelle des Erwerbes für Hunderte von Leuten — Schadchonus[1]). Alte Weiber zogen die Juppen auf einen Aermel an, Melamdim[2]) überließen die Schaar ihrer Talmidim[3]) sich selber, zogen in ihrer Hast den Spodik auf der verkehrten Seite an und stürzten auf die Gasse hinaus, um Parthien zu vermitteln. Das ging lustig von statten: der hat ein „Jüngel“, der ein „Mädel“, nur rasch mit ihnen unter die Chuppe, daß aus ihnen ein wohlbestalltes Ehepaar werde. Mehr als einmal sah man ein winziges acht- oder zehnjähriges Jüngele an der Seite einer üppigen und formenreichen Maid von vierundzwanzig Jahren als Ehegemahl. Später geschah es oft, daß, wenn der Herr Gemahl sich nicht anständig aufführte, ihn seine gestrenge Frau Gemahlin übers Kniee zog und ihm mit einem Ruthenbündel den nicht näher zu bezeichnenden Körpertheil tüchtig bearbeitete.

Das war eine Hetzjagd, wie sie nicht wilder gedacht werden kann, das große Heer der „Treiber“, die sich Schadchonim nennen, machte sich mit wahrer Waidelust über das Jungwild her, das sie zu Paaren unter den Trauhimmel trieb. Die Parthie antragen, schließen, verloben und vermählen, war oft das Werk von zwei Stunden. Mit größerer Hast und Eilfertigkeit zogen nicht die Juden aus

---

[1]) Heirathvermittlung. [2]) Lehrer. [3]) Schüler.

Egypten, als die Kleinen beiderlei Geschlechter in das gelobte Land der Ehe.

Mit meinem Schulkollegen Feiwele erging es nicht anders. Zwar waren seine Eltern blutarme Leute, die sich ganze Nächte die Augen aus dem Kopfe blind arbeiteten, um ein Stückchen Brod zu verdienen, aber sollten sie dadurch weniger für ihr Kind fühlen? Sollten sie weniger für seine Zukunft besorgt sein? Ueberall rettete man, und warum sollten auch sie nicht ihr Kind rechtzeitig mit einem Weibe versehen? Dazu war ja auch ihr Feiwele schon in den Jahren; fünfzehn Lebensjahre, das ist ja auch unter normalen Verhältnissen die rechte Zeit zum heirathen. Beim armen Schneiderlein aber wollte sich zum Unglücke kein einziger Schadchen zeigen. Man muß sich aber in der Noth selber zu behelfen wissen. Das war auch leicht gethan. In der Nachbarschaft wohnte ein anderes Schneiderlein, das wieder ein Töchterlein hatte, was braucht es Besseres? Der Anknüpfungspunkt war schnell gefunden:

„Was sagen Sie zu der bösen Gesere?“[*]) begann Feiwele's Vater zu seinem Nachbar mit einem tiefen Seufzer.

„Gott hat uns schwer gestraft“, gegenseufzte das zweite Schneiderlein.

„Und was fangen Sie mit ihrem Töchterl an?“ rückte Feiwele's Vater vor.

„Und Sie mit ihrem Feiwele?“ machte der Zweite einen weitern Schritt.

„Er liegt mir wie ein Berg auf dem Kopfe“, war die Antwort.

Es entstand eine Pause, in der beide Schneiderlein unisono seufzten.

Da machte Feiwele's Vater einen energischen Griff in seine Schnupftabacksdose, aus der er auch seinem Nachbarn eine Prise anbot, und nachdem beide mit tüchtigen Ladungen ihre „Schmeker“ bespeist hatten, ging Feiwele's Vater muthig auf die Sache los.

„Wissen Sie, Reb Chajim, da habe ich eine gute Idee“

*) Verhängniß.

„Nun, so lassen Sie nur hören", drängte der Zweite.

„Einfach, ich hab' ein Jüngel, Sie ein Mädel, machen wir aus ihnen ein Paar!"

„B'nemones[5]), da haben Sie es ganz so wie ich gedacht — das ist ein Siwug[6]) — aber wovon werden die Kinder leben?"

„Gehen Sie mir mit diesen Fragen!" grollte Feiwele's Vater. „Glauben Sie denn nicht an Gott? Wer hat unsere Eltern und Ureltern mit Brod versorgt?"

„So ganz Unrecht haben Sie nicht, Reb Ahren, Gott hat Geld genug!"

„Wären Sie also dabei?"

„Und warum denn nicht?"

„Und wann machen wir Hochzeit?"

„Wer fragt heute „wann?" Natürlich noch heute?"

„So sei es und mit Masel!"[7])

„Maseltow! Maseltow!"[8])

Feiwele's Vater stürzte wie besessen zu seiner Frau, um ihr mitzutheilen, daß Feiwele Lemasel[9]) ein Choßen geworden ist und daß noch heute die Hochzeit gefeiert wird.

Während die beiderseitigen Eltern ihn über seinen Kopf hinweg mit einer Frau versorgten, saß unser Kollege Feiwele im Cheder und erwartete voll Ungeduld seine Mutter, daß sie ihm wie gewöhnlich den Imbiß bringe, der in der Regel in einem trockenen Stück Brod bestand, und wenn Früchte billig waren, auch aus einem Apfel.

Wirklich kam auch bald seine Mutter, aber den Imbiß brachte sie ihm diesmal nicht.

„Feiwele, mein Leben, Du wirst heute vor Abend nichts essen", eröffnete sie ihm die trostreiche Aussicht.

Feiwele jedoch verkrümmte das Gesicht und schon standen ihm die hellen Thränen in den Augen.

„Mutter, ich bin hungrig!" rief er mit weinerlicher Stimme.

---

[5]) Wahrhaftig! Auf Ehre! [6]) Bestimmung.
[7]) Mit Glück. [8]) Viel Glück. [9]) Zu Glück!

„Geh', Kind", beruhigte sie ihn, „von einen Tag fasten stirbt man nicht."

„Aber ich bin hungrig", versetzte Feiwele „und heute ist nicht Jomkippur,[1]) daß ich fasten soll".

„Wer weiß", erwiderte ihm die Mutter mit einem vielsagenden Achselzucken, „vielleicht für Dich noch mehr als Jomkippur!

Und mit dieser räthselhaften Antwort verließ sie das hungrige Feiwele und eilte geschäftig die Straße hinunter.

Wir alle im Cheder fanden nicht weniger, als er, die Worte seiner Mutter räthselhaft. Warum soll für ihn der heutige Tag mehr als Jomkippur sein? Nur die Rebbezin,[2]) die heute mit uns allein im Cheder war, denn ihr Mann lief in den Gassen herum und vermittelte Parthien — schien diese Worte nicht mißverstanden zu haben. Sie vertröstete sowohl Feiwele wie uns mit den Worten: „Ihr werdet schon heute alle erfahren, was mit Feiwele geschehen wird".

Wir waren alle voller Spannung.

Noch zerbrachen wir uns darüber den Kopf, da kam das Schneiderlein, Feiwele's Vater, eilig und ganz roth vor Aufregung ins Cheder gestürzt.

„Wo ist Feiwele?"

„Da bin ich", rannte Feiwele ihm entgegen, „hast Du mir was zu essen gebracht, Vater, ich bin hungrig!"

„Dem liegt noch solche Dummheit im Kopfe!" grollte der Vater. „Komm nur schnell mit mir!"

Und hastig, ohne nur weiter ein Wort zu sagen, faßte er sein Feiwele bei der Hand, setzte ihm den Hut auf, half ihm in die Pekische hinein und entführte ihn, schnell wie der Wind, dem Cheder.

Das Erscheinen seines Vaters und die Hast, mit der er ihn dem Cheder entführte, kam uns noch räthselhafter vor; aber noch breiter zeigte sich das Schmunzeln auf dem Munde der Rebbezin, die uns unter Lachen zurief: „Nun, mit Feiwele sind wir fertig!"

---

[1]) Versöhnungstag. [2]) Rabbinerin.

Was sie damit meinte, verstand kein einziger von uns; aber noch an demselben Abend erfuhren wir Alles. Da kam einer unserer Kollegen ganz erregt ins Cheder gerannt und rief uns schon bei der Thüre zu: „Wollts Ihr etwas Schönes sehen, so kommts!"

Im Cheder herrschte seit einem Monate völlige Anarchie, denn unser absoluter Herrscher, der Melamed, überließ uns seit einiger Zeit ganz unserm Willen, und da liefen wir hinter unserm Kollegen, wie eine wildaufgelöste Herde über die Straße hin, bis zu einem kleinen Häuschen mit niedrigen, versunkenen Fenstern, wo wir mit unserm Anführer Halt machten.

Da bot sich uns ein Anblick, der uns in dem ersten Augenblick ganz starr machte. Umgeben von vielen alten Leuten, alle in ihren Sabbathkleidern, thronte unser Feiwele an der Spitze der Tafel, gar putzig ausstaffirt: schwimmend in einer Atlasraswulki[2]), die einem ganzen Dutzend solcher kleinen Feiwelich bequem als Hinterhalt dienen könnte, und über diesem ein weißer Leinwandkittel mit einem breiten Silberkragen, während eine Sabbathmütze mit 12 abgegriffenen Zobelschwänzen sich ihm tief über den Kopf senkte, daß man von ihm nur die Nasenspitze hervorsah. Feiwele hatte noch immer jenen weinerlichen Zug um den Mund, wie wenn er soeben wieder ausgerufen hätte: „Mutter, ich bin hungrig!"

Würde aber Feiwele es nur geahnt haben, welche günstige Wendung sein Geschick auf einmal nehmen werde, er hätte gewiß nicht eine so sauertöpfische Miene gemacht.

Feiwele nämlich war lange nicht der einzige, der über Hals und Kopf sich heute verheirathen mußte, vielmehr wimmelte die Stadt von lauter solchen Brautleuten. Wo nur das Auge hinblickte, begegnete es Hochzeitszügen, die so wirr von allen Seiten herbeiströmten, daß sie oft in eine Masse zusammenschmolzen und kaum mehr von einander zu unterscheiden waren. In der Synagoge arbeitete der Trauungshimmel, der von früh morgens bis spät in die Nacht aufgespannt war, wie die Guillotine zur Zeit

[2]) Eine Art Ueberzieher.

der Revolution, da sie Exekution nach Exekution vollzog und jede paar Minuten zwei neue Opfer verschlang. Zu vielen Ceremonien hatte heute der Rabbiner, der die Trauungen vornahm, nur wenig Zeit. Alles ging mit schwindliger Raschheit, gleichsam mit Expreßzug. Auch beachtete man heute wenig die Sitte, nach der der Bräutigam mit seinen Unterführern unter dem Trauhimmel die Braut erwarten soll. Bunt bewegte sich Alles durcheinander, bald erwartete der Bräutigam die Braut, bald diese den Bräutigam, und allzu oft langten sie gleichzeitig unter dem Trauhimmel an. Wer hatte in dieser keuchenden Hast Zeit dazu, auf Sitte und Ordnung zu schauen? Hauptsache ist, daß man nur rasch über Bord gelange!

Mit Feiwele, eines Flickschneiderleins Sohn, machte man schon gar wenig Ceremonien. Als er mit seinen Unterführern anlangte, rückte ihm fast auf die Ferse auch die Braut mit ihren Unterführern nach, und schon standen sie beide unter dem Trauhimmel, er im Raswulki und Kittel und mit dem Streimel auf dem Kopfe, das sich ihm so tief über die Augen senkte, daß ihm kaum die Nasenspitze hervorblickte, und sie nach alter Sitte tief verschleiert, daß von ihrem Gesichte gar nichts zu sehen war. Dazu dunkelte es bereits in der Synagoge und die Wachsfackeln, die einige der Gäste in den Händen trugen, verbreiteten in dem dunklen Raum einen fahlen Schimmer, der die Gesichter in Leichenblässe erschienen ließ; doch sie gaben Licht genug, daß die Exekution vorgenommen werden konnte. — Aber nur rasch vorwärts! Auf diese Trauung sollte die der Kinder der Reichsten und Vornehmsten der Stadt folgen und da muß es etwas feierlicher sein, darum gilt's keine Zeit zu verlieren. Schon war der Becher mit Wein gefüllt, der Rabbiner verrichtet den Segensspruch, schon diktirt er die Eheformel, die Feiwele gewissenhaft wiederholte: „Du bist mir angetraut durch diesen Ring nach dem Gesetze Mose's und Israel's!“ Schon setzt Feiwele seiner Braut den Ehering auf; schon zerstampft er mit einer Energie, die man ihm gar nicht zugetraut hätte, das Glas unter seinen Füßen und schon langte ihm der Rabbiner den zweiten

Becher hin, damit er diesen antrinke. Aber in diesem Augenblick erstrahlten auf einmal in der Synagoge mehrere Fackeln und alle Räume füllten sich mit einem neuen Hochzeitszug, aus dessen Mitte wirre Rufe sich vernehmen ließen: „Wo ist denn unsere Braut?“ und gleichzeitig stürmte ein hochgewachsener Mann bis zum Trauhimmel heran, wo er just in dem Augenblicke anlangte, als die Braut den Schleier zurückschlug, um vom Becher zu trinken, den ihr Feiwele hinlangte. Da entfuhr bei ihrem Anblicke dem bestürzten Vater — denn dieser war es eben — der jähe Schreckensruf: „Meine Tochter! Weh geschrieen, meine Tochter wurde einem fremden Bräutigam angetraut!“

Wie eine plötzliche Lähmung erfaßte es alle Anwesenden. Der Braut mit dem zurückgeschlagenen Schleier, der das frischeste und blühendste Gesichtchen enthüllte, entsank das Glas, das zu ihren Füßen zersplitterte Feiwele ließ beide Hände sinken und glotzte wie geistesabwesend vor sich hin, und dem Rabbiner erstarrte das Wort auf dem Munde, während alle Anwesenden wie versteinert stehen blieben, ohne sich von der Stelle zu rühren Aber nach dem Augenblicke dieser lähmenden Bestürzung, gerieth wieder die Masse, wie galvanisirt, in Zuckung und Bewegung und da erschollen wieder wirre Rufe von allen Seiten, die den erstarrten Vater wieder zu sich brachten, der jetzt mit verzweifelter Geberde vor den Rabbiner hintrat:

„Rabbi, was ist anzufangen? Meine Tochter das Weib eines Schneiderjüngels!“

Der Rabbi fuhr sich einige Mal mit der Hand über die Stirn, und nach und nach seine Fassung gewinnend, nahm er eine ernste Miene an und glättete sich würdevoll den langen, weißen Bart

„Schneiderjüngel!“, wiederholte er gemessen, „und Reb Abba, der große Weise des Talmud, war er denn etwas anderes als ein Schneider? Nun, wenn er es war, so kann es mehr keine Schande sein, den Sohn eines Schneiders als Schwiegersohn zu haben!“

Der Arme war von dieser Antwort ganz verblüfft, während der Rabbi mit feierlicher Stimme fortfuhr:

„So höret mich, Reb Ahren, vorerst antworte mir: glaubt Ihr an den lebendigen Gott?“

„Rabbi, wie kommt Ihr zu dieser Frage?“ erwiderte der Angeredete, „welcher fromme Jude glaubt nicht an den lebendigen Gott?“

„So müsset Ihr auch daran glauben“, fuhr der Rabbi feierlich fort, „daß Gott ein Lenker und Leiter ist der menschlichen Geschicke, daß nichts in der Welt geschieht, ohne daß er es voraus bestimmt hätte.“

Alle Anwesenden verharrten in feierlicher Stille, während der Rabbi nach einer kleinen Pause weiter fortfuhr:

„Vierzig Tage bevor das Kind geboren wird, heißt es bei uns im Talmud, ruft man laut im Himmel aus: „Die Tochter von diesem und diesem sei bestimmt für diesen und diesen“, und das hat man auch bei Ihrer Tochter voraus verkündet. — Gott hat verschiedene Wege, seinen Willen durchzusetzen. Und dieser seltsame Zufall, der sich jetzt hier zugetragen, ist ein Fingerzeig Gottes, daß es sein heiliger Wille ist, daß ihre Tochter diesem da zum Weibe gehöre. Nun, wollt Ihr, ein Mensch von Fleisch und Blut, den Willen Gottes umstürzen?“

Der Vater der Braut, ein frommer, gottesfürchtiger Jude, stand, während der Rabbi so zu ihm sprach, vor ihm mit gesenktem Haupte.

„O“, wimmerte er, „meiner großen Sünden wegen hat mich Gott so hart gestraft!“

„Gestraft?“, wiederholte der Rabbi in verweisendem Tone, „woher wisset Ihr es? Vielleicht ist es gerade ein großes Glück für Ihr Kind? Und so rufe ich Euch Maseltow! zu und alle die hier anwesend sind und die fest an Gott und seine Bestimmung glauben, bitte ich, sie mögen mit mir einstimmen: Maseltow! Maseltow!“

Da brach es, als der Rabbi geendet, wie aus einem Munde von allen Ecken und Enden der Synagoge hervor: „Maseltow! Maseltow!“ während die Musik mit einem heitern „Marsch“ mitten hineinfiel und beim Lichte der vielen Fackeln bewegte sich die Straße entlang der lange

Hochzeitszug, dem die Eltern des Brautpaares, das Schneiderlein und sein Weib, wie toll vorantanzten.

So gerieth Feiwele ohne sein Hinzuthun nur rein durch den launischen Zufall aus der tiefen Niederung der Armuth auf die sonnige Höhe des Glückes. Er war der Schwiegersohn eines der reichsten und angesehensten Mannes der Gemeinde und der Ehegemahl eines reizenden Weibchens, das er, umgeben von den Hochzeitsgästen, festgeschmiegt am Arme in das Haus ihrer Eltern führte, wo ihn jahrelange Kost und alles Gute erwartete.

*   *
*

Einige Wochen später erschien Feiwele wieder bei uns im Cheder, völlig umgewandelt, in neuen Seidenkleidern, die ihm die Schwiegereltern inzwischen anfertigen ließen mit einer theuren Zobelmütze auf dem Haupte, und um uns seine Schätze zeigen zu können, fragte er uns nach der Tagesstunde, wobei er gleichzeitig, zu unserer Ueberraschung, aus seiner Westentasche eine blinkende goldene Uhr hervorzog, die an einer schweren, goldenen Kette hing.

„Und wie stehts mit dem Hunger?“ fragte ihm die Rabbezin spaßhaft, „bist Du noch immer hungrig, Feiwele?“

Feiwele brach in ein lautes Freudengelächter aus.

„Wenn ich's einmal bin“, erwiderte er heiter und wohlgemuth, „dann sage ich nicht mehr „Mutter“, sondern „Malkele“, ich bin hungrig, und sie hat mich für ihr Leben lieb, mein Malkele, daß sie mir das Tellerl vom Himmel herunterlangen möchte!“



Der Freiheitsmonat.

Die Agada für das Peßafest! — — — — —

Da sehe ich sie wieder in meinem Gebetbuche, die traulichen Liedchen, die ehrwürdigen Legenden, die tändelnden Märchen, die wir Jahr um Jahr im Familienkreise zu beten, zu singen und uns zu erzählen pflegten, und da stehen auch mit schreienden, gewaltigen Lettern die zehn egyptischen Plagen aufgezählt, jede röthlich übertüncht, denn sie hat schon ganze Ströme rothen Weines in sich eingesogen, mit welchem sie, nach althergebrachtem Brauche, jahrein jahraus an jedem Sederabend besprengt und betupft wird. Man sollte es aber kaum glauben — so ein weinseliges Plägelchen gibt einen Duft von sich, einen starken Duft der Erinnerung.

Wahrhaftig etwas wie ein verhaltener Hauch der Freiheit wehet mir aus diesen Blättern entgegen.

Ich weiß es selber nicht mehr, ob die Natur im Verlaufe der vielen Jahre sich so stark abgenützt hat, oder ist in mir während dieser Zeit die Reflektirmaschine, die sich Phantasie nennt, etwas defekt geworden, daß sie die Welt und ihre Erscheinungen nicht mehr mit jener Farbenfrische in sich aufnehmen und widerspiegeln kann, wie einstmals.

Das war ein ganz anderer Freiheitsmonat, der mir aus meiner Kindheit wie ein versprengter Tropfen im Kopfe hangen geblieben ist. Da schwebte der Himmel ein hängend blaues Meer über meinem Haupte, die Sonne warf energisch ihre graue Wolkenjacke von sich und strahlte so recht herzhaft aus, daß sich ihr das reinste Gold über Wald und Berg ergoß, so daß sie unter diesem Sonnenbad wollüstig aufzuckten und die verborgensten Düfte von sich freigaben.

Die Bäume reckten und streckten sich mit ihren saftigen Zweigen, als würden sie locken und rufen: „So kommt doch wieder herbei, ihr Millionen grünen Blätter, denn wir tragen Euch schon wieder auf kräftigen Armen der Sonne entgegen!“ Und auch die Bäche und Flüsse sprengten freiheitsdrängend ihre Eisfesseln, und sie hüpften und jauchzten: „Hurrah! wir sind wieder Kinder der Freiheit!“ Und erst die tausend befiederten Gäste, die ganze Regimenter über die Luft einhermarschirten, und auf allen Sträuchern und Bäumen Absteigquartier nahmen. — Ja, das war ein herrlicher Freiheitsmonat, der mir von damals noch im Kopfe lebt.

Und wie mein Melamed[1]) all' das lustige Leben um sich gewahrte, da erfaßte auch ihn ein Wandertrieb, und er machte einen Knoten im Talmud, griff nach Spodik[2]) und Stecken und zog hinaus in die Häuser und in die Hütten, um für das neue Schulsemester neue Talmidim anzuwerben. Er vergaß aber auch nicht von seiner Zucht ein Musterpröbchen mitzunehmen, natürlich das beste, was er bei sich vorräthig hatte, nämlich den besten seiner Jünger. Und wo nur ein jüdisches Haus vorhanden ist, in welchem ein Jüngelchen sich herumtummelt, dort zieht er ein mit seinem Musterpröbchen, und beginnt eifrig zu werben. Man hätte wahrhaftig diesem Männlein mit dem Doppelhöcker, dem schüttern Spitzbärtchen, und dem bleichen, krankhaften Gesichte nie so viel Beredungskraft zugetraut, wie er sie bei seiner Werbung entwickelte.

Mit erstaunlicher Zungenfertigkeit zählte er alle seine Vorzüge auf — er sei gottlob ein „Mumche“[3]) in seinem Fache, er habe eine eigne Unterrichtsmethode, ein Klotz müsse bei ihm profitiren, er verstehe es gut mit Kindern umzugehen, habe eine eigene Art, wie der Fleiß in dem Kinde zu wecken sei, seinem Cheder entstammen auch gottlob schon viele große „Lomdim“[4]), mit welchen er sich gewiß nicht zu schämen habe; es mangele ihm auch, Gott sei Lob und

---

[1]) Der jüdische Lehrer. [2]) Eine Art Pelzmütze.
[3]) Ein Meister. [4]) Gelehrter.

Preis, nicht an Talmidim[5]), ja, er werde geradezu von allen Seiten zerrissen, denn wer kennt nicht Götzele Melamed? Aber ihm sei es Hauptsache, gute, geschliffene „Köpfelich" hineinzubekommen, aus welchen sich was machen läßt. Da habe er beispielsweise ein „Jüngele" mit sich, weit noch nicht das beste — und schon schlägt er den Talmud auf, aus dem das Jüngele laut den „Schiur"[6]) zu krähen anfängt. Ganz etwas Musterähnliches, betheuert der Melamed, nachdem sein Jüngele die Probe bestanden, ganz etwas Musterähnliches werde er auch aus diesem Kinde machen, ja, noch viel mehr, denn, wie er gehört, soll dieses Kind ein gutes, glänzendes Köpfele auf sich tragen. Und schon lockt er das Kind zu sich hin, kneift ihm einschmeichelnd die Wange und fragt ihn so nebenbei aus, was er denn bis jetzt gelernt habe. „Kein böses Aug'!" sagte er drauf mit glatter Zunge, „ein brillantes Köpfele!" Aber so ein Brillant müsse erst den rechten Schliff bekommen, und er, Gott sei Lob und Preis, verstehe es am Besten, wie solche Brillanten zu schleifen!

So lockt und schmeichelt er, bis der Vater, geblendet von so viel Vorspiegelungen, ihm sein Kind in die Schule gibt. — Und weiter zieht darauf das kleine höckerige Männlein mit seinem Musterpröbchen, um neue kleine Rekruten anzuwerben.

Während unser Melamed seinen Rundgang durch die Stadt fortsetzt, erinnert sich die gute Rebbizen daran, daß auch sie nicht die Hände in den Schooß legen darf, denn schon steht ja das schöne Peßachfest vor der Thüre. Vor allem heißt es aufräumen mit den alten Hausplagen, die in den Wänden, in den Ritzen und in den Sparren der Betten sich festgenistet haben. — Diese widerwärtigen Feinde müssen ein für allemal bekämpft werden. Die gute Rebbezin legte ihre alte Rüstung an. Mit einer Papiermütze auf dem Kopfe, über die Kleider eine weitfaltige Kattunschürze, in der einen Hand eine riesige Kehrbürste, in der zweiten ein Besen mit einem nassen Fetzen und ein Kiebel Wasser

[5]) Schüler. [6]) Die Lektion.

neben sich, so steht sie, eine zweite Jeanne d'Arc, mitten im Zimmer, und spähet rechts und links nach einem geeigneten Punkte aus, wo der Feind anzugreifen. Bevor der Feldzug jedoch beginnt, drängt sie uns alle zu einem Haufen zusammen und schiebt uns mit einer gutmüthig lachenden Miene zur Thüre hinaus, um freien Raum zu gewinnen, was wir jedoch nur mit Widerstreben geschehen ließen, denn die gute Rebbezin sah so ergötzlich aus, daß wir gern in ihrer Nähe diesmal verweilt hätten.

Aber auch im Hofraum fehlt es nicht an heitern Zerstreuungen. Vor allem war es die junge Frühlingssonne, die uns mit ihrem frischen Lichte einen vergnüglichen Anblick bot. Die kleinen verkrusteten Schneeberge, die letzten Schutzwälle, unter welchen der Winter sich zu verschanzen suchte, unterminirte die Frühlingssonne so lange mit ihren milden Strahlen, bis sie in Trümmer zusammensinken. Hier und dort zeigt sich ein Büschelchen frischen Grases das verstohlen von irgend einer Erdritze hervorschlüpfte. Indeß trieb ein lustiges Frühlingslüftchen seinen Muthwillen mit den auf dem Zaune zum Lüften aufgehängten Kleidern, indem es dieselben jedesmal in andern Figuren zeigte, bald als aufgeblasene Baken, bald als aufgespannte Flügel und bald als emporflatternde Siegesfahnen

Zu Hause, bei jedem einzelnen von uns, ging es nicht minder rege und bewegt zu. Es wird überall gescheuert, gesäubert, gereinigt, die Scheiben blitzblank geputzt, die Thüren, ja die Klinken überall gerieben und gewaschen, daß sie spiegelten und funkelten. In jedem jüdischen, nur etwas reicheren Hause thronte das schöne Pessachfest bereits schon seit acht Tagen in einem besonderen Zimmer, das eigens für ihn hergerichtet wurde. Dort waren bereits die Vasallen dieses königlichen Festes eingezogen: der große Korb mit Mazzos, der mit weißen Tüchern um und um eingehüllt war, ferner das Eßgeschirr, schöngeblümte Porzellanteller mit hebräischen Inschriften, rosige Gläser mit goldenen Verzierungen, eigens für Pessach aufbewahrte Gebetbücher mit biblischen Bildern, den Auszug aus Egypten darstellend, und auch neue, zu Ehren des Festes angeschaffte Kleidungs=

stücke. Diese heilige Halle blieb die ganze Zeit abgeschlossen, und außer der Mutter durfte sie von Niemandem betreten werden, und auch sie näherte sich nie diesem geheiligten Raume, ohne sich früher mit der gehörigen Weihe zu versehen, indem sie wiederholt sich die Hände wusch, und ein anderes Kleid anlegte, das sie früher gehörig durchschüttelte, damit sich ja kein Bröserl Chomez in die Falten hefte.

Mit jedem Tage wurde es immer reger und lebhafter in den jüdischen Gassen. Wie mit der Natur, ging auch mit den Menschen und mit den Häusern eine äußere und innere Umgestaltung vor. Der sich blauende Himmel, die sich verjüngenden Häuschen, die blüthenweißen Gardinen in den Fenstern, die plätschernden Bäche, die lachenden Gesichter der Kinder, kurz, alles sang und klang in die sonnige Welt hinaus: das Freiheitsfest, das schöne Freiheitsfest kommt!

* * *

Wir sind am Vorabend des Rüsttages. Nur noch ein Tag trennt uns von dem schönen Peßachfeste. Jetzt heißt es ernstlich mit dem Chomez aufräumen. Eine eigne Ceremonie ist dafür vorgeschrieben, die in allen jüdischen Häusern beachtet wird und der es nicht an heitern Episoden fehlt. Bevor die Ceremonie begann, schnitt die Mutter mehrere kleine Brodkrumen, die sie in allen Zimmern unserer Wohnung auseinanderlegte: auf die Brüstungen der Fenster, die Kanten der Sessel, auf die Tische, Kommode und Schränke. Jetzt ordnete sich der Zug, voran die Mutter mit einem Lichte in der Hand, als Wegweiserin, hinter ihr der Vater, ausgerüstet mit einem Federwisch in einer und mit einem großen hölzernen Löffel in der zweiten Hand und nachher folgten wir, die Kinder, Mann hinter Mann, so bewegte sich der Zug im Gänsemarsch durch alle Räume der Wohnung. Ueberall wo ein Brodbrocken lag, machte die Mutter halt und da trat der Vater heran und fegte mit dem Federwisch den Brodkrumen in den bereitgehaltenen Löffel hinein. Wiederholt geschah es, daß die Mutter plötzlich die Tour unterbrach und eine rasche Schwenkung nach rechts oder links machte, nun traten wir alle unter

lautem Gelächter den von der Mutter kommandirten Rückzug an, ja auch der Vater, der die ganze Zeit seinen Ernst bewahrte, vermochte nicht, dabei ein Lächeln zu unterdrücken. Wir wußten alle, daß dieses rechtzeitige Kommando der Mutter uns einen Eierkuchen, eine Semmel, oder sonst etwas Eßbares vom Verderben gerettet hat Nach der zeremoniellen Vorschrift nämlich, müßte der Vater alles von Chomez, was während dieser Streifzüge ihm in dem Wege liegt, mit seinem Federwische streifen, was soviel heißt, es sei mit den andern den Flammen geweihet. Die Mutter, die das ganze Terrain beherrscht, sah einige Mal, daß ein Brod oder ein größeres Stück Kuchen in Gefahr schwebt, denn schon streckte sich danach der schreckliche Federwisch des Vaters — rasch ordnete sie daher den Rückzug an und rettete durch dieses strategische Manöver manches schöne Stück Barches oder Kuchen vor der unheilvollen Berührung des unersättlichen Federwisches. Manches größere Stück war aber auch vom Vater anektirt, denn der Mutter blieb wenig Zeit, durch einen rechtzeitigen Rückzugsbefehl der Gefahr vorzubeugen und so fiel manches Stück Kuchen der Eroberungssucht meines Vaters als Beute. Die komisch verzweifelte Miene, die meine Mutter machte, als der Vater, durch die unheilvolle Berührung mit seinem Federwische ihr Gut mit Beschlag belegte, erregte immer neue Heiterkeit. Das ging so fort, bis alle Brodkrumen in den Holzlöffel eingesammelt waren, und da schlang der Vater darüber einen Fetzen und versteckte seine in dem Holzlöffel aufbewahrten Siegestrophäen auf den Ofen, von wo sie erst des nächsten Tages hervorgeholt wurden.

Des nächsten Tages waren wir schon mit dem Morgenanbruche auf den Beinen. Da hieß es, den Chomez verbrennen. Das Morgengebet wurde heute rasch beendigt. Die Mutter tischte uns das Morgenmahl auf einem improvisirten Tische auf, der aus einem Fasse mit einem drüber gelegten Nudelbrette hergestellt wurde. Auch mußten wir es heute mit ebenfalls improvisirten Sesseln vor lieb nehmen, mit umgestülpten Tübben und Kannen, denn alle Tische und Sessel waren bereits gewaschen, gereinigt, (ge=

kaschert) und für den lieben Peßach in Bereitschaft gehalten. Freiwillig gab uns heute die Mutter das zu verzehren, was wir sonst nur zu seltenen Zeiten und erst nach vielen Bitten zu bekommen pflegten, nämlich größere Ueberreste von Honig und Zuckerkuchen — müßte es ja ohnehin sonst verbrannt werden, weil es sich doch nicht lohnt, Kleinigkeiten an Chomez zu verkaufen.

Mit dem Chomez verkaufen hat es wieder seine ganz eigene Ceremonie, die ebenfalls reich ist an vielen komischen Situationen.

Da stand vor dem Vater der alte Hawrelle, ein blöder Bauer, mit einem versoffenen, krebsrothem Gesichte, der stark nach Fusel roch. Das war heute unser Geschäftsfreund. Hawrelle war von Beruf Ofenheizer, doch jeden Erew-Peßach wandelte er sich, wie durch einen Zauberspruch, zu einem großen Kaufherrn, mit dem die ganze jüdische Gasse Geschäfte auf viele Tausende abschloß. — Wie er dazu gekommen? Der arme Hawrell ist bereits mehr als zwanzig Jahre an jedem Erew-Peßach Ankaufer des ganzen Chamez der Gasse und noch immer hat er keine blasse Idee davon, wie das eigentlich zugeht. Er weiß nur, daß an jedem Erew-Peßach sich die Leute um ihn reißen, er solle ihnen ihr Hab und Gut abkaufen, was auch immer der Fall ist, ohne daß er jedoch von den vielen gekauften Dingen, von welchen er so manches brauchen könnte, nur ein Bröserl zu sehen bekommt.

Uebrigens macht sich Hawrelle nicht viel Kopfzerbrechen darüber — er heizt nach wie vor weiter überall die Oefen und schließt unterdessen große Verträge ab.

Auch heute steht er vor dem Vater, ganz der Hawrelle von gestern und vorgestern — ein blöder, versoffener Bauer.

„Willst Du bei mir den ganzen Chomez abkaufen?" fragte der Vater nach zeremonieller Vorschrift.

Hawrelle schnäuzt sich heftig die Nase, was bei ihm sagen will: Was soll ich davon wissen?

Auf diese Zustimmung hin verliest ihm der Vater einen förmlichen Kaufvertrag, den er mit blöden Glotzaugen anhört, ohne nur davon ein einziges Wort zu verstehen, höchstens

daß er einmal, als nämlich die Erwähnung war von mehreren Flaschen Branntwein, neugierig die Ohren spitzte und sich dann mit großem Verständniß abermals die Nase schnäuzte, denn das war der einzige Artikel, dem er mit ganzem Herzen zugethan war.

Nachdem der Vater mit dem Verlesen des Vertrages fertig war, forderte er von ihm als Sicherstellung ein kleines Angeld, worauf Hawrelle mit der Hand sich in den Hemdschlitz langte, von wo er zehn rostige Kupferkreuzer hervorholte, die er dem Vater als Angeld übergab. Damit war also der Kauf perfekt. Hawrelle bekam noch zum Schlusse ein großes Glas Schnaps, was in seinem dunklen Geschäftsleben, zu dem er heute verurtheilt war, noch den einzigen Lichtpunkt bildete. Da aber Hawrelle von den bereits heute schon abgeschlossenen Kaufverträgen mehr als fünfzehn solcher Lichtpunkte schon im Kopfe hatte, so war derselbe so stark illuminirt, daß er völlig geblendet sich kaum zur Thüre hintastete, wo ihn jedoch eine ganze Schaar von Kaufleuten erwartete, die in ähnlicher Weise darauf versessen war, mit ihm größere Geschäfte abzuschließen.

Jetzt standen wir alle vor einem lustigen Feuer, das auf dem Herde brannte und der Vater an unserer Spitze mit dem großen Holzlöffel, in den er gestern die Brodkrumen eingesammelt. Nach einem vorgeschriebenen Gebete, das wir alle gemeinsam mit dem Vater verrichtet, warf er den Löffel ins Feuer, der bald von den Flammen erfaßt war und kurz darauf mit seinem ganzen Inhalte verkohlt und zu Asche wurde.

Mit dieser Zeremonie war der Geist des Chomez aus dem Hause verbannt. Wir befanden uns, wie mit einem Schub, mitten im herrlichen Feste.

Nicht allein bei uns, sondern überall, alle Räume, ja, Himmel und Erde waren von dem heiligen Geiste des schönen Peßachfestes erfüllt.

Jetzt faßte mich der Vater bei der Hand und begab sich mit mir ins Schwitzbad, damit wir uns dort durch gehörige Waschung und Säuberung erst die rechte Weihe geben — gilt es doch heute Nacht den Thron zu besteigen! Jeder

Jude nämlich wandelt sich in diesem schönen Feste in einen König und das sogenannte „Hessebett" ist sein Thron, den er mit seinem Weibe und seinen Stammerben theilt!

Im Schwitzbade fanden wir ein reges, heiteres Leben, denn wir waren lange nicht die einzigen, die hergekommen sind, um sich hier für die Krönung vorzubereiten. Das Bad wimmelte vielmehr von lauter Majestäten und königlichen Hoheiten, die in gar rosiger Stimmung zu sehen waren. Man lachte, scherzte, kürzte sich durch lustige Streiche die Zeit. Nirgends war ein trübes Gesicht, oder nur ein Sorgenfältchen zu sehen und warum auch sorgen? Für acht Tage hinaus ist man bereits mit allem Guten versehen, es fehlt nicht an Mazzos, Schmalz, Eier, Geflügel, Wein und Most, kurz, an allem was das Herz erfreuet. Durch welche Arbeit, Mühsal und Kämpfe das Alles zusammengebracht wurde, davon weiß freilich jeder von ihnen eine andere traurige Geschichte zu erzählen, aber wozu daran denken? Genug, die Schränke sind gottlob mit allem Guten gefüllt, es fehlt auch nicht an Schuh und Kleid, die Kinder werden während der Feiertage in ihren neuen Montürchen wie die wahren Prinzen und Prinzessinnen aussehen und Gottes Segen blüht im Hause. Freilich muß man sich ein bischen plagen, bis man das Alles zusammenrafft. — Eine Kleinigkeit, unbeschrien soviel Bedürfnisse, aber Hauptsache bleibt doch, daß man sie erschwingt. — Ein Narr der, der sich grämt und sich ein Stündchen seines Lebens trübt.

Ob die liebe Sonne es auch nur geahnt hat, wie es diesen guten Leuten heute so wonniglich zu Muthe ist; aber als wir mit hochgerötheten Wargen vom Bade zurück nach Hause gingen, lag sie bereits mit ihrem herrlichsten Frühlingslichte in allen Gassen und Gäßchen, als ob sie heute eigens ihre schönsten Goldteppiche auf den Boden ausgebreitet hätte, damit diese Könige und Prinzen, wie in dem Zaubermärchen, den Fuß nur auf Gold und Diamanten setzen.

Zu Hause angelangt, fanden wir die Mutter geschmückt in einem blüthenweißen Seidenkleid mit Goldborden, das noch von einer Großmutter als Erbstück ihr überkommen war, mit einem Diadem auf dem Haupte voll blitzernder

Diamanten und einige Perlenschnüre um den Hals. Ihr zur Rechten stand mein Schwesterchen, eine kleine Prinzessin, schmuck und niedlich in ihrem Spitzenkleidchen und ihrem glänzend schwarzem Haar, das ihr schönes Gesichtchen mit den tiefblauen Augen und dem kleinen schelmischen Rosenmündchen einrahmte Der Tisch war bereits gedeckt für das Mittagsmahl. Das Erste, was die Mutter nach dem Mittagsessen that, war, mich und mein Schwesterchen zu Bette zu bringen, damit wir während des Sederabends bis tief in die Nacht uns wachhalten und bis zu Ende die schönen Geschichten anhören von dem Auszuge unserer Eltern aus Egypten.

Als mich später der Vater mit einem Kusse aus dem Schlafe weckte, entrang sich ein Freudenschrei meinen Lippen, denn ich gewahrte auf dem Sessel spiegelnagelneue Kleider, die für mich bestimmt waren, vom Sammtkäppchen angefangen bis herunter zu den Lackstiefelchen. Den ganzen Winter über träumte ich von den schönen neuen Kleidern, die ich für das Peßachfest bekommen werde und jetzt lag dieser herrliche Traum verwirklicht vor mir. Vater und Mutter halfen mir beim Ankleiden und das Knarren und Knistern, das die neuen Gewänder und Lackstiefelchen bei jeder Bewegung verursachten, war für meine Ohren die allerschönste Musik.

Wie stolz ging ich einher an der Seite des Vaters, der mich mit in die Synagoge führte. Das war lustig heute in den Straßen. Aus allen Häusern und Hütten strömten die Leute, alle festlich gekleidet, der Synagoge zu, die schon von der Ferne mit ihren gothischen Bogenfenstern wie aus einem Lichtermeer hervortauchte.

* * *

„Gut Jomtow! Gut Jomtow!“

Das war ein Jauchzen, das war kein Ruf mehr, mit dem der Vater die Schwelle seines Hauses übertrat, als er von der Synagoge zurückgekehrt war. Dieser Ruf wurde von fünf Stimmen wiederholt, nämlich von mir und von den Gästen, zwei hochbetagten Greise und zwei jüdischen Soldaten, die der Vater für die Sederabende sich zu Tische lud und es klang nicht weniger Jubel auch aus diesen

Stimmen, denn wer war heute nicht glücklich und freudentrunken? Wer fühlte sich heute nicht in gehobener, ja, in königlicher Stimmung?

„Gut Jomtow! Gut Jomtow!“ tönte es zum Gegengruße.

Es war meine Mutter, die Königin selber mit ihrer kleinen Prinzessin an der Hand, die uns mit freudestrahlendem Gesichte zur Thüre entgegenging und uns hier mit lautem Rufe begrüßte. Von ihr geleitet, gelangten wir bald in die „gute Stube“, die in einen wahren Krönungssaal umgezaubert war. Der große Kronleuchter, der von der Zimmerdecke über den Tisch herunterhing, glich einer vielarmigen Brillantenflamme. Von allen Seiten ergoß sich ein magisches Licht über alle Räume. Der große Familientisch war heute die ganze Länge des Zimmers hinausgeschoben. Nicht blos wir und unsere Gäste sollten an demselben heute theilnehmen, sondern überhaupt alle, die im Hause sich befanden, die Dienstleute nicht ausgeschlossen. Heute sind wir alle gleich, alle Kinder eines Gottes, Angehörige eines Stammes, heute giebt es keine Herren und Diener, heute giebt es nur lauter Söhne und Töchter der Freiheit. An der Spitze der Tafel prangte das „Hessebett“, eine Art Thronsitz, den die Mutter in sinniger Weise hergerichtet. Unter einer blüthenweißen in allen vier Seiten mit Silberlilien besteckten Serviette, befanden sich auf der Frontseite der Tafel die drei ungesäuerten Brode, welche die drei Kasten unseres Stammes vorstellen: Kohen, Lewi, Israel. Drüber in zierlichen Silberschüsseln waren die symbolischen Speisen aufgestellt. Vor jedem Gedecke stand ein blinkender Becher mit perlendem Weine gefüllt. Für mich, dem damals einzigen Stammerben meiner Eltern, war zur rechten Seite des Vaters ein kleiner Thron eigens hergerichtet.

In dem großen weiten Gemache herrschte eine so tiefe verklärte Ruhe, daß man vermeinte, die Engelsköpfe des Hausfriedens überall hervorleuchten zu sehen.

Alle nahmen wir bereits um den großen Familientisch unsere Plätze ein.

Da erhob der Vater den blinkenden mit Wein gefüllten Becher hoch in seiner Hand und verkündete mit lauter, feier-

licher Stimme den Segensspruch über den Wein, den wir satzweise leise wiederholten.

Nachdem jeder von uns, auf die linke Seite hingelehnt, den ersten der vier vorgeschriebenen Becher geleert hatte, eröffnete der Vater die Hagada mit den Worten:

„Das ist das Brod der Armuth, das einst unsere Eltern in Egypten aßen. Jeder, der hungrig, komme und speise mit, jeder, der dürftig, komme und feiere mit uns das schöne Peßachfest. Jetzt sind wir hier, auf's Jahr werden wir im Lande Israels sein. Jetzt sind wir Sklaven, auf's Jahr sind wir Sohne der Freiheit!"

Eine feierliche Stille trat drauf wieder im Gemache ein. Alle Blicke waren jetzt auf mich gerichtet, denn als einziger männlicher Sprosse war mir jetzt eine wichtige Rolle zugetheilt, nämlich die vier Fragen dem Vater vorzulegen:

„Vater", begann ich nach einer kleinen Pause mit klingender Stimme, „vier Fragen will ich an Dich richten, erstens: Warum essen wir heute ungesäuertes Brod, ganz anders als alle andern Nächte des Jahres? Die zweite Frage: Was bedeutet das Grünzeug, das wir heute essen müssen? Die dritte Frage: Warum tauchen wir heute zweimal unser Brod in Salzwasser? Und endlich die vierte Frage: Warum sitzen wir heute auf die linke Seite hingelehnt?"

Nachdem ich mit diesen vier diplomatischen Fragen fertig war, erwiederte der Vater mit weicher und schmelzender Stimme: „So höre denn, mein Kind. Wir waren Sklaven bei Pharao in Egypten und da hat uns der Ewige unser Gott von dort befreit mit starker Macht und ausgestrecktem Arme, und hätte der heilige, gelobt sei sein Name, uns damals nicht erlöst, so wären wir noch heute, wir und unsere Kinder, Sklaven bei Pharao in Egypten!"

Diese Worte waren im Chorus von allen Tischgenossen mit einem eigenthümlichen Singsang wiederholt, und gar feierlich klangen die tiefernsten Baßstimmen der beiden graubärtigen Gäste, verschmolzen mit dem kräftigen Sopran der beiden Soldaten, in welche mein Schwesterchen mit ihrem reinen, metallenen Stimmchen jedesmal wie ein Silberglöcklein hineintönte.

Stellenweise flocht der Vater in die Hagada eine Legende aus dem Midrasch ein, oder erklärte eine dunkle Stelle in der heiligen Schrift. Auch die andern Gäste gaben hin und wieder ein „gleiches Wörtchen“ zum Besten. Dabei erzählte man sich auch vieles von den Leiden und Qualen, die unsere Brüder in den verflossenen Jahrhunderten ausgestanden während der Inquisition, der Kreuzzüge, wie überhaupt in allen Zeiten und in allen Jahrhunderten. Unauslöschlich bleibt mir in Erinnerung von jener Zeit eine Geschichte, die uns damals einer unserer Gäste, ein taubengrauer Greis, erzählt hatte. In Granada, erzählte er nämlich, lebte eine Familie, die zwangsweise getauft wurde, die jedoch aber im Geheimen treu dem Glauben der Eltern lebte und alle jüdischen Sitten und Gebräuche streng beobachtete. Da geschah es eines Peßachabends, daß diese Familie mit ihrem Oberhaupte an der Spitze wie gewöhnlich den Sederabend in einem unterirdischen Kellerraume, der ein Prunkgemach bildete, bei verschlossenen Thüren feierte, was sie seit vielen Jahren zu thun pflegte, aus Furcht vor der Inquisition, die damals überall ihre geheimen Späher hatte. Einige Jahre lief es auch so ohne jedes Hinderniß ab. Da jedoch geschah es eines Sederabends, als man, wie gewöhnlich, beim dritten Becher vor dem unsichtbaren Propheten Elias die Thür öffnete, daß plötzlich eine Schreckensgestalt in dem Rahmen derselben sichtbar wurde, nämlich der Großinquisitor, gehüllt in einen blutrothen Mantel und mit dem Kreuze in der vorgestreckten Hand. Entsetzt wich bei diesem Anblicke Alles zurück, bedeutete doch das Erscheinen des Großinquisitors in einem solchen Augenblicke für die ganze Familie Tod und Verderben. Allein dieser Todesschreck dauerte nicht länger als nur einen kurzen Augenblick. Der Großinquisitor enthüllte ihnen sein Geheimniß, daß auch er von Geburt ein Jude sei, daß er von seiner Jugend auf den Diensten der Inquisition sich gewidmet habe, um in mancherlei Gefahren seinen Brüdern beistehen zu können. Nicht blos eine jüdische Familie schon sei durch ihn vom Martertode gerettet worden. Auch jetzt ist er von Gott dazu bestimmt, der blutigen Inquisition jüdische Opfer zu entreißen. Dem

heiligen Tribunale nämlich ist die Anzeige zugekommen, daß diese Familie trotz der angenommenen Taufe im Geheimen dem Glauben der Eltern lebe und in einem unterirdischen Raume die Peßachabende feiere. Um keinen Verdacht zu erregen, mußte er sich mit einigen Familiaren hierher begeben, um sich von der Wahrheit der Angabe zu überzeugen. Er war jedoch vorsichtig genug, seine Begleiter draußen zurückzulassen. Jetzt werde er zu ihnen hineilen und ihnen sagen, daß jene Anzeige nur eine falsche Verdächtigung sei. So feiert nur ungestört weiter unser schönes Peßachfest, schloß er seine Worte, Gott hält schützend seine rechte Hand über unser Volk Israel, das er wohl mit schweren Strafen heimsucht, aber nie ganz untergehen läßt. — Er schläft und schlummert nicht, der Hüter Israels.

Der greise Mann erzählte uns damals diese Geschichte mit einer solchen Anschaulichkeit und Lebendigkeit, daß es uns stellenweise kalt überlief und wir mit ängstlicher Spannung der Entwickelung dieser Erzählung folgten, ja, nachdem er lange schon mit dem Erzählen fertig war, lauschten wir noch immer und es schien uns, daß das Alles sich vor unseren Augen abspiele. Erst der Vater unterbrach die allgemeine Stille, indem er mit Begeisterung den blinkenden Becher ergriff und mit lauter, feierlicher Stimme die Worte aus der Hagada weiter recitirte:

„Und so stand er uns immer bei, uns und unseren Voreltern. Nicht nur einmal drohete man uns mit Tod und Verderben, sondern in jedem Zeitalter erheben unsere Feinde sich gegen uns, aber der Heilige, gelobt, sei er, steht uns in allen Nöthen bei!“

Viele Stellen in der Hagada erregten aber auch helles Lachen und Ausbrüche von Heiterkeit, darunter die zehn Plagen. Gar launig war es anzusehen, wie der Vater nach altjüdischem Brauche den kleinen Finger in den Becher tauchte und den auf demselben hängenden Weintropfen jedesmal auf eine andere Plage herunterfallen ließ, so daß sie gar ergötzlich und weinselig aussahen, die in hellen Weintropfen schimmernden Plagen. Jetzt mache ich mir so eigentlich auch darüber meine Gedanken. — Jahr ein Jahr

aus tröpfeln wir die Balsamtropfen der Hoffnung in die alten Schwären und Plagen hinein, um sie erträglicher zu machen, aber, was hilft das Alles? Plagen bleiben am Ende doch Plagen, möge man durch noch so betäubende Mittel sie zu beschwichtigen suchen. Damals aber war ich fern von solchen ernsten Gedanken. Ich lachte, daß mir das Wasser über die Backen lief, als ich sah, wie die Plagen jedesmal mehr unter die auf sie niederrieselnden Weintropfen zu verschwinden anfingen. Gleich meinem Vater tauchte auch ich und mein kleines Schwesterchen den kleinen Finger in den vollen Becher und, gleich ihm, ließen auch wir Tropfen um Tropfen auf die Plagen niederfallen, daß nicht sie allein ganze Weinströme in sich einsaugten, sondern auch der nachbarliche Rabbi Jehuda, der dem armen Pharao, mit einer neuen Batterie von kombinirten Plagen auf den Hals rückte.

Abwechselnd und lieblich sich windend zwischen Ernst und Scherz, legten wir den großen, langen Weg des ersten Theiles der Hagada zurück, bis wir an jener frohen Haltestelle anlangten, die sich in derselben mit den Worten empfiehlt: Hier ißt und trinkt man und läßt sich wohl ergehen. Wir ließen keineswegs diese Einladung außer Acht. Der Schlüsselbund erklang in den Händen der Mutter. Dies galt der Köchin als Signal, sich wieder in ihre alte Rolle zu schicken. Nicht lange dauerte es, da kamen die würzigen Fische auf den Tisch, die breit auf dem Teller ausgelegt, wie zum Angriffe herausforderten. Drauf folgten in kleinen Pausen Gericht auf Gericht, köstlich und wohlriechend zubereitet. Wir sprachen mit lebhaftem Appetit zu. Meine guten Eltern, die immer so gerne Arme an ihrem Tische sahen, forderten durch Blick und Miene ihre Gäste auf, sich alles wohlschmecken zu lassen. Auch die Becher standen nicht müßig auf dem Tische, sie füllten und leerten sich rasch hintereinander. Der feurige Wein löste immer mehr die Zungen, rothete die Wangen und füllte die Augen mit einem feuchten Glanze. Lachsalven ertönten von allen Seiten, witzige Wörtchen flogen wie Leuchtkugeln hin und her. Man fühlte sich immer gemüthlicher, behaglicher

und zwangloser, als würden alle, die hier um den Tisch sitzen, von Jugend auf zu einander gehören. Auch mein Schwesterchen trug durch ihre neckischen Streiche nicht wenig dazu bei, die heitere Stimmung zu erhöhen. Als sie nämlich der Vater zu sich auf den Schooß nahm, langte sie vorsichtig und verstohlen mit dem Händchen unter das Polster, auf welches der Vater saß, und husch, war der Afikomen — nämlich die halbe Mazze, die nach religiöser Vorschrift unter den Gästen als Dessert vertheilt werden soll — von seinem Orte verschwunden. Flink wie ein Eichhörnchen entglitt sie darauf den Armen des Vaters und jetzt zeigte sie aller Welt ihr gestohlenes Gut, mit dem sie frohlockend um den Tisch umherlief, daß das aufgelöste schwarze Haar ihr jedesmal wie dunkle Fluthen das reizende Gesichtchen überschwemmte. Unter anhaltendem Lachen setzte ihr der Vater um den Tisch nach, um ihr den geraubten Schatz wieder zu entwinden, aber das gelang ihm nicht, denn so er sie schon beim Aermel faßte, glitt sie ihm wie ein geschmeidiges Kätzchen aus der Hand und flugs war sie schon wieder auf der zweiten Seite. Dem Vater blieb kein anderer Ausweg, als ihr gütliche Vorschläge zu machen. Der kleine Schalk bat sich Lösegelder aus, die der Vater versprechen mußte, um den von ihr geraubten Afikomen wieder loszukaufen.

Der vom Vater wieder ausgekaufte Afikomen gelangte auch bald unter uns zur Vertheilung. Jedem von uns reichte der Vater ein Stückchen von ihm hin, das wir mit vollem, übersättigten Magen nur mit schwerer Noth herunterwürgten. Nachdem das geschah, nahmen wir die unterbrochene Tour durch den Märchenwald der Hagada wieder auf. Wieder waren die Gläser mit Wein gefüllt. Es ging vorerst an das Tischgebet, das mit dem Leeren des dritten Bechers seinen Abschluß findet.

Jetzt bereitete sich ein wichtiger Moment vor. Prophet Elias soll bald die Schwelle unseres Hauses übertreten. Wieder füllte man auf's Neue die Gläser, aber diesmal ward auch ein großer, silberner Pokal gefüllt, der auf der Außen-

seite mitten unter schnerkelnden Verzierungen die Inschrift trug: Becher des Propheten Elias.

Dieser große Prophetenpokal wurde mitten auf dem Tische hingestellt.

Der älteste unserer Gäste wurde vom Vater damit betraut, dem göttlichen Propheten die Thüre zu öffnen. In dem Augenblicke als die Thüre aufging, erhoben wir uns alle ehrfurchtsvoll rings um den Tisch. Der Vater begrüßte den unsichtbar eintretenden Propheten mit dem altjüdischen Willkommensrufe: Baruch Hobu. Stehenden Fußes verrichteten wir drauf mit gehobener Stimme ein kurzes Gebet, das eine Art Ansprache an den Propheten bildete. Nachdem das Gebet zu Ende war, schloß der Greis hinter dem jetzt unsichtbar aus dem Hause tretenden Propheten die Thüre. Während der ganzen Zeit, daß die Thüre offen blieb, heftete sich meine Blicke neugierig auf den mitten auf dem Tische stehenden Pokal, um zu sehen, ob der unsichtbare Zecher von demselben etwas wegtrinken werde. Ich glaubte dann sicher wahrgenommen zu haben, daß etwas vom Weine sich vermindert habe. Auch mein kleines Schwesterchen, die gleich mir die ganze Zeit keinen Blick von dem Pokal weggethan hatte, machte dieselbe Wahrnehmung. Mit unsäglichem Behagen setzte ich dann die Lippen an den Rand des Pokals, den vor erst einer Minute auch Prophet Elias mit seinen Lippen berührte, was auch mein Schwesterchen nachthat, indem auch sie ihren kleinen Rosenmund an den Rand des Bechers setzte.

Nach dieser Ceremonie nahm von Minute zu Minute der Eifer ab, mit welchem wir die kleinsten Ceremonien ausübten. Der weite Weg über die Hagada schleppte sich gleichsam von jetzt an holperig und schwerfällig fort. Die stark vorgerückte Nachtzeit und der gefüllte Magen fingen an ihre Rechte geltend zu machen. Einzelweis verloren sich die Hausleute vom Tische, die ihre Lagerstätten aufsuchten. Mein Schwesterchen, das über dem Gebetbuche eingenickt war, hob die Mutter mit einem innigen, leisen Kusse in ihre Arme, entkleidete es und brachte es sacht und sanft in das Bettchen. Ich jedoch hielt es, wenn auch nur mit gewaltsamer

Anstrengung, bis zu Ende aus, bis verklungen war das Märchen von dem Zieglein, „das der Vater um zwei Guldenstücke gekauft", mit welchem die Agade ihren Abschluß findet. Drauf zog auch ich mich in den wohlverdienten Ruhestand zurück, in das weiche Federpfühl, das die Mutter mir bereiten ließ, während auch unsere Tischgäste mit vielen Segnungen und dem altjüdischen Ruf: „Auf's Jahr Söhne der Freiheit!" sich aus dem Hause entfernten. Auch die Mutter, von den Mühen des Tages erschöpft, begab sich jetzt zur Ruhe. Nur der Vater dachte noch immer nicht, trotz der bereits lange schon überschrittenen Mitternachtsstunde, an das Schlafen. Leise im Zimmer auf und ab gehend, recitirte er vor sich mit weicher, summender Stimme das hohe Lied, das nach einer alten, schönen Sitte immer zum Schlusse des Sederabends gesungen wird, gleichsam zur Erinnerung an den Frühling, der mit dem schönen Peßachfest seinen Einzug hält. Bis in den tiefen Schlaf hinein begleiteten mich die lieblichen Weisen des Vaters, mit welchem er das schöne Lied des königlichen Sängers vor sich hinsang:

Die Zeit des Festgesanges ist da,
Das Girren der Taube vernimmt man im Lande,
Der Feigenbaum treibt schon seine Knospen,
Die Rebenstöcke blühen und duften —
Steh' auf doch, Du Goldige und Holdige.

Verwebt mit einem wundersamen Traume, tönte fort und fort das summende Liedchen des Vaters mir in den Ohren, immer weicher immer milder und inniger, als kämen die Töne weit her aus einer zauberholden, lichtverklärten Welt:

Ich beschwöre Euch, Töchter Jerusalems,
Wenn ihr meinen Liebsten seht, sagt ihm,
Daß ich vor Liebe krank bin! . . .

Und immer märchenhafter und wundersamer umsummten mich die lieblichen Weisen und immer bestrickender sponnen und woben die sonnigen Fäden des Traumes mich in ihr goldenes Netz ein und siehe, da befand ich mich in einem Wäldchen, in einem lachenden, lichtgetränkten Libanonwäldchen mit gar vielen, verzauberten Bäumen, aus deren grünem Laubwerke tausend holde Engelsköpfe hervorlauschen. Und ein Odem Gottes webt und schwebt über die blauenden Berge

und noch weiter über alle Welträume hin. Und horch, da ertönt auf einmal das ganze Wäldchen mit allen seinen verzauberten Bäumen und den unzähligen Engelsköpfen in einem wunderholden Gesang von unendlicher Milde und Seligkeit und weitvernehmlich klingt's in allen Ecken und Enden: „Ueber's Jahr Söhne der Freiheit!"

* *
*

Ueber's Jahr Söhne der Freiheit!

Mehr denn zwei Jahrtausende träumen wir uns mit dieser Hoffnung von Jahr zu Jahr durch alle Leiden und Verfolgungen durch, und dieser schöne Traum ist die Seele unseres Volkes, die nie stirbt, die ewig fortlebt. — Möge das Joch der Sklaverei noch so schwer drücken, der süße, beseligende Traum, dauert fort und fort, jener süße beseligende Traum, in dem wir tausend Engelsstimmen hören: „Ueber's Jahr Söhne der Freiheit!"



8

Der Packenträger.

Auf einem der beigebundenen Blätter meines Gebetbuches finden sich einige von mir noch in zartester Kindheit geschriebene hebräische Verslein.

Wer mir den ersten Anstoß dazu gegeben hat, mein Denken und Fühlen in poetische Form zu gießen, war kein anderer, als der Packenträger.

Noch jetzt steht er mir lebendig vor Augen, jener Mann, der vor dreißig Jahren, ohne es selbst zu wissen, meinem Leben eine entschiedene Richtung gegeben hat.

Ein ambulanter Laden von Büchern, Gebetriemen und Schaufäden bewegte er sich in den Straßen langsam vorwärts. Durch beide Rockklappen, aus den Seitentaschen seines zerfetzten Kaftans, ja auch aus den Busentaschen, kurz, aus allen Ecken und Enden hingen ihm Schaufäden und Gebetriemen herunter, wobei er beide Hände mit ganzen Stößen von Büchern beladen hatte, über welchen wiederum ganze Knäuel von Schaufäden und Gebetriemen angehäuft lagen, so daß man vor lauter frommer Waare vom Packenträger selbst nur den zerdrückten Cylinder heraussah und die beiden schiefgetretenen Pantoffel, von welchen bei jedem zweiten, dritten Tritt ihm ein anderer vom Fuße herunter flog. In der Regel lief ein rühriges „Jüngele“ mit lebhaften, feurigen Augen neben ihm her, das ebenfalls Hände und Taschen mit Büchern und Schaufäden beladen hatte, aber putzig, leicht und flink, war es immer in Bereitschaft, den ganzen Knäuel von Waaren zu entwirren, wenn nach einem Artikel gefragt wurde. Jedes kleine Kind in der Stadt kannte sie mit Namen: Ahrele Packenträger und sein Chajemel.

Nicht aber blos in dieser Stadt waren sie von allen Leuten genannt und gekannt, sondern auch in der weiten Umgegend, in allen Städten, Dörfern und Marktflecken. Jeden zweiten Monat sieht man Ahrele mit Hülfe seines Sohnes eine große Budka — so eine Art gedeckten Wagen — vor das Häuschen hinausschleppen, das sie voll mit frommen Waaren beladen, wobei Chajemel sich so lebhaft tummelt, daß ihm das Blut die Wangen färbt und die beiden Seitenlöckchen wie zwei Perpendikel sich durch einander schaukeln. Darauf verschwindet Chajemel für eine Weile und erscheint bald darauf wieder, einen halb krepirten Gaul an der Mähne führend, den er an die Deichsel spannt, und schon saßen sie beide auf dem Kutschbocke, von welchem Chajemel mit einem lauten Wiau-Rufe den guten Gaul aufmuntert, der mit keuchender Brust sich fortzuarbeiten sucht, während die zergliederte „Budke“ mit einem dumpfen Gerassel sich von der Stelle rührt. „Wiau! Wischta!“ tönt es immer munterer aus der Budka, aber der arme Gaul, der in traurigen Gedanken versunken zu sein scheint, wiegt fort und fort das zottige Haupt, wie wenn er sagen würde: „So ergehts einem, wenn man alt und krank ist!“ — Chajemel jedoch duldet es nicht, daß sein guter Gaul sich solchen trüben Gedanken hingebe und befleißigt sich, ihm mit einigen kräftigen Peitschenhieben Muth und Trost zuzusprechen, so daß er fester anzieht und an ein Fortkommen zu denken anfängt. In einem Städtchen angelangt, wird es auf einmal recht lustig von allen Seiten. Zu beiden Seiten des Wagens laufen die barfüßigen Jüngelich, zwei Ehrenspaliere bildend, und johlen lustig in die Welt hinein: „Der Packenträger ist da! Der Packenträger ist da!“

Vor dem Eingange der Synagoge macht die Budka halt und da springt Chajemel hurtig vom Wagen, spannt den müden Gaul aus, den er mit dem Kopfe der Bude zu an einen Pflock anbindet und ihm ein Bischen Heu hinstreut, das der arme Gaul sofort zu beschnüffeln und daran zu kauen anfängt. Inzwischen begiebt sich Chajemel in die Synagoge, von wo er mit Hülfe einiger Jüngelich einen Tisch und einige Bänke hinausträgt, die er an einander

8*

fügt und auf denselben seine Waaren auslegt: hier mehrere Knäuel Schaufäden, dort einen Haufen Mesuses, Kemeies (Amulette) und Gebetriemen, und hier wieder allerhand Gebetbücher, große und kleine, theils mit, theils ohne Einband, auch an verschiedenen anderen Büchern fehlt es nicht, die er mit Verständniß ordnet, je nach Rang und Stufe. Bevor man sich's versieht, sind die Bänke und Tische von einer großen Schaar Käufer umringt. Hier sucht ein alter Mann eine Bibel aus mit allerhand Kommentaren, dort einer Gebetriemen, und hier wieder setzt ein altes Mütterchen ihre Hornbrille auf, indeß sie mit der Hand nach einer Techinne langt, die sie aufschlägt und in aller Eile einige Blättchen herunterbetet und unentgeltlich einige Thränen hineinweint, während neben ihr ein überwachsener Belfer[1]) mit verbundenen Zähnen und verschürzten Rockschößen sich mehrere Knoten Schaufäden auswählt und hart neben ihn eine Schaar junger Mädchen sich über einen Haufen von Blättern hermacht, die schöne Geschichten enthalten, wie „Robinson", „Tausend und eine Nacht" und verschiedene Volksliedchen. Dabei wird von allen Seiten gefeilscht, daß man ein babylonisches Stimmengewirr zu hören glaubt. — „Aber wie der heute theuer ist!" „Was hat da soviel zu kosten, kaum zwanzig Blätter!" „Nun, so zeigen sie einmal ein Siderl[2]) her!" „a Machserl!"[3]) „Ein Agodele"![4]) „Eine Techinne!"[5]) so saust und braust es von allen Seiten, und Cajemel, flink wie ein Reh, ist bald bei dem einen und bald bei dem andern Kunden, ruft dort den Preis eines Buches hinüber und giebt hier einem tadelnden Kunden eine derbe Antwort, rollt hier einen Knäuel Gebetriemen auseinander, um die Güte der Waare zu zeigen und betheuert dort einem Mädele, die um ein Maaßebüchel[6]) feilscht, daß sie sich die Finger schlecken werde nach diesen Geschichten, so schön sind sie, und inzwischen wehrt er mit der Fliegenklatsche, die er zur Hand

---

[1]) Behelfer (Hilfslehrer). [2]) Gebetbuch. [3]) Festgebetbuch.
[4]) Für die Peßachabende. [5]) Frauengebetbuch. [6]) Geschichten-Büchlein.

hat, eine ganze Schaar von lästigen „Jüngelich", die unnützer Weise um den Tisch sich zusammenstauten, daß die Kunden keinen Platz mehr haben, und nebenbei langt er seinem Vater ein dickleibiges Buch, nach welchem ein Kunde gefragt hat. So war er in einem und demselben Augenblick überall zu sehen, als ob er sich vervielfältigt hätte.

Der Packenträger und sein Chajemel erschienen sehr oft bei uns zu Hause, denn mein Vater war ein großer Bücherfreund und hatte immer etwas zu kaufen, um seine Bibliothek zu ergänzen. Namentlich verfehlte nie der Packenträger, jeden Freitag bei uns nachzufragen, ob man nicht Bedarf an Schaufäden habe, und wenn solche bei ihm gekauft wurden, dann flocht sie sein Chajemel selber in das Arba-Kanfes[6]), was so eine Art Gratiszugabe war.

Da geschah es einmal, daß der Packenträger zu uns in die Wohnung kam zur Zeit, als die Eltern außer dem Hause waren, und nur ich allein mit dem Wiederholen einiger Kapitel aus den Propheten mich beschäftigte. Der Packenträger hörte mir eine Weile stille zu und knüpfte mit mir dann folgendes Gespräch an:

„Was Du aber für einen Eifer hast, Jüngele, und wie Du Deinen Poßek[7]) so schön herzusagen verstehst!"

„Dazu habe ich ja gelernt!" erwiderte ich.

„Und hast Du schon viel von den Propheten gelernt?"

„Beinahe Alles!"

„Und gefallen dir die Propheten?"

„Mehr als alles andere!"

„Und warum mehr als alles andere?"

„Ich weiß nicht, aber die Sprache entzückt mich!"

„Und weißt Du auch, Jüngele, daß es noch heute viele giebt, die in der Sprache der Propheten schreiben?"

„Und warum soll ich denn das nicht wissen, alle großen Rabbiner schreiben ja hebräisch ihre Werke".

„Ja hebräisch; aber ich meine das reine, das schöne Hebräisch nach Art der Propheten, und sie behandeln in dieser Sprache Dinge, die jetzt in der Welt vorgehen!"

---

[6]) Viereckiger Brustlatz mit Schaufäden. [7]) Verblei.

„Ah“, sagte ich, „Sie meinen wohl die aufgeklärten Bücher!“

„Ja, die meine ich, und hast Du einmal in diese schon hineingeblickt?“

„Nein, noch nie“.

„Und hättest Du Lust, sowas einmal zu lesen?“

„Hm“, räusperte ich mich, „Lust ja wohl, aber mein Melamed (Lehrer) sagt, daß jeder, der sowas liest, der Hölle verfallen ist!“

„Das sagt er, aber ich kenne viele, und die sind viel klüger als Dein Melamed, und die sagen, daß diese Bücher einem die Augen öffnen, so daß man sich erst recht in der Welt herumsieht!“

„Da wäre ich wirklich neugierig, einmal so ein Sepher (Buch) in Händen zu haben. — Ist es aber auch in so einer Sprache geschrieben, wie Jesajas?“

„Jedenfalls nach diesem Muster, aber es handelt von der Zeit, von unserm Leben!“

„Ei wie gerne möchte ich so ein Buch lesen!“

„So höre mich an, Jüngele“, begann der Packenträger, sich scheu im Zimmer umsehend, „da kann ich Dir solche Sephorim verkaufen, die Du mir in Wochengeldern auszahlst. Viele Bocherim (Jünglinge) giebt es schon in der Stadt, denen ich solche Sephorim zulange, und diese sagen, daß, seitdem sie diese Sephorim (Bücher) lesen, sie zusehends fühlen, daß ihnen immer lichtiger in den Augen wird!“

„Nun“, drängte ich, „so geben Sie nur schnell auch mir eines von diesen Sephorim!“

„Das will ich gerne thun“, erwiderte er, „aber merke Dir gut, Jüngele, gehe damit vorsichtig um, denn wird dasselbe bei Dir entdeckt, dann kann's uns beiden schlecht ergehen!“

Darauf sah er sich nochmals ängstlich im Zimmer um, wie um sich zu überzeugen, ob nicht jemand auf der Lauer sei, steckte den Kopf zum Fenster hinaus, öffnete dann die Thür, wie um sich zu überzeugen, ob nicht gerade jemand komme, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß alle Gefahr ferne sei, löste er schnell den Gürtel vom Kaftan,

öffnete den Spenzer und zog endlich hinter dem Hemde ein in mehreren Papieren verwahrtes Päckchen hervor, das er hastig öffnete und daraus mit geheimnißvoller Miene ein ungebundenes Büchel mir zusteckte:

„Da hast Du", raunte er mir zu, „aber wie Dir das Leben lieb ist, halt es versteckt, daß es ja Niemandem zu Gesicht komme, sonst wären wir wahrhaftig beide nicht zu beneiden!"

Bis zum heutigen Tage weiß ich es nicht, ob es jenem Packenträger nur um das Geschäft zu thun war, oder lag es in seiner Absicht, Bildung zu verbreiten. Viel näher liegt mir die Annahme, daß er Absatz für seine Waare suchte, denn er sah wahrhaftig nicht darnach aus, als ob es sich ihm um die Kultur handeln würde. Uebrigens fand er auch dabei seine Rechnung, denn eine ganze Schaar von Jünglingen, die von einander nichts wußten, sparten sich damals den Bissen vom Munde ab und brachten ihm jeden Kreuzer, um nur immer neue Bücher von ihm zu bekommen. Wie es aber auch immer war, geziemt jenem Packenträger eher der Name Fackelträger, denn er verbreitete, ob bewußt oder unbewußt, Licht und Aufklärung um sich her. Als ich in jenes Buch mich hineingelesen, geschah es mir, als wären mir Schuppen von den Augen gefallen, die sich auf einmal mit Licht füllten. Jenes Buch nannte sich „Limude Ha-tewa" — die Naturlehre. — Auf einmal erschloß sich mir eine große, herrliche, sonnige Welt, in der alles lebt und athmet, von dem kleinsten Gräschen angefangen bis hoch hinauf zu den gewaltigsten Naturkolossen. Alles war von einer großen Weltseele erfüllt Ich las dieses Buch — nein, ich trank, ich schlürfte es mit dürstender Seele und fühlte mich immer trunkener. Herz und Kopf waren mir von einem göttlichen Rausch erfüllt. Schon nach einigen Tagen stürzte ich zum Packenträger hin, und brachte ihm meine Ersparnisse, wofür ich wieder neue Bücher bekam. Aus jenen Büchern lernte ich die göttliche Poesie kennen, die mich wie auf Flügeln in eine mir bis dahin unbekannte, sonnige Welt emportrug. Ich lernte Licht und Aufklärung lieben und Finsterniß und Aberglauben hassen und verachten. In meinem Wesen voll-

zog sich eine wunderbare Wandlung, gleich jener, die im Innern der Erde sich vollzieht, wenn sie von der Erstarrung des Winters sich erholt und die Eisfesseln sprengt. Ich fühlte tausend Triebe und Keime in mir erwachen. Ich träumte mit offenen Augen. Sprach man zu mir, konnte ich einen wie geistesabwesend anstarren. Trug mein Melamed seinen Schiur (Pensum) vor, dann weilte mein Sinn weit, weit entfernt von dem, was er vorgetragen. Frug er mich, dann antwortete ich ihm, wie aus dem Schlafe, etwas, was gar nicht dazu gehörte. Natürlich gerieth dadurch das ohnehin jähzornige Männlein in Feuer und Flammen und da regnete es Rippenstöße und Ohrfeigen, daß es gar nicht aufhören wollte.

„Der Junge ist ja ganz wie umgewechselt“, klagte er meinem Vater, „er faßt, er begreift gar nicht mehr, was man zu ihm spricht!“

„Auch ich bemerke es seit einigen Wochen“, stimmte der Vater zu, „beim Beten starrt er vor sich hin, wie ein Steinbild und nimmt kein heiliges Wort mehr in den Mund. Ermahne ich ihn, dann murmelt er minutenlang etwas vor sich hin und bleibt dann wieder stille stehen, wie eine verdorbene Uhr, die nach jedem Stoß eine Minute sich bewegt, um dann wieder zu verstummen.“

„Hier ist etwas ein verstecktes Spiel“, betheuerte der Melamed, „zuweilen verschwindet er für ganze Stunden — wo mag er nur damals weilen?“

Wo ich damals weilte? — Auf dem Dachboden in der Nähe eines ganz kleinen Guckfensterchens, durch welches kaum eine Handbreite Licht hineinquoll, dort saß ich auf der Erde zusammengekauert, mein Buch in der Hand, und ich schwelgte in Licht und Glanz, denn dieses Buch war für mich die Quelle aller irdischen und himmlischen Freuden. In dem dunkelen Winkelchen, in welchem ich mich befand, offenbarte sich mir in diesem Buche eine große, schöne Welt voll Licht und Sonne.

O, Ihr, die Ihr öffentliche Schulen besucht, denen man das Wissen gleichsam mit vollen Löffeln in den sträubenden Mund hineinlangt — Hut ab vor so einem blassen Jüngele

mit Schmachtlockchen, denn dieses sucht mit dürstender, brennender Seele das Wissen, das ihm ein hohes Ideal ist für das er leidet, duldet, kämpft, tausenden von Gefahren trotzt, für das er sich zum Märtyrer weihet. Nie habet Ihr, Ihr stolzen Hochschüler, jenes Hochgefühl der Seligkeit empfunden, das so ein kleines Jüngele empfindet, wenn es verstohlen auf den Dachboden hinaufschlüpft, wo es bei spärlichem Zwielichte seinen brennenden Durst an der Quelle des Wissens stillt — oder wenn es um Mitternacht in seinem kleinen Zimmerchen, wo es vor Späheraugen sich geschützt glaubt, mit dem Kreuzerlichtchen in der Hand über sein Buch gebückt dasitzt, in das er sich mit einem solchen Eifer hineinliest, daß er es nicht einmal empfindet, wie das niedergebrannte Lichtchen bereits schon anfängt ihm an den Fingern zu brennen. Nein, diese Seligkeit habet ihr nie empfunden, nicht auf dem glatten, schlüpfrigen Tanzboden, wo Ihr Euer bischen Latein ausschwitzet — das werdet Ihr auch später nie empfinden, wenn Ihr, mit dem Doktorhut geschmückt, Euch auf die Jagd begeben werdet nach einem edlen Wild, in der Gestalt einer reich begüterten Braut — nein, das habt Ihr nie empfunden und das werdet Ihr nie empfinden, denn Euch geht in dem Gewühle des Lebens jedes Ideal verloren, während so ein blasses Jüngele in seinem vollen, wogenden Herzen das Lichtideal einer großen Zukunft trägt.

„Wo mag er nur weilen?“ fragte in jener Zeit mehr als einmal der Melamed, dem sein Jüngel oft für ganze Stunden verschwunden ist, denn jener neue Geist, den der Packenträger in die Stadt gebracht, ergoß sich auf einmal über eine ganze Schaar von Jünglingen, die gleich mir mit offenen Augen träumten und gleich mir jeder sich ein geheimes Schlupfwinkelchen auffand. Mein Melamed jedoch, ein wüthender Fanatiker, spähete so lange mir nach, bis er endlich auf die Ursache kam, die mich so gründlich umgewandelt hatte.

Einmal nämlich, als ich, wie gewöhnlich, in tiefer Nachtstunde, nachdem ich mich überzeugt hatte, daß Alles im Hause schläft, mir mein Licht anzündete und mich in mein Buch versenkte, da erscholl es plötzlich neben mir, wie ein

Donner aus heiterm Himmel. Ich fuhr empor und siehe, da stand vor mir die Schreckensgestalt meines Melamed, halbnackt, blos in der weißen Nachtmütze und in dem kurzen Hemd, das seine stark behaarten Storchbeine hervorblicken ließ, und diese Gestalt sah mich mit einem so teuflischen Grinsen an, daß mir das Blut zu Eis gefror. Ohne ein Wort zu sagen, nahm er mir das Buch, — es war die wunderbare Satyre über die Finsterlinge von Dr. Erter „Hazofe“ genannt — aus der Hand und verschwand gespenstisch, wie er erschienen, durch den Rahmen der Thüre. Das Erscheinen des Großinquisitors bei einem, der Ketzerei Angeklagten, konnte gewiß nicht soviel Angst und Entsetzen hervorrufen, wie bei mir der nächtliche Besuch meines Melamed. Mit Angstschweiß bedeckt und mit klappernden Zähnen lag ich in meinem Bette und doch wünschte ich, daß jene schreckliche Nacht sich durch die Ewigkeit fortziehe, denn der Anbruch des Tages ließ mich erst das Schrecklichste erwarten.

Am nächsten Tage lief mein Melamed von früh Morgens angefangen, wie eine vergiftete Ratte in allen Ecken und Winkeln herum, überall suchend und schnüffelnd, ja, er ließ sich sogar Licht machen und begab sich selber hinunter in den Keller und dann hinauf auf den Dachboden. Von dort kehrte er zurück mit jenem teuflischen Grinsen, das ich in der Nacht bei ihm gesehen, und trug auf beiden Armen eine große Holzkiste. Beim Anblick dieser Kiste legte es sich mir wie Nacht vor den Blicken, denn jene Kiste enthielt mein Theuerstes, nämlich meine Bücher, die ich auf dem Boden versteckt hielt. Der Melamed sprach den ganzen Tag kein Wort zu mir, aber jenes teuflische Grinsen wich keinen Augenblick von seinen Lippen, so daß ich jedesmal erbleichen mußte, so oft er mich ansah.

Was er mit meinen Büchern vor hatte, wußte ich nicht, aber noch an demselben Tage verschwanden Kiste und Bücher aus dem Hause.

Erst zwei Tage später sollte ich erfahren, welches Loos jene Bücher erwartet.

An jenem Tage nämlich trug mir mein Melamed auf, mich mit ihm in die Klaus zu begeben. — Wozu? Und zu welchem Zwecke? Er sagte es mir nicht, aber das frostige Lächeln auf seinen Lippen ließ mich Unheil ahnen.

In der Klaus fand ich mehrere Leute und darunter acht Melamdim, alle umgeben von ihren Talmidim, darunter waren etwa zwölf Jünglinge, die gleich mir mit tiefgesenktem Haupte dastanden, verstört, bleich und zu Tode betrübt. Auch sie hatten dieselbe große Sünde wie ich begangen — sie hatten in das Licht zu blicken gewagt. Die ganze Zeit wußten wir nichts von einander, denn jeder verschloß wie ein theures Vermächtniß sein Geheimniß in sich. Diese Stunde verrieth uns gegenseitig unser gemeinsames Vergehen und wob zugleich um uns ein unsichtbares Band, das uns vereinigte.

„Reb Eli", befahl mein Melamed, der schwarze Leib genannt, dem Synagogendiener, „laß den Ofenheizer herkommen."

Wir, die armen Delinquenten, sahen uns ängstlich einander an — was soll denn jetzt geschehen?

Inzwischen wankte der Ofenheizer, ein versoffener Bauer, in die Klaus hinein.

„Hawrelle", befahl mein Melamed, der die unheimliche Ruhe eines Großinquisitors die ganze Zeit bewahrte, „Hawrelle, mach' Feuer an!"

Hawrelle legte kreuz und quer mehrere Scheit Holz in den Ofen, zündete darunter Stroh an und alsbald knisterte das etwas feuchte Holz und Funken sprüheten auf.

„Jetzt Reb Eli", sagte inzwischen der Melamed, „geh' mit noch Einigen und bringe die Trefe Poßels*) hinein."

Reb Eli mit noch einigen entfernten sich und alsbald kehrten sie zurück, jeder mit einem Stoß Bücher unter den Armen.

Wir Unglücklichen erblaßten bei diesem Anblicke bis in die Lippen. — Jeder von uns erkannte seinen Schatz, der ihm wie sein Leben theuer war.

„Jetzt wollen wir anfangen!" kommandirte mein Melamed.

Und man fing an.

---

*) Die ketzerischen Bücher.

Alle Melamdim traten in den Vordergrund, von welchem jeder mit grausamer Wollust einen Haufen Blätter herausriß und sie in den Ofen warf, wo die Flammen gierig sie verschlangen.

„So mögen auch jene in dem Fegefeuer brennen und sieden, die solche ketzerischen Bücher schreiben und lesen!“ sagte mein Melamed, indem er jedesmal auf's Neue einen Haufen Blätter ins Feuer warf.

Das war die Strafe, zu der wir verurtheilt waren, und sie konnte nicht teuflischer ersonnen und erdacht werden, denn jeder Riß in einem der Bücher war ein Riß in unserm Herzen, das mit jenen Büchern verwachsen war.

Diese häßliche Komödie aber sollte noch ein Nachspiel haben.

Ein ungeheuerer Lärm entstand auf einmal vor der Thüre, die in demselben Augenblick aufprallte und einen Mann erscheinen ließ von derbem Aussehen mit einem Strick um den Lenden und einer Lederschürze — offenbar ein Träger, der mit derben Fäusten den Packenträger vor sich hinstieß.

„Da habt ihr den Trafnak!“*) wieherte der Träger. „Von der Gasse habe ich ihn hergeschleppt!“

Der arme Packenträger zitterte wie Espenlaub in allen Gliedern, er sah höchst verwirrt aus: der ganz zerdrückte Cylinder schwebte ihm am halben Kopfe, die Schaufäden und Gebetriemen hingen in wirren Knäueln ihm herunter und die Bücher, die der Arme nicht mehr zusammenzuhalten vermochte, zerflogen in Blättern von allen Seiten.

„Aber das ist ja Ahrele Packenträger!“ riefen alle verwundert, „was wollen Sie denn von Ahrele Packenträger?“

„So saget lieber Ahrele Trafnak!“ polterte der Träger, „Ahrele Trafnak, der uns die Kinder vergiftet!“

„Was vergiftet? So redet doch klar! Was hat er denn gethan?“

„Da hättet Ihr Euch das Fragen erspart, wenn Ihr mit den Jungens verfahren hättet, wie ich mit dem meinen“.

„Was hast Du ihm denn gemacht?“

*) Der Verführer.

„So hab ich ihm gemacht!“ — triumphirte der Träger, indem er mit der Hand eine Bewegung in der Luft machte, die eine Ohrfeige bezeichnet, „zwölf solche habe ich ihm mit meiner koscheren Jad**) aufgepaukt und das hat ihm die Zunge gepikt.“

„Und warum war das Alles?“

„Nun so höret: auch ich habe bei meinem Sohne so ein Trefe-Poßel gefunden, und da konnte ich von ihm nicht herauskriegen, wer es ihm zugelangt hat, bis ich ihm zwölf solche Knacker, Stück um Stück aufgezählt habe und die haben ihm den verschlossenen Mund geöffnet — da steht er vor Euch, der Trafnak, der uns die Kinder vertarfet. Er muß wohl auch jetzt manche solche Treife-Poßels bei sich haben! Suchet nur!“

Mehr brauchte es nicht, keiner von den Anwesenden ließ sich das fromme Werk entgehen. Mehrere ergriffen den zappelnden Packenträger, rissen ihm den Kaftan auf, den Spenzer, das Hemd und da stießen sie auf das Päckchen, das er am Busen trug.

„Da ist's! da ist's!“ jauchzten sie, „ins Feuer damit.“

Und da flogen schon die Bücher stückweise in den Ofen hinein, in dem es schon wieder knisterte und die Flammen gierig die Beute verschlangen, die der Fanatismus ihnen hinwarf.

Und der Packenträger? Ein Bild des Jammers stand er da, mit irren Blicken, zerrauft, der Kaftan zerfetzt, sein ganzes Hab und Gut lag verbrannt, zerrissen und zerstückelt. Noch aber war das nicht Alles, er sollte die eiserne Faust des Fanatismus erst fühlen.

„Hundertfünfzig Pantoffel!“ gab jetzt mein Melamed, der Feldmarschall der Klaus, das Kommando.

„Hundertfünfzig Pantoffel!“ wiederholten alle im wilden Chor.

Was hundertfünfzig Pantoffel bedeuten, weiß jedes Kind in der Klaus und auch der arme Packenträger schien es nicht mißverstanden zu haben, denn er erblaßte bis in die Lippen.

**) Geweiheten Hand.

Lange aber blieb ihm keine Zeit, über seine Lage nachzudenken, denn schon stand jeder Melamed mit einem Pantoffel gerüstet, den er sich vom rechten Fuß herunterzog und bevor er sich versah, rissen ihn mehrere Hände auf den Tisch, wo er mit dem Gesichte nach unten zu liegen kam. Ein wahrer Hagelschauer von Pantoffeln regnete auf den Armen nieder, der mit Händen und Füßen zappelte und sich loszuringen suchte; jedoch gelang ihm das nicht so leicht, denn wie Eisenschrauben legten sich um ihn die ihn niederdrückenden Arme, indeß die Pantoffel wie Dreschflegel auf ihn niederfielen, immer dichter und dichter. Das Wehgeheul des Armen wurde vom Gejohle und Gejauchze seiner Peiniger übertäubt.

Das war die Rache, die die Vertreter der Finsterniß an einem Manne nahmen, der, ohne es selber zu ahnen, der Aufklärung als Handlanger diente.

Haben sie aber dadurch ihren Zweck erreicht? Durchaus nicht. Die Bücher waren wohl zu Asche verbrannt, aber der Feuergeist, der denselben entstieg, grub und nistete sich um so tiefer in die Herzen hinein. Die einmal in das Licht geblickt, für die gab es keine Umkehr in die Finsterniß mehr, sie strebten fort und fort dem Lichte zu, mochten die Vögel der Nacht ein noch so unheimliches Gekrächze erheben. Viele Jünglinge entflohen später dem elterlichen Hause und zogen in die Fremde hinaus, um ihr Ideal, das Wissen, zu erreichen, ohne vor dem Kampf zurückzuschrecken, der sie erwartete, dem Kampfe mit dem Mangel, der Entbehrung und der Hungersnoth. Mit trunkenem Herzen taumelten sie jenem Ideale nach, das ihre Kraft stählte und sie unempfindlich machte gegen Hohn, Spott, Verkennung und tausend andere Enttäuschungen.

Traurig und bedauernswerth war seit jener Zeit das Loos des armen Packenträgers. Die frühere Gunst der Menge wandelte sich auf einmal in Haß und Verfolgung. Nach wie vor bot er den Leuten seine Waare zum Ankaufe an, aber Niemand berührte sie, als wären sie von einem bösen Geist behaftet. Immer auf's Neue zog er in seiner „Budka“ mit seinem Chajemel in die Umgebung hinaus, aber nicht mehr begrüßten ihn die barfüßigen „Jüngelich“

mit Jubel und Freudenrufen, sondern warfen ihm vielmehr Steine nach und verfolgten die Budka mit dem Rufe: „Hund Ketzer! Apikaures!“*)

Immer seltener zeigte sich der Packenträger auf der Gasse, die ihm zum Fluche wurde. Sein Schritt wurde immer unsicherer, sein Blick immer hohler und sein Gesicht fahler und blässer, bis nach und nach jede Spur von ihm verloren schien.

Auch Chajemel zeigte sich immer seltener auf der Gasse, wo er vergebens jedem Vorübergehenden seine Waare anbot, bis auch er ganz und gar die Gasse mied. Nur einmal trat er zaghaften Schrittes auf mich zu und über und über roth werdend, bat er mich mit stotternder Zunge, ich möge unter meinen Collegen eine Collekte veranstalten, sein Vater liege todtkrank zu Hause, wo kein Stückchen Brod mehr vorhanden sei und noch weniger Geld für den Arzt und die Medizin. Ich und meine Freunde, die wir seit jener Zeit geheime Zusammenkünfte abzuhalten pflegten, schlugen ein kleines Sümmchen zusammen, das wir Chajemel übergaben, aber das war viel zu gering, um in der so großen Noth Abhülfe zu schaffen.

Der arme Packenträger litt nicht lange. Nach wenigen Monaten trugen sie ihn hinaus aus dem kleinen, ärmlichen Stübchen in jene stille Welt, in der man Ruhe und Freiheit findet und wo einen der Fanatismus mit seinen noch so langen Armen nicht erreichen kann.

Ob in den Chassidim sich jetzt etwas wie Gewissensbisse regte, nachdem sie die Früchte ihrer bösen That erkannt, oder fühlten sie Mitleid und Erbarmen mit dem unglücklichen Chajemel, der doch nichts Böses gethan hat — so oder so, schon einen Tag nachdem der Packenträger zur Ruhe gebracht wurde, kamen sie zum trauernden Chajemel und sprachen ihm Muth und Trost zu. Sie würden ihn nicht verlassen, versicherten sie ihm, er könne sich von jetzt an als ihr Kind ansehen, die Klaus werde sein Heim sein, jeder von ihnen werde ihn einen anderen Tag beköstigen,

*) Freigeist.

auch für Bekleidung und Beschuhung würden sie Sorge tragen, er solle nur recht brav sich aufführen — zur rechten Zeit würden sie ihn auch verheirathen und mit Brod versehen; es solle ihm nur nicht bang sein um die Zukunft, denn sie seien jetzt seine Beschützer!

Chajemel hörte sie stille an, ohne ihnen nur ein Wort darauf zu antworten, aber einige mal, während sie so zu ihm sprachen, schüttelte er energisch mit dem Kopfe.

Ob das Zustimmung oder Ablehnung war, Niemand wußte es sich zu deuten, doch als die vorgeschriebenen sieben Trauertage zu Ende waren und die Chasdim zu ihm kamen, um ihn zu sich in die Klaus, in sein neues Heim, abzuholen, fanden sie ein leeres Zimmer.

Chajemel war seit jener Zeit spurlos aus der Stadt verschwunden.

* * *

Viele, viele Jahre sind seither verflossen. Der Sturmhauch der Zeit hatte uns nach verschiedenen Richtungen hingestreuet; wo wir aber auch immer waren hielten wir treu zur Fahne, der wir uns geweihet haben, der Fahne des Lichtes und der Aufklärung. Auf meinem Lebenswege bin ich später vielen meiner Collegen begegnet, und da gab es nicht wenig Ueberraschungen, denn jene blassen „Jüngelich“ mit den Seitenlocken tauchten vor mir in verschiedenen Gestalten auf, der eine als Advokat, der zweite als Arzt, der dritte als Ingenieur und viele als Prediger, kurz alle als Männer von Rang und Stellung.

Als ich vor einigen Jahren die Ferienzeit in Deutschland verbrachte, schlenderte ich eines Tages in einer der schönsten Straßen der Stadt F. umher und da fesselte das Schaufenster einer großen Buchhandlung meine Aufmerksamkeit. Die Wahrheit gestanden war es nicht das Schaufenster, das mich anlockte, sondern die Eitelkeit war es, die mich bannte. Mitten nämlich unter der litterarischen Novitäten, die hier ausgestellt waren, prangten meine „Culturbilder“ an hervorragender Stelle, in einer Weise, daß es einem in die Augen fallen mußte. Dabei fehlte es nicht an einer besonderen Reklame seitens des Buchhändlers, in der er mit

Nachdruck das Publikum auf dieses Werk aufmerksam machte. Was hat nur der Mann an meinem Buche gefressen? lachte ich zu mir selber — daß er so viel Aufhebens davon macht? Ohne viel zu überlegen trat ich durch die große zur Straße sich öffnende Glasthüre hinein.

Ich befand mich in einem riesigen Raume mit ringsum laufenden Galerien, in einem jener Prachtlokalitäten die durch ihr Arrangement den Blick sofort gefangen nehmen. Alle möglichen Stände waren da zu sehen, Bürger, Beamte, hohe Officiere, auch viele Damen in rauschenden Seidenkleidern, offenbar der bessern Gesellschaft angehörend, die sich dort ihre Lektüre wählen. In einem am Ende des Lokales sich befindlichen Gemache, das eine Glasverschalung bildet, sah ich eine junge reizende Dame, die auf einem Sammtfauteuille saß und in einem der verschiedenen vor ihr liegenden Journalen blätterte. Um den großen Ladentisch tummelten sich mehrere junge Leute, die den verschiedenen Kunden die gewünschten Bücher hinlangten. Besonders fiel mir unter diesen ein schlanker, sehr hübscher junger Mann auf mit reichgekraustem Kopfhaare und einem schwarzen Schnurrbarte, der mit einer eigenen Eleganz den Kunden gegenüber sich benahm. Er war dienstfertig, ohne devot zu sein. Er war von einem Schwarm junger Damen umgeben, die, wie man es bald merken konnte, sich gerne von ihm bedienen ließen. Eine geraume Weile wartete ich, bis ich von ihm bemerkt war. Jetzt wandte er sich an mich in der ihm eigenen verbindlichen Art mit der Frage:

„Womit kann ich Ihnen dienen?"

In dem ersten Augenblick brachte mich diese Frage in Verlegenheit, denn im Grunde genommen wußte ich ja selber nicht, was ich hier zu suchen habe, jedoch faßte ich mich bald und erwiderte:

„Die Wahrheit gestanden, suche ich nicht etwas Bestimmtes und möchte Sie daher bitten, mir eine schöngeistige Lectüre von den neuern Erscheinungen zu empfehlen."

„Wenn Sie ein Freund von Silhouetten wären, die die galizischen Zustände im treuesten Lichte wieder-

spiegeln", erwiderte er, „dann könnte ich Ihnen ein vorzügliches Buch empfehlen."

„Just ein solches wäre mir erwünscht", gab ich zur Antwort.

Auf einen Wink langte ihm einer der jungen Leute aus einem der Fächer ein Büchlein hin, an dessen Umschlagsblätter ich sofort meine „Culturbilder" erkannte.

„Dieses Büchlein", sagte er, mir dasselbe überreichend, „kann ich Ihnen auf das Wärmste empfehlen, wenigstens habe ich hier Typen gefunden, die dem wirklichen Leben entnommen sind!"

„Dieses Buch kenne ich seit lange schon", lächelte ich.

„Wieso seit lange?" fragte er befremdend, „es ist ja erst vor kurzer Zeit erschienen!"

„Ich hatte Gelegenheit, es noch im Manuscripte zu lesen."

„Stehen Sie also dem Verfasser so nahe? Das kann mich sehr interessiren!"

„Näher als nahe", erwiderte ich.

„Sie wären also ein Bruder des Verfassers?"

„Nein — der Verfasser selber."

„Sie", rief er freudig aus, „Sie wären also Herr S., wie mich das freut, aber in meinem Leben hätte ich Sie nicht wiedererkannt!"

„Haben Sie mich denn in früheren Tagen je gekannt?"

„Das will ich glauben — auch Sie dürften sich meiner noch erinnern!"

„Das macht mich ja in hohem Maaße neugierig. — Wie ist Ihr werther Name?"

„Des Packenträgers in S. werden Sie sich wohl noch entsinnen!" begann er.

„Natürlich, Ahrele Packenträger!"

„Und wohl auch seines Sohnes?" fügte er hinzu.

Jetzt war die Reihe an mir, zu staunen.

„Wie!" rief ich überrascht aus, „Sie wären also Chaj . . . ."

„Chajemel", ergänzte er, „thun Sie sich nur keinen Zwang an — ich höre noch heute gern auf diesen Namen."

„Jetzt aber“, fügte er hinzu, „müssen Sie mir erlauben, daß ich Sie meiner Frau vorstelle, die sich darauf sehr freuen wird, weil ich ihr gar so oft Ihren Namen genannt habe.“

Er geleitete mich darauf in jene Glasverschalung, wo die reizende Dame in dem Journale blätterte.

„Mein Weibchen und zugleich meine Kassirerin“, stellte er sie mir vor, nachdem er ihr meinen Namen genannt.

Sie war sichtlich erfreut mich kennen zu lernen, und auf ihre beiderseitige Einladung mußte ich ihnen versprechen, den Nachmittag — es war gerade an einem Sonntag — bei ihnen zuzubringen.

Die Wohnung des einstigen Chajemel, die aus mehreren Piecen bestand, zeichnete sich durch Wohlstand und Behaglichkeit aus. Unwillkürlich drängte sich mir der Vergleich derselben auf mit dem ärmlichen, dumpfigen Stübchen, in dem er seine Kindheit zugebracht.

Während das reizende, blonde Weibchen sich aus dem Zimmer entfernte, um uns zu bewirthen, gab ich mich mit ihrem Manne einem traulichen Gespräche hin, indem wir uns unsere verschiedenen Erlebnisse mittheilten. Ich erfuhr dabei, wie das einstige Chajemel, nachdem er in die Fremde kam, die erste Zeit gehungert hatte und wie er später durch seine Treue und Berufstüchtigkeit sich immer mehr emporarbeitete, so daß er sich später eine selbstständige Existenz gegründet und es sogar zu einem Vermögen gebracht hatte. „Und doch“, fügte er lächelnd hinzu, „bin ich im Grunde genommen das geblieben, was einst mein Vater war, ein Packenträger, freilich ein moderner und das ist viel lohnender. Und hier“, fuhr er lachend fort, als inzwischen sein Weibchen mit verschiedenen Erfrischungen erschien, das er glückstrahlend in seine Arme schloß, „hier haben Sie meine kleine Packträgerin, und wenn Sie erst unser kleines Päckchen sehen sollten! Jettchen —“ wandte er sich darauf zu seinem Weibchen, „unser lieber Gast soll doch auch unser kleines Päckchen kennen lernen!“

Da bekam ich noch vier blühende Kinder zu sehen, die die kleine reizende Frau mir vorführte.

„Nicht wahr, ein liebliches Päckchen?“ fragte er mich, indem er eines um das andere zu sich emporhob. „Ein liebliches Päckchen, an dem wir gemeinsam zu tragen haben.“

„Wissen Sie, sagte er dann, als ich mich anschickte, mich von ihnen zu verabschieden, „in Ihren „Culturbildern“ vermisse ich noch einen Typus, der mit zum jüdischen Leben gehört.“

„Und der wäre?“ fragte ich.

„Der Packenträger“, erwiderte er, „der darf in Ihren Bildern nicht fehlen, schon aus Dankbarkeit nicht, weil er doch jedenfalls dazu beigetragen hat, daß Sie jetzt Culturbilder schreiben. Nicht wahr, sie holen das Versäumte nach?“

Ich versprach es ihm.

Einige Jahre jedoch hatte ich daran vergessen, da fiel unlängst mein Blick auf mein Gebetbuch, wo ich die erste Lichtspur aus meiner Kindeszeit gewahrte, nämlich ein Gedicht und da erinnerte ich mich an mein Versprechen und ich erzählte vom — „Packenträger.“



Das Esches Chajil.*)

„Eine wackere Frau, welch' ein Fund! Mehr als die kostbarsten Schätze ist ihr Werth!“

So lautet der Anfang jenes Lobliedes, das der weise Salomo zum Ruhme der Frau gedichtet hat, und diesen Hymnus stimmt der Jude jeden Freitag Abend an, wenn er von der Synagoge zurückgekehrt, die Schwelle seines Hauses übertritt.

Woher mag es nur kommen, daß der Jude just an diesem Abend seinem Weibe jenes Loblied anstimmt, in welchem sie nicht blos als Schutzgeist des Hauses gefeiert wird, sondern auch als Hauptstütze der Familie, als Frau, die durch Handel und Wandel das Haus in Ehren und Wohlstand erhält? Sicherlich muß es eine Zeit bei den Juden gegeben haben, in welcher der Mann sich ganz dem Studium der Thora und dem Gottesdienste weihete, während die Frau einen Erwerb betrieb und durch ihr Mühen und Walten Mann und Kind ernährte.

In jedem Falle sind noch heute solche Beispiele in jedem kleinen galizischen Städtchen zu finden. Da tummelt sich die Frau auf der breiten Straße des Verkehrs herum, indeß der Mann in der Synagoge bei seinem Talmud zu finden ist. Eine solche Frau wird gemeiniglich „Esches Chajil“ genannt.

Ein solches Esches Chajil war die Muhme Rechele. Da steht mir noch vor Augen das kleine, rundliche Weibchen, das wie ein Wirbelwind im Zimmer herumsauste, bald hier, bald dort, frisch, lebendig und bewegt. Aber auch ihr Mann Reb Jakele mit seiner kurzen, gedrängten Gestalt, seinem breiten schwarzen Barte und den blauen, gutmüthigen

*) Das wackere Weib.

Augen, der immer ein heiteres Wörtchen auf den Lippen hatte, will mir aus dem Gedächtnisse nicht weichen. Jeden Sabbath war ich ihr Gast, denn da kam ich mit dem Talmud unter dem Arme, um mich von ihm in dem prüfen zu lassen, was ich im Verlaufe der Woche gelernt. Während dieses Examens saß die rührige Rechele wie gebannt am zweiten Ende des Tisches mit dem Kopf auf den Arm gestützt und sah mit freudigen Blicken ihrem Manne zu, wie er sich fort und fort den Bart glättete, oder wie er, wenn es ihm darum zu thun war, durch eine feinspitzige Auslegung eine dunkle Stelle im Talmud aufzuhellen, mit der Handkante einige Male die Luft durchsägte, um gleichsam den haarspaltenden Unterschied scharf zu markiren. Und je mehr er der Ausführung sich näherte, um so lebendiger wurden seine Bewegungen, bis er die eigentliche Pointe durch einen solchen Luftsprung bekräftigte, daß ihm das Sammtkäppchen vom Kopfe herunterflog. In diesem Augenblicke fuhr aber auch die bis nun zu still dasitzende Rechele wie ein Gummiball in die Höhe und rief dem ersten Besten, der neben ihm stand, mit hellem Tone zu:

„Na, was sagt ihr zu meinem Schlimesalnik*), wie er das herausgebracht hat — Vogel in den Lüften!“

Sie bezeichnete mit dem letzten Satz den kühnen Schwung seiner Ideen. Auf das Wort „Schlimesalnik“ legte sie immer einen neckischen Nachdruck und sah ihm dabei so voll ins Gesicht, daß die ganze Freude ihrer Seele sich in ihren Augen spiegelte.

Aber auch er versäumte nie in einem ähnlichen, neckischen Ton ihr zuzurufen: „Esches Chajil, gieb unserem Jüngele Sabbath-Obst, er hat sich's ehrlich verdient!“

Hurtig lief drauf Rechele, daß der Schlüsselbund an ihrer Seite ein lustiges Klingeln vernehmen ließ und erschien bald darauf mit einem großen Tiegel Konfitüren, einem Honigkuchen und einer großen Schüssel mit Birnen und Aepfeln. Sie gab mir einen Theil und darauf füllte sie den Löffel mit Konfitur und reichte ihn ihrem Manne hin

*) Soviel wie Schlemiel (Pechvogel).

mit den Worten: „Nimm nur, Schlimesalnik Du, wenn man Dir nicht Alles so in den Mund hineinlangen sollte, da möchte es Dir nie einfallen, daß der sündige Mensch doch einmal Etwas zu sich nehmen muß!“

Solchen Tändeleien und Aeußerungen von Zärtlichkeiten überließ sie sich nur zwei Tage in der Woche, nämlich Freitag und Samstag, denn kaum hatte ihr Mann am Sabbathabend den Schlußsegen über den Wein gesprochen und ihr, wie es alter frommer Brauch ist, an der Gewürzbüchse zu riechen gegeben, da löste es sich auf einmal wie ein Zauberbann und die liebevolle Gattin wandelte sich in einen trocknen, wohlberechnenden Geschäftsmann, der nichts von Gefühlsduseleien wissen will. Der einzige Uebergang war noch die Uebergabe der Schlüssel an ihre Tochter Perele — ein schönes, schlankes, zartgebautes Mädchen mit sanften Sammtaugen — durch welche sie sie gleichsam in die Rechte der Wirthin und Hausfrau einsetzte, was sie regelmäßig mit folgenden Worten einleitete: „Trachte nur, Perele, daß Alles nach dem Schnürchen gehe und vor Allem sorge dafür, daß der Vater ja keine Mahlzeit auslasse, denn Du weißt ja, daß er daran gemahnt werden muß, sonst vergißt er aus Essen.“ Waren diese Worte gesprochen, so war sie nicht mehr dieselbe. Vor allem setzte sie sich hin und schrieb an ihren Dowidel nach Jassy. Dowidel war ihr Brudersohn, den sie, nachdem er verwaist, zu sich ins Haus genommen und bei ihrem Geschäfte verwendet hatte. Sie schickte ihn später, da er als ausgezeichneter Geschäftsmann sich bewährte, nach Jassy, wo er den Einkauf von Rauchwaaren für sie besorgte. Jede Woche, just um diese Zeit, ertheilte sie ihm brieflich ihre Befehle und Anordnungen. Darauf besorgte sie ihre andere Correspondenz, ab und zu kamen die verschiedensten Leute, Makler, Träger und Wagenverfrachter, denen sie für den nächsten Tag ihre Instruktionen gab. Sonntag mit Morgengrauen konnte man sie schon in ihrem Waarenmagazin sehen, stehend auf einem Berge von Rohhäuten und umgeben von ihren Leuten, denen sie, wie ein Feldherr seinem Generalstab, verschiedene Befehle ertheilte, dem Einen die Felle zu assortiren, dem Zweiten sie

auszuzählen und dem Dritten sie zu verladen, während sie selber, mehr als alle Andern, die Hände regte, indem sie die assortirten Felle nochmals ausmusterte und mit ihrer Signatur bezeichnete, alles flink, rasch und sicher, kurz, jeder Zoll in ihr war Kaufmann.

Indeß Rechele schwimmgewandt mitten in dem mächtigen Strome des Geschäftslebens sich behauptete, saß ihr Mann Reb Jakob in der Synagoge, umgeben von einer Schaar wißbegieriger Jünglinge, die in ihm ihren weisen Rabbi und Lehrer verehrten. Für gezählte Augenblicke erschien er Mittags bei sich zu Hause und verzehrte hastig sein Mahl, zwischen einem Löffel und dem zweiten ein paar Zeilen in einem Buche lesend, das vor ihm aufgeschlagen war, als gelte es keine Zeit zu verlieren, wodann er wieder zurück in die Synagoge eilte, die er als sein eigentliches Heim betrachtete. Man glaube aber ja nicht, daß das Leben in der Synagoge gar so schläfrig und einförmig ist, vielmehr tummelt sich hier ein lustiges Völkchen, das wie ein Sturmbach sein Dasein der Gasse verkündete. Da saßen gegen dreißig muntere Jungen und lauschten auf den Vortrag Reb Jakele's aus dem Talmud. — Und wie trug er vor, frisch, lebendig, sprudelnd, daß man vermeinte ein Feuerwerk von Witz und Geist emporsteigen zu sehen. Jede scharfe Pointe markirte er durch eine vielsagende Bewegung mit dem Daumen, was die Zuhörer förmlich elektrisirte, so daß sie von den Sitzen emporschnellten. Entfernte sich Reb Jakele einen Augenblick von der Synagoge, dann gingen erst recht die Wellen der Diskussion in die Höhe, denn die Jungen gutirten untereinander das so eben von ihrem Rabbi gehörte und da wollte jeder einzelne es anders aufgefaßt haben, was oft in einem Handgemenge endete.

„Du Goj*) einer, so hat's der Rebbe gemeint!“ schrie da Einer mit aufgeregter Stimme.

„Du bist der Goj!“ wetterte der Zweite, „Du hast ihn nicht verstanden.“

---

*) Talmudunkundiger.

„Du Am Hoorez!“ *) schrie ein Dritter hinein, Du weißt von Deinem Leben nicht!“

„Strohköpfe Ihr,“ wütheten mehrere auf einmal, „die Ihr nicht versteht, was man zu Euch redet.“

„Selber seid Ihr die Strohköpfe!“ polterte es von einer zweiten Seite.

Die Jüngerschaft war alsbald in zwei Lager getheilt.

„Grobian's, Eselsköpfe!“ schrie das eine Lager.

„Hunde, Strohköpfe!“ das Zweite.

Als Bekräftigung dieser Behauptung flog einem eine schwere Pelzmütze wie eine Kartetsche an den Kopf.

Dieses Signal zum Aufbruche genügte.

Pelmützen, Kastorhüte, Tischdecken und andere Dinge, die zur Hand waren, flogen kreuz und quer durcheinander, begleitet von dem Kriegsgeschrei: „Gojim! Hunde! Eselsköpfe!“

In Ermangelung eines Wurfgeschosses verfiel einer auf eine neue Idee, zog die Pekische aus, die er rasch zu einem Ballen zusammenrollte und schleuderte sie seinen Gegner an den Kopf.

Zehn andere thaten es ihm nach.

Immer mehr verwirrte sich der Kampf, so daß der Staub wie in Pulverdampf die ganze Synagoge einhüllte.

Inzwischen erschien die gedrungene Gestalt Reb Jakele's mit seinem breiten Bart und der langen Pfeife im Munde in dem Rahmen der Thür, von wo aus er das Schlachtfeld schmunzelnd übersah.

Bei seinem Anblicke verstummte das Kriegsgeschrei, nur hie und da tönte wie ein verprasselndes Feuer ein halberstickter Wuthschrei hervor, während das Bombardement eingestellt wurde.

Mit gemessenen Schritten näherte sich Reb Jakele dem Kampfplatze und sah mit beschwörender Miene die Kämpfer an, von welchen mehrere in den Hemdärmeln dastanden und einige die Wurfgeschosse noch hoch in der Hand hielten während aus einem geplatzten Polster, das soeben als Kampfmittel benutzt wurde, wie aus einer gesprengten Metraillaise

---

*) Du Unwissender.

das ganze Eingeweide, nämlich unzählige Federn, wie Sturmvögel in der Luft umherflatterten.

„Weshalb denn diese große Schlacht?“ fragte er, mit Mühe eine Lächeln zurückhaltend.

In ersten Augenblick malte sich Verwunderung auf allen Gesichtern, denn in der Hitze des Gefechtes vergaßen sie ganz die Ursache, die diesen wüthenden Kampf heraufbeschworen, doch nach und nach gewannen sie wieder ihre Besinnung und da wurde es wieder rege und lebendig.

„Der Goj“, fing einer von ihnen an und ihm schrieen es sechs andere nach, „behauptet, der Rabbi habe den schweren Maimonides so aufgefaßt. — Was ist das aber für ein Amhorez, ha?!“

„Und wie hast Du mich verstanden?“ fragte der Rabbi.

„Ich habe Sie, Rabbi, so verstanden“, erwiderte der frühere sieghaft, indem er ihm seine Auffassung auseinandersetzte.

„Jetzt also weiß ich schon um was es sich handelt“, bemerkte Reb Jakele, indem er aus seiner Pfeife behaglich einige Rauchwolken vor sich hinblies. „Wollt Ihr nun meine Entscheidung hören, wer von Euch Recht behält?“

„Ja, ja, sollen es der Rabbi nur sagen . . sollen es der Rabbi nur sagen, nicht wahr ich habe Recht?“

„Nicht wahr ich?“

„Ich!“

So schrieen mehrere Stimme von verschiedenen Seiten.

„Alle habt Ihr Recht!“ entschied Reb Jakele.

„Alle? Wieso alle?“ fragten alle verwundert.

„Ich meine“, erklärte Reb Jakele, „daß jeder von Euch recht hat, denn in der Wirklichkeit seit Ihr alle eine Schaar von Eselsköpfen, die nicht fassen, was man zu ihnen spricht! Begreift Ihr's schon, was ich darunter verstehe, daß Ihr alle Recht habet?“

„Und wie denn hat der Rabbi den schweren Maimonides aufgefaßt?“ fragten mehrere Bachurim*) von verschiedenen Seiten.

*) Jünger.

„So lasset Euch nun die Sache nochmals erklären“, nahm Reb Jakele wieder auf, indem er, wie gewöhnlich, die vier Finger seiner rechten Hand schloß und den Daumen wie einen Meilenzeiger vorstreckte: „Wenn ich nach dem Systeme Reb Chije's voraussetze, daß —“ er führte nicht aus, denn dreißig Stimmen schnappten ihm sofort das Wort vom Munde weg — „so muß man nothgedrungen daraus folgern —“ er führte abermals nicht aus, denn die dreißig Stimmen griffen bei der nachdrücklichen Bewegung des Daumens wie auf Kommando wieder ein — „Recht“, stimmte er zu. „Jetzt wollen wir einmal sehen: was sagt der Maimonides?“ Der Daumen bewegte sich und alle dreißig Stimmen polterten den Maimonides. „Also wohlgemerkt!“ griff der Primus wieder ein, „nach dem was wir früher gesagt haben folgt —“ der ganze Chor wiederholte was folgt. „Wieder Recht!“ stimmte der Primus zu. „Jetzt sehen wir“, fuhr er fort, „nach der Auslegung des Mahrschoh ist Reb Chije nicht anders zu verstehen als —“ der Chorus von 30 Stimmen recitirte, wie Reb Chije nach dem Mahrschoh zu verstehen sei. „Und nun“, schrie der Primus und der Daumen bewegte sich in der Luft wie eine Siegesfahne, „halten wir uns Reb Chije's System dem Maimonides gegenüber, so werden wir finden —“, der Daumen schwang sich bis in die höchste Höhe und alle dreißig Stimmen gaben donnernd den Schlußakkord: „so werden wir finden, daß gar kein Unterschied zwischen ihnen ist!“

„Und was noch werden wir finden?“ fragte Reb Jakele mit munterer Stimme.

Sechzig Augen richteten sich mit verblüfftem Ausdruck auf Reb Jakele — Was wäre da noch zu finden?“

„Daß Ihr alle Recht habt!“ führte Reb Jakele lustig aus.

Die letzten Worte Reb Jakele's waren begleitet von dem gellenden Gelächter aller dreißig Bachurim, die jetzt mit einander versöhnt waren, denn so war es ihnen ganz recht, daß sie ein gemeinsames Loos theilten!

„Nun, was sagst Du dazu, Schwarzer?“ wandte sich Reb Jakele zu dem neben ihm sitzenden Bocher, der schwarze

Gedale genannt, indem er ihm rücklings mit dem Pfeifenrohr unter den Arm fuhr und ihn mit demselben zu kitzeln anfing, daß der arme Bochur, der etwas nervös war, unter einem krampfhaften Lachen mit allen Gliedern zuckte und beide Hände wie zwei Windmühlenflügel umherfahren ließ.

So lebte Reb Jakele theils in der Synagoge, wo er die Lehre Gottes verbreitete, und theils sich dem Wohle der Gemeinde widmend, denn er genoß den Ruf eines höchstfrommen und weisen Mannes, weshalb die Gemeinde ihm alle ihre Ehrenämter übertrug und ihn zu jeder wichtigen Sitzung als Beirath zuzog, und dieses Leben entbehrte auch nicht der heiteren Stunden, denn Reb Jakele war eine lebensfrohe Natur, und wo er auch immer hinkam, brachte er Heiterkeit und Lebenslust mit sich.

Donnerstag nach Mittag jedoch machte er sich regelmäßig von allem frei und widmete sich ausschließlich bis zum nächsten Sonntag dem Hause und der Familie. Aber auch seine Frau Rechele sagte sich Donnerstag von allen ihren Geschäften los, die sie ihren Leuten überließ und lebte als Hausfrau ihrem Manne und ihren Kindern. Ihre Tochter Perele übergab ihr wieder die Schlüssel, und die Geschäftsfrau schickte sich wieder in ihre Rolle als Wirthin, die im Hause schaltete und waltete, im Keller, in der Küche, in der Speisekammer, kurz, sie war wieder Frau, Mutter und Gattin in dem edelsten Sinne des Wortes. Hurtig begab sie sich mit dem Dienstboten auf den Marktplatz und besorgte alle Einkäufe für den lieben heiligen Sabbath: Fische, Schmalz, Eier, Geflügel und was sonst die Bedürfnisse erforderten. Fertigte sie das ab, dann nahm sie ihre Kinder, eines um das andere zum Waschbecken hin, entkleidete sie und fing an, sie mit Wasser und Seife zu waschen und zu säubern, daß es lustig plätscherte und die Kleinen unter der säubernden Hand ihrer Mutter wie die munteren Fischlein sich her und hin warfen. Drauf durchsah sie die Wäsche und Kleidungsstücke, ob nicht hier und da etwas zu flicken und nachzubessern sei, wobei ihre Tochter Perele ihre wacker aushalf.

Zu Abendzeit nahm sie den für den Sabbath gekauften Hecht in die Arbeit, den sie schabte und in Stücke zerschnitt und jedes Stück im Wasserkübel tauchte. Ab und zu kam Reb Jakele in die Küche und sah mit sichtlichem Behagen zu, wie sein kleines rundliches Weibchen sich rührte und mit den vollen bis zu den Oberknöcheln entblößten Armen im Wasser herumpatschte. War Niemand in der Küche, dann trieb er seinen Scherz mit ihr, indem er ihr wiederholt die Wangen zwickte, was sie nicht verhindern konnte, weil beide Hände mit dem Hecht beschäftigt waren.

„Nun, Eisches Chajel“, scherzte er, „immer nur munter zu.“

„So geh' doch, Schlimmesalnik“, lachte sie abwehrend, „Du störst mich ja!“

„So verhindere es, wenn Du kannst“, neckte er.

„Wart', Du sollst bekommen, Schlimmesalnik“ — und patsch, stäubte ihm ein Tropfregen in's Gesicht, daß er auf einmal futschnaß wurde und tausend blinkende Tropflein ihm im Barte hängen blieben, die er sich mit beiden Händen herauszuschütteln suchte, während sie vor Lachen sich die Hüften hielt.

Alle Tugenden und auch alle Schwächen einer Frau vereinigte sie in sich während dieser zwei Tage, die Eitelkeit nicht ausgeschlossen. Ihre Kleider, die sie Sabbath trug, mußten nach der neuesten Mode genäht sein, auch sah sie oft und gerne in den Spiegel und ihrem Manne gegenüber bot sie alle Mittelchen der Koketterie auf, mit welchen sie ihn ganz an sich fesselte, daß er keinen Augenblick an die Bachurim dachte. Auch ihr gutes Herz zeigte sich an diesen Tagen von der schönsten Seite. Von allen Seiten strömten die Armen der Stadt zu ihr, von welchen sie keinen einzigen mit leeren Händen fortschickte. Die verschämten Armen bekamen ihre Gaben in schonender und liebevoller Weise nach Hause zugesendet. Kurz in diesen paar Tagen zeigte sie sich als eine wahre Perle der Frauen.

An einem jener Tage machte Rechele Vorbereitungen für den lieben Sabbath, mehr als gewöhnlich.

„Was ist denn heute mehr als sonst?" fragte sie ihre Tochter Perele.

„Wir bekommen für den Sabbath einen lieben Gast."

„Wen denn, Mutter?"

„Unser Dowidel kommt heute aus Jassy und bleibt einige Tage bei uns. — Ist es Dir nicht lieb, Perele?"

Perele erwiderte nichts, aber eine holde Röthe übergoß ihr Gesicht und sie fing von diesem Augenblicke an mit um so größerem Eifer die Hände zu rühren. Sie wischte und stäubte und säuberte, daß es gar kein Ende nehmen wollte und es lag eine besondere Freudigkeit in der Art, wie sie sich mit den Dingen im Zimmer beschäftigte.

Auch Reb Jakele kam mit der langen Pfeife im Munde zu seiner Frau in die Küche.

„He, wie aber mein Esches Chajil sich heute die Hände auseinandermacht!" rief er ihr lustig zu.

„Wir bekommen ja auch heute einen sehr lieben Gast", versetzte sie.

„Thatsache, auch ich freue mich, daß er endlich zu uns herüberkommt, denn ich habe ihn immer recht lieb gehabt, den flinken und klugen Jungen."

Eine halbe Stunde, nachdem sie mit ihrer Arbeit in der Küche fertig war, begab sie sich zu ihrem Manne ins Zimmer und knüpfte mit ihm folgendes Gespräch an:

„Weißt Du", begann sie, „ich merke es erst heute, daß unsere Perele in den letzten paar Monaten zu einer Jungfrau aufgeblüht ist."

„Nun sie hat ja auch (bis hundert Jahre!) schon das achtzehnte Jahr zurückgelegt", erwiderte er.

„Ich denke, man muß sich ernstlich umsehen."

„In den letzten Tagen habe ich auch schon sehr oft daran gedacht."

„Und hast Du schon Jemanden im Auge?"

„Hm", machte er, „vielleicht einen von meinen Bachurim, zum Beispiel den schwarzen Gedale. Er ist ein Wohllerner wie selten einer und auch aus sehr guter Familie."

„Nein“, entschied sie, „der wäre nicht der rechte Mann für unsere Perele.“

„Und warum?“

„Unsere Perele eignet sich nicht, die Lasten einer Familie zu tragen, sie muß einen Mann bekommen, der arbeiten kann.“

Reb Jakele senkte das Haupt.

„Du hast Recht, Rechele“, sagte er, „Du fühlst es leider am Besten, wie schwer es für eine Frau ist, wenn sie für die Familie arbeiten muß.“

„Aber Du Schlimmesalnik einer“, wehrte sie mit lachender Miene, „wer spricht denn davon? Mir gewährt ja das Arbeiten nur eine Freude. Ich meine nur, daß unsere Perele sich nicht gut dazu eignen würde. Sie ist ja von gar so zartem Körperbau.“

„Aber ich weiß es, daß ich ein Unrecht vor Gott und Menschen begehe, daß ich Dich allein arbeiten lasse. Weißt Du, ich will von jetzt an Dir mithelfen.“

Rechele konnte bei diesen seinen Worten ein Lächeln nicht unterdrücken, sie erinnerte sich nämlich, wie er nach der Hochzeit in der Handlung gestanden, die sie damals geführt hat und mit singendem Talmudton den Kunden die Waare angepriesen, und wie er bisweilen, wenn ein feinspitziges Pschettel*) ihm durch den Kopf ging, gar nicht mehr wußte, was um ihn geschah, sodaß man ihm vor der Nase die ganze Handlung hätte wegstehlen können.

„Was Dir nur einfällt“, sagte sie endlich, „Du siehst ja, ich werde ohne Dich fertig. — Bleib' Du nur bei Deiner heiligen Gemore,**) das ist Dein eigentliches Geschäft und ist auch die beste Waare!“

„Aber was hast Du davon?“

„Ich will schon davon etwas haben, das sollst Du bald erfahren. — Vorher muß ich mit Dir wegen Perele sprechen.“

„Nun, was ist Deine Meinung?“

---

*) Talmudische Auslegung.
**) Talmud.

„Meine Meinung ist, daß unser Dowidel der beste Bräutigam für sie wäre, er ist bei uns auferzogen, Du kennst ihn ja, er ist ein frommes Kind, hat auch was gelernt, und was durchaus nicht zu verwerfen ist, er ist ein ausgezeichneter Kaufmann.“

„Ich hätte gar nichts dagegen. Dowidel war immer ein frommes Kind, wenn er nur dabei geblieben ist.“

„Sei nur unbesorgt, Dowidel ist das geblieben, was er bei uns war, ein frommes Kind, und ich kann Dir nur sagen, wie ich heute unserer Perele erzählte, daß unser Dowidel für einige Tage herkommt, da haben ihr die Augen aufgeleuchtet wie zwei Sterne, so daß ich mir bald denken mußte, das ist ein Siweg.“ *)

„Gut ausspekulirt, mein Esches Chajil!“ stimmte er lustig zu, indem er ihr wiederholt auf die Schulter klopfte. „Jetzt aber laß einmal hören, was für Preis Du von mir verlangst für Dein bisheriges und auch weiteres Mühen und Walten zu meinem und dem Wohle unserer Kinder?“

„Gut, das will ich Dir sagen!“

Reb Jakele stopfte sich die Pfeife und setzte sich zu ihr hin.

„Nun, Esches Chajil, so red' doch einmal ein gescheites Wort!“ ermunterte er sie.

„Ob es gescheit ist, weiß ich nicht, aber fragen will ich Dich vor allem nur das Eine: Ist es wahr, daß Gott uns für einander bestimmt hat, im Leben Leid und Freud' mit einander zu theilen?“

„Natürlich, bis hundertundzwanzig Jahre!“ erwiderte er in alter Redensart.

„Gut“, nahm sie wieder auf, „aber ich will, daß wir auch in der zweiten besseren Welt zu einander gehören, denn sage mir, wie würde das nur aussehen, daß Du dort im lichtigen Ganeden **) weilen wirst und ich, eine sündige Jüdin, wie ich bin, es von der Ferne zuschauen muß und

---

*) Bestimmung. Ein Paar, das zu einander gehört.
**) Paradies.

nicht in Deine Nähe kommen darf? So sag' Du nur selber, hätte dies ein Aussehen?"

„Aber Du Narr", wehrte Reb Jakele, „wenn einer von uns beiden in das Ganeden kommen sollte, so wirst Du es sein, denn Du thust viel Gutes, arbeitest für Mann und Kind und übst Wohlthaten!"

„Damit bleib Du mir nur weg! Ich weiß schon, wer das Ganeden verdient. Du gehst Gottesweg, verkündigst laut sein heiliges Wort, Du weißt nur zu beten und zu lernen, und ich — wer bin ich? Was bin ich? Eine arme sündige Frau. Uebrigens, ich will nicht mehr, ich will nicht weniger, ich will nur, daß wir auch auf jener Welt bei einander bleiben sollen!"

„Und was soll also geschehen?"

„Einfach, Du sollst Dich verpflichten, Deinen Lohn auf der bessern Welt mit mir zu theilen, wie es sich zwischen Eheleuten gebührt!"

Reb Jakele überlegte eine kleine Weile.

„Ja, Du hast ein Anrecht darauf", sagte er dann, „gut, ich gehe darauf ein. Ich theile mit Dir, wenn nur etwas zu theilen sein wird!"

„Halt!" rief sie, „das Wort allein genügt mir nicht."

„Was denn sonst?"

„Schriftlich will ich's von Dir haben, vor Zeugen!"

„Ist das aber ein Esches Chajil!" lachte Reb Jakele, „sie will Alles nur schwarz auf weiß haben. — Meinetwegen, ich gehe auch darauf ein — und wann soll das geschehen?"

„So Gott das Leben schenkt am Tage, an welchem wir unsere Perele verloben werden!"

„Einverstanden!"

„Nun habe ich meinen Wunsch erreicht!" rief sie freudig aus. „Jetzt heißt es weiter an die Arbeit gehen, für den lieben, heiligen Sabbath alles vorbereiten!"

* * *

Was war das aber auch für ein lieber und gemüthlicher Sabbath bei Reb Jakele im Hause! Von der Syna-

goge zurückgekehrt, führte er seinen Gast Dowidel am Arme, einen herrlichen, schlanken Jüngling, von edler Gestalt, mit krausen Seitenlöckchen und schwarzen lebhaften Augen. Hinter ihnen folgten zwei arme Gäste, die Reb Jakele, wie gewöhnlich, sich für Sabbath zu Tische lud. Ein helles, freundliches Licht empfing sie, als sie die Schwelle übertraten, ausgestrahlt von den in allen Räumen der Wohnung brennenden Sabbathlichtern, während von dem Ofen eine behagliche Wärme ausströmte und der liebliche Geruch der mit einer würzigen Sauce zubereiteten Fische schon beim Eintritte in die schöngeschmückte und hell erleuchtete Stube ihnen entgegen duftete.

„Gut Schabbes! Gut Schabbes!“ grüßten die Gäste, in's Zimmer tretend, und Rechele, die mit ihrer Tochter am Arme ihnen zur Thüre entgegenging, grüßte mit heiterer Stimme zurück: „Gut Schabbes! Gut Schabbes!“

Die schöne, hochaufgeblühte Perele nahm in ihren schönen Sabbathkleidern sich gar vortheilhaft aus am Arme ihrer kleinen, anmuthigen Mutter. Ihre Augen leuchteten in einem gar seligen Glanze, während ihre Wangen in holder, jungfräulicher Röthe glühten. Sie wußte sich selber keine Rechenschaft darüber zu geben, warum sie jedesmal die Augen senken mußte, so oft sie dem Blick Dowidels begegnete, und warum heute das Herz in ihr so flatterte und sich so unruhig fühlte. Ist es doch derselbe Dowidel, mit dem sie von Kindesbeinen zusammen auferzogen wurde und mit dem sie so oft im Hofraume gespielt und allerhand Kinderstreiche ausgeführt. Freilich sieht er jetzt ganz anders aus als damals, als er das Haus verließ. Er ist groß und schön und „männisch“ geworden und das Kinn ist ihm bereits von den Anfängen eines Bartes beschattet, aber er ist ja doch ihr Cousin Dowidel, derselbe von ehemals! Ueberhaupt erschien ihr heute Alles im Hause ganz anders als gewöhnlich. Die Sabbathlichter leuchteten traulicher und lieblicher und gossen ihr schönes Licht ihr bis in das Herz hinein und in allen Räumen webte und schwebte es wie ein Geist vom Paradiese. Sie hätte aufjauchzen mögen, nur verwirrte sie jedesmal der Blick Dowidels,

den sie immer auf sich ruhen sah, aber auch in dieser Verwirrung lag etwas Süßes und Wonnevolles. — Sie wußte gar nicht wie es ihr geschah! . . .

Und das Esches Chajil? sie saß, den Kopf auf den Ellenbogen gestützt und sah mit verzückten Blicken bald zu Perele und Dowidel hinüber und bald zu ihrem Manne, der die Hände auf dem Rücken verschlungen im Zimmer auf und ab ging und mit einer innigen und lieblichen Melodie jenen herrlichen, hebräischen Text vor sich hinsang, der in der Uebersetzung lautet:

„Ziehet in Frieden ein, ihr herrlichen Friedensengel, Ihr göttlichen Wesen, Ihr Sendboten des Königs aller Könige, des Heiligen, gelobt sei Er!“

Und nachdem Reb Jakele die Friedensengel bei sich im Hause begrüßt hatte, stimmte er mit einem jauchzenden Gesange jenen herrlichen Hymnus an zum Ruhme der biedern Frau, den der weise König Salomon gedichtet hat mit den Worten:

„Eine biedere Frau, welch' ein Fund! Mehr als die kostbarsten Schätze ist ihr Werth. Auf sie vertraut das Herz des Mannes und das Vermögen vermindert sich nie. Sie forscht nach Wolle und Flachs und regt mit Lust ihre Hände. Einem Handelsschiffe gleichet sie, von Ferne her bringt sie ihren Erwerb. Sie sinnt auf Felder und kauft sie, Dank ihrer Mühe besitzt sie Weingärten. Sie umgürtet mit Kraft ihre Lenden und stählt ihre Arme. Sie sieht, daß ihr Erwerb glückt und selbst bei Nacht löscht sie ihr Licht nicht aus. Ihre Hand reicht sie den Armen hin, den Dürftigen ihre Gaben. Ihre Hüllen sind Purpur und Seide und Pracht ihre Umgebung. Durch sie wird der Name ihres Mannes weit bekannt. Sein Sitz ist unter den Vornehmsten der Stadt. Wenn sie den Mund öffnet, quillt Klugheit, Liebe und Sanftmuth entströmen ihrer Zunge. Erkennet an ihre Verdienste. Ihre Thaten loben sie in den Thoren der Stadt!“

Die meisten dieser Stellen, die mit Recht auf seine Frau sich anwenden ließen, wiederholte er zwei und drei Mal, immer mit jauchzender Stimme, und als er mit diesem Lobesliede zu Ende war, wandte er sich zu seiner Frau mit den Worten:

„Siehst, mein Esches Chajil, das gilt Dir!“

Nachdem der Segensspruch über den Wein von Reb Jakele und sämmtlichen männlichen Tischgenossen gesprochen wurde,

setzten sich alle zu Tische und ließen sich die Sabbathspeisen und den Wein gut schmecken, worauf die Stimmung immer heiterer wurde. Reb Jakele ließ es an Scherzworten über sein Esches Chajil nicht fehlen, die diese in recht launiger Weise abzuwehren verstand. Dowidel gab verschiedene heitere Episoden aus seinem Geschäftsleben zum Besten, was die Lachlust nicht wenig erregte. Nach und nach gewöhnte sich Perele an ihren Cousin, so daß sie nicht mehr in schamhafter Röthe ihren Blick senkte, wenn dieser sie ansah, ja, sie erging sich mit ihm in einem vertraulichen Gespräche, in welchem sie sich allerlei Scenen aus den gemeinsam verlebten Kinderjahren in Erinnerung brachten. So verfloß der Abend und der nächste Tag in lauter Wonne und Familienfreuden.

Noch lustiger ging es bei Reb Jakele an dem darauf folgenden Abend zu, denn da versammelten sich alle Vornehmen der Gemeinde, um die Verlobung zwischen Dowidel und Perele zu feiern. Nicht wenig waren alle überrascht, als Reb Jakele, nachdem der Verlobungsakt zu Ende war, seinen Gästen eröffnete, er habe noch heute mit seiner Frau einen Vertrag zu schließen, der in ihrer Gegenwart abgemacht werden soll, und da legte er ihnen jenes Schriftstück vor, in welchem er sich verpflichtete, sein Guthaben am jenseitigen Leben mit seiner Frau zu theilen. „Ja, stimmten alle zu, Rechele habe es sich um ihn verdient, denn nur sie hat es ihm durch ihre wackere Arbeit ermöglicht, sein Leben der heiligen Tora und dem Dienste Gottes zu widmen.“ Alle Anwesenden unterschrieben sich auf diesem Schriftstücke als Zeugen. Nachdem das geschehen, stimmten auf das Verlangen Reb Jakele's, alle seine dreißig Talmidim die mit bei dieser Festlichkeit waren, unter der Leitung des Vorsängers der Gemeinde das schöne Loblied an über die biedere Frau mit den Textworten: „Esches Chajil mi jimzo!“

* *
*

Reb Jakele und seine Frau erreichten in Glück und Wohlstand ein hohes Lebensalter, so daß sie sich von vielen

Enkelkindern umgeben sahen. Reb Jakele starb um einige Monate früher als seine Frau. Am Todestage ihres Mannes war Rechele darauf bedacht, bei der Gemeinde einen Platz auf dem Friedhof für zwei Gräber zu kaufen, für sich und ihren Mann. „Wir beide", sagte sie, „gehören auch nach dem Tode zu einander." Als auch sie nach einigen Monaten ihrem Lebensende sich nahe fühlte, vertheilte sie mit eigenen Händen ihr nicht geringes Vermögen, das sie erworben, unter ihre Erben und gab ihnen ihren Segen. „Alles was ich besitze, meine Kinder," sagte sie, „gehört Euch, ich nehme nichts mit mir, aber eines sollt ihr mir mit in das Grab geben und das ist diese Schrift, die mein seliger Reb Jakele mir vor Zeugen ausgefertigt hat; denn mit dieser werde ich vor meinen himmlischen Vater hintreten und ihm sagen: „Ich bin im Leben nur eine sündige Frau gewesen, aber ich habe schwer gearbeitet und mich gemühet, damit es meinem Manne möglich sei, Dein heiliges Wort zu verkünden und Dir zu dienen mit ganzem Herzen und ganzer Seele. Dafür hat er mir versprochen, seinen Lohn in der Welt der Wahrheit mit mir zu theilen, was in dieser Schrift deutlich zu lesen ist!"

Die Kinder befolgten auch den letzten Wunsch ihrer Mutter und gaben ihr jenes Schriftstück mit in das Grab, und so starb Rechele, ganz wie sie gelebt hat, als wahre Esches Chajil.



Auch ein Esches Chajil.

Reb Schimschon Adelheim war eines der angesehensten und achtbarsten Mitglieder der Gemeinde in K. Er machte sich ebenso durch sein Vermögen, wie durch seinen Wohlthätigkeitssinn überall bemerkbar. Seine Frau, die man allgemein die fromme Perele nannte, waltete wie eine gute Fee im Hause, das eine Heimstätte für alle Arme und Nothleidenden der Stadt war. Sie war der Schutzgeist ihres Mannes, indem sie alle seine Schritte bewachte, damit er nicht strauchle und auf Irrwegen gerathe. Reb Schimschon war auch eines solchen Schutzes bedürftig, denn er war wohl von Natur gut und leutselig, aber auch willensschwach und wankelmüthig. Von Gestalt war Reb Schimschon imposant anzusehen, hoch, breitschultrig, mit blauen, gutmüthigen Augen und einem langen schwarzen Barte, der breit über seine hochgewölbte Brust herunterfloß. Er galt auch allgemein, wie sie in der alten Mundart sich ausdrückten, als ein „Jad'en", das heißt, als ein Vielwisser: er schrieb eine gute Hand, beherrschte einen schönen hebräischen Styl und war auch im Talmud nicht fremd. Mehr als alles andere jedoch war Reb Schimschon ein glänzender Vorbeter. Wenn er in den hohen Festtagen vor das Betpult hintrat und seine volle sonore Stimme ertönen ließ, da beugten alle Frauen durch die Gitterfenster der „Weiberschul" ihre Köpfe vor, um sich an seiner Gestalt und an seinem schönen Vortrage zu ergötzen. Seiner Frau, der frommen Perele gar quoll das Herz im Leibe auf, wenn sie ihn so hoch über alle Köpfe hervorragend, in den Bettalar gehüllt, vor dem Altare sah. Sie duldete es nie, daß man ihr irgend eine

gute That nachrühme, denn sie schrieb alles Gute, was von ihr ausging, nur ihrem Manne zu.

„Wie komme ich zu diesem Lobe?“ sagte sie immer wenn man sie über etwas belobte, „das ist ja einzig und allein das Verdienst meines Mannes.“

Thatsächlich waren auch alle Leute der Stadt der Meinung, daß Reb Schimschon Alles im Hause bedeute und daß seine Frau nur die gute Lebensgefährtin sei, die ihm in seinen guten Handlungen unterstütze. So lebte Reb Schimschon mit seiner Frau in Glück und Zufriedenheit, wie kaum je ein Ehepaar auf Erden.

Dieses Glück aber sollte nicht ewig dauern. Reb Schimschon ereilte das traurige Geschick, daß ihm nach einem glücklichen dreißigjährigen Eheleben die treue Lebensgefährtin durch den Tod von seiner Seite gerissen wurde. War schon dieses Unglück allein schwer genug zu ertragen, so sollte dieses noch dadurch an bitterer Schärfe gewinnen, daß sich bald ein Freund fand, der sich in den Kopf gesetzt hatte, ihm für diesen herben Verlust einen tröstenden Ersatz zu bieten. Dieser war der bekannte Winkelschreiber Moritz Schreivogel, ein Hagestolz in vorgerücktem Mannesalter, der überall ein- und ausging, und in Allem seine Hand hatte, so daß er sich daran gewöhnte, wenn er von sich oder von Anderen sprach, sich nie anders auszudrücken, als „wir“.

„Wir müssen wieder heirathen, Reb Schimschon“, sagte er ihm, kaum daß einige Monate nach dem Ableben seiner Frau vorüber waren. „Für die Dauer so allein bleiben, das geht nicht, Freund. Wir führen gottlob ein schönes Haus und da muß es wieder Eine geben, die es zusammenhält. Wir kennen allerdings die Größe des Verlustes, aber mit Gott läßt sich nicht rechten, und das Leben fordert das Seine. Verstanden? Also wie gesagt — wir müssen wieder heirathen!“

„Nein“, wehrte Reb Schimschon, „nie und nimmer werde ich mich entschließen, mich wieder zu verheirathen, weil es überhaupt in der Welt keine Frau giebt, die mir meine Perele ersetzen könnte!“

Aber Herr Schreivogel war durchaus nicht der Mann, der sich so leicht abweisen ließ.

„Da sprechen wir ja ganz närrisch!“ erneuerte er den Angriff. „Wir müssen praktisch die Sache nehmen und nie daran vergessen, daß die Welt sich über so einen Wittwerzustand ihre eigenen Gedanken macht, so weiß ich beispielsweise, daß es schon jetzt manche Giftmäuler in der Gemeinde giebt, die sich Verschiedenes zumunkeln, — das bringt uns doch gewiß keinen guten Ruf — ha, Reb Schimschon? . . .“

Reb Schimschon wachte stets über seinen guten Ruf, und fühlte sich durch diese unerwartete Attaque in seinem Entschlusse ganz erschüttert. Als ihm gar Herr Schreivogel einige Tage später eine junge hübsche Frau zeigte, die es verstanden hatte, ihm schöne Augen zu machen, da war es mit der Festung in ihm sehr traurig bestellt.

„Viel zu jung und viel zu schön für mich“, versuchte er noch die schwache Vertheidigung.

Aber da brauchte es nur noch eines Angriffes.

„Machen wir uns nur nicht zum greisen Manne“, lachte Schreivogel sieghaft, „wir sind noch fesch und rüstig genug, wofür wir ja den besten Beweis haben, daß die junge und reizende Frau sich ganz an uns vergafft hat — Ha, Reb Schimschon? . . .“

Reb Schimschon streckte die Waffen, und daher streckte ihm auch die junge hübsche Frau ihren Finger entgegen, auf den er den Ehering steckte.

So sah sich Reb Schimschon auf einmal an der Seite einer jungen, hübschen Frau als frischer Ehegemahl. — Was läßt sich da gegen den Willen Gottes einwenden? Gott hat genommen, Gott hat gegeben, es sei ihm Lob und Dank auch dafür!

Die neue Frau, die Reb Schimschon geheirathet, hieß weder Perele noch Serele noch ähnlich, sondern Barbara. Dem armen Reb Schimschon war es, als müßte er den Mund weit aufreißen und die Backen auseinandermachen, damit dieser schreckliche Name nur genug Platz drin habe. Er hätte sich's gerne leicht gemacht und sie kurzweg „Beile“ genannt, aber er sah es ihr an, daß sie darüber in Feuer

und Flammen gerathen könnte; — er mußte also so lange daran würgen, bis er es herausbrachte: Bar=ba=ra.

Das erste, womit Frau Barbara ihre Herrschaft im Hause antrat, war, alles vom Grunde aus umzugestalten und umzustellen, dieses hierher und jenes dorthin, das Schlafzimmer in ein Eßzimmer und dieses wieder in eine Möbelstube umzuwandeln. — Natürlich, die Gottselige war ja nur eine altmodische Jüdin, was wußte sie, was schön ist?

Dem armen Reb Schimschon geschah es bei dieser Umstellung, als wäre für ihn selber hier gar kein Platz mehr, weshalb er sich beunruhigt fühlte und auch sein inneres Mißbehagen nicht verbergen konnte.

Aber Frau Barbara schlang ihren vollen, runden Arm ihm um den Hals, und da geschah es ihm, als hätte sie ihn durch diese Umschlingung in ein schweres Joch gebracht, so daß er sich nicht mehr auflehnen konnte.

Aber er selber sollte auch, wie alle anderen Geräthschaften im Zimmer, eine gründliche Umgestaltung an sich ergehen lassen. Freilich, der Gottseligen, einer beschränkten altmodischen Jüdin, konnte der Mann so auch ganz recht sein, was sollte so Eine wissen, was schön und was nicht schön ist?!

„Weißt Du, mein Lieber“, sagte sie ihm kaum einige Wochen nach ihrer Hochzeit, „Dein Bart ist so närrisch lang, daß man mit ihm wie mit einem Kehrbesen das Zimmer ausfegen könnte, und erst die närrisch langen Pees — findest Du nicht selber, daß sie Dich entstellen?“

„Aber Bar=ba=ra“, würgte der Arme, „was hast Du denn mit meinem Barte und mit meinen Pees vor?“

„Bewahre!“ lächelte sie. „Wir wollen ihnen nur ein menschlicheres Aussehen geben. So laß nur, mein Lieber, ich will an ihnen eine kleine Operation vornehmen.“

Und mit diesen Worten drückte sie ihn mit ihren weichen Händchen auf das Sopha nieder, auf das er sich in dem ersten Augenblicke wie gebannt fühlte; doch kaum daß er sie einen Augenblick später mit dem Schlachtmesser, das heißt mit der Scheere in der Hand vor sich gewahrte, da schnellte es ihn in die Höhe:

„Was!“ schrie er, beide Hände schützend auf den Bart legend. „Was, Du meinst es ernst?“

„So willst Du mich unglücklich machen“, schmollte sie, und bald wieder einschmeichelnd, fuhr sie fort: „Schau doch, Du bist ein fescher, hübscher Mann, aber dieser Bart und diese Pees entstellen Dich — so nimm doch Verstand an, mein Lieber“.

Und mit einem zarten Druck ihres sammetweichen Händchens schob sie ihm das Joch auf dem Halse zurecht, und da war es um den armen Bart geschehen. — Wie einst der Patriarch Jizchok den Hals dem Schlachtmesser entgegenstreckte, streckte der arme Reb Schimschon den Bart der schrecklichen Scheere entgegen, mit dem Unterschiede, daß damals in dem entscheidenden Augenblicke ein rettender Engel erschienen ist, während jetzt sich Niemand vom Himmel blicken ließ und deshalb sauste es unbarmherzig in der Hand der Frau Barbara, und ein halber Bart sank wie ein geschlachtetes Opferlamm zu Boden. Auch die Pees ereilte dasselbe Schicksal, denn auch sie fielen unter der mörderischen Scheere. Der arme Reb Schimschon war von diesem Augenblicke an geliefert, wie einst jener andere Simson, nachdem seine Delila ihn der Haarflechten beraubt hatte.

Als Reb Schimschon nach der an ihm vorgenommenen Schur einen Blick in den Spiegel warf, da erfaßte ihn ein wilder Schmerz und er lief händebrechend in allen Zimmern herum. Es war ihm, als ob er sich suchen mußte, aber er fand sich nicht mehr, denn der alte Reb Schimschon war von ihm gewichen.

Herr Moritz Schreivogel jedoch, der ihn noch an demselben Tage besucht hatte, war darüber anderer Meinung.

„Wir haben uns ja ganz verjüngt!“ rief er ihm lustig zu. „Wir sind ja gar nicht mehr der frühere Reb Schimschon.“

„Es ist auch aus mit dem Reb Schimschon!“ fiel Frau Barbara ein. „Was wäre das auch für ein Gesponst: Reb Schimschon und Barbara! Mein Mann heißt von jetzt an entweder Herr Simon oder Herr Adelheim. Nicht wahr, so ist's richtig?“

„Richtig, mehr als richtig!“ stimmte Herr Schreivogel ein, und zum neugetauften Simon sich hinwendend, flüsterte er ihm zu: „Haben wir aber ein Prachtweibel bekommen, ein „Antik!“

Darauf reichte er Frau Barbara die Hand mit einem vielsagenden Händedruck, den sie auch ihrerseits mit gleicher Wärme erwiderte, als würde sie sagen: Wir verstehen uns, Freundchen!

In der Stadt standen die Leute überall gruppenweise herum und man konnte gewiß sein, daß Reb Schimschon den Stoff zur Unterhaltung bietet.

„Habt Ihr schon Reb Schimschon gesehen?“ beginnt da einer aus der Gruppe.

„Gewiß“, meinten einige, „ganz ohne Bart und Pees.“

„Als ob man ihn assentirt*) hätte“, ergänzte ein Dritter.

„Und man hat ihn ja auch assentirt“, mengte sich jetzt ein kleines Männlein mit pfiffigen, zugekniffenen Augen — der Narrschalk der Stadt — ins Gespräch.

„Wieso assentirt?“ fragten Einige, auf die gewiß witzige Antwort des Narrschalks neugierig.

„Nun“, lachte das Männlein“, sein Weib hat ihn assentirt zum Pantoffelregiment.“

„Zum Pantoffelregiment, sehr gut!“ klaschten mehrere Beifall.

„So ist es immer“, fiel jetzt einer mit ernstem Tone ein, „so ist es immer, wenn ein älterer Mann eine junge Frau heirathet, da will sie ihn mit Gewalt jünger machen und kürzt ihm Bart und Pees“.

„Und dann geht sie einen Schritt noch weiter“, bemerkte der Lustigmacher.

„Nun, was thut sie dann?“ fragten Einige.

„Sie kürzt ihm die Jahre, und das ist auch ein Mittel, den Mann nicht alt werden zu lassen.“

„Er hat recht, der Lustigmacher!“ erscholl es beifällig von allen Seiten.

„Und wisset Ihr auch“, nahm jetzt Einer wieder auf, „wer ihm dieses Esches Chajil aufgebunden hat?“

*) Zum Militär ausgehoben.

„Dieses Regimentsweib heißt es zu Deutsch", unterbrach ihn der Witzbold.

„Dieses Regimentsweib, auch recht; wisset Ihr, wer ihm dieses Regimentsweib gegeben hat?"

„Moritz Schreivogel", wußten einige zu berichten, „wenigstens hat er uns selber erzählt, daß er Reb Schimschon verheirathet hat."

„Nein", protestirte der Lustigmacher, „nicht so hat er Euch gesagt!"

„Und wie denn hat er uns gesagt?"

„Wir haben uns verheirathet — bei ihm geht Alles in Compagnie!"

Wie es schien, hatte der Witzbold nicht ganz unrecht, denn seit dem Tage, daß Reb Schimschon sich verheirathet, wußte Moritz Schreivogel jeden Tag unter einem anderen Vorwande sich bei Reb Schimschon einzufinden, wo er oft ganze Stunden zubrachte. Er war aber auch nicht der einzige Gast im Hause, denn dieses bildete vielmehr den Tummelplatz für ein ganzes Heer von Gästen. Heute erschien einer und stellte sich als der Onkel seiner Frau vor, morgen einer als Cousin und übermorgen einer als Neffe, wo dann Onkel, Cousin und Neffe sich zusammen als Gäste bei ihm einfanden, und diese wieder ihre weiteren Onkel, Cousinen und Neffen einführten, dritten, vierten und fünften Grades, darunter viele mit blinkenden Messingknöpfen und klingenden Schleppdegen, Herren vom Militär, für welche Frau Barbara eine ganz besondere Schwäche hatte; kurz, die Freunde und Verwandten mehrten und fruchtbarten sich von Tag zu Tag, wie die Kaninchen. Dieses große Heer von Freunden und Verwandten ließ sich beinahe täglich bald zur Vesper und bald zum Nachtmahle bei Reb Schimschon kostenfrei abfüttern, wozu der Aermste mit dem Gelde herhalten mußte; denn so er sich nur etwas ungeberdig darüber zeigte, drückte die schöne Barbara mit ihrem vollen, runden Arm ihm das Joch fester auf den Hals, daß er wieder ganz zahm und gefügig wurde. Unter diesen vielen Gästen saß der arme Reb Schimschon ganz blöde und verschüchtert. In der Sphäre, in der er seit Kindheit aufge-

wachsen, verstand Reb Schimschon, anständig, ja vornehm umzugehen und sogar immer das Wort zu führen, aber hier, auf dem fremden Boden, in den er auf einmal hineingepfropft wurde, fühlte er sich ganz lahm und unbeholfen. Er wußte nicht, was er mit Augen, Händen und Füßen anfangen solle, sie schienen ihm gänzlich überflüssig. Bald schob er sich das Käppchen hinauf, bald hinunter, bald zupfte er sich den Bart, bald die Nase, räusperte sich bald und kratzte sich bald hinter dem Ohre, und brach bald wieder in ein blödes Gelächter aus, wo gar nicht zu lachen war, so daß alle um den Tisch wieder über ihn lachen mußten. Nach und nach sahen sich die lieben Gäste als die eigentlichen Herren im Hause an, und Reb Schimschon war für sie eitel Luft, so daß sie seine Gegenwart keineswegs daran hinderte, seiner Frau zweideutige Complimente zu machen, worüber alle lachten, und er, der kein Wort davon verstand, es als seine Pflicht ansah, mitzulachen.

Um sich von den Höllenqualen zu befreien, die ihm die Gegenwart dieser Gäste bereitete, verfiel er später auf die Idee und schützte immer, so oft er sie bei sich gewahrte, einen dringenden Geschäftsgang vor.

Später kam ihm seine Frau in diesem Wunsche immer liebevoll entgegen.

„Wenn ich nicht irre", sagte sie ihm immer, so oft sie bei sich Herrengesellschaft hatte, „hast Du für jetzt einen unaufschiebbaren Geschäftsgang zu besorgen".

„Da hast Du mich rechtzeitig daran erinnert". erwiederte er darauf regelmäßig, und entwischte mit eiligen Schritten dem Hause, wie ein Vogel dem Käfig.

Es kam soweit, daß, wenn er zu sich nach Hause kam, während die Schlämmer bei ihm offene Tafel hielten, der Dienstbote ihm immer mit dem kurzen Losungsworte entgegen trat: „Herr, Gäste! —" und beim Vernehmen dieser Schreckensbotschaft ergriff der arme Reb Schimschon die Flucht, wie wenn man ihm gesagt hätte: „der Feind ist im Hinterhalte!"

Die lieben Gäste wieder, die sich zwar nie durch seine Anwesenheit in ihrer Freiheit beschränkt gefühlt, sahen es

jedoch keineswegs ungern, daß Herr Hahnrei, wie sie ihn nannten, sie mit seiner Gegenwart verschonte.

Moritz Schreivogel war immer mit dabei, wenn solche Gastlichkeiten im Hause seines Freundes gegeben wurden, ja, er hatte immer für „unseren Freund Simon“, wie er ihn jetzt nannte, die besten Rathschläge in Bereitschaft. Heute empfahl er ihm, für seine Frau einen theuren Brillantschmuck zu kaufen, morgen sie mit einigen Perlenschnüren zu überraschen, und ein anderes mal wieder für sie aus Wien eine theure Robe zu beziehen; das seien Mittel, sagte er, mit denen man sich die Liebe einer jungen Frau erwirbt. Reb Schimschon, der wie alle älteren Leute darauf versessen war, daß seine junge Frau ihm zu jeder Zeit ihre Gunst schenke, trug keinen Augenblick Bedenken, die Rathschläge seines Freundes zu befolgen. Aber diese Rathschläge eben waren Ursache, daß „unser Freund Herr Simon“ bald in die traurige Lage kam, in einer anderen, minder erfreulichen Frage seinen Rath zu befragen. „Unser Freund Simon“ nämlich gerieth plötzlich in große Geldverlegenheiten. Was auch Wunder? Zwei Factoren arbeiteten wie zwei Todtengräber an dem Ruin seines Hauses, drinnen Verschwendung und draußen Mißkredit. Wie Schreckensgestalten drohten von der Ferne eine Reihe von Zahltagen heran, und in der Kasse herrschte eine gähnende Ebbe.

Halbe Tage und Nächte saß Moritz Schreivogel an der Seite „unseres Freundes Simon“ über die Geschäftsbücher, aus welchen er verschiedene Posten zusammenstellte.

„Es bleibt uns kein anderer Ausweg“, sagte er endlich, „wir müssen Concurs anmelden!“

„Concurs“, wiederholte Reb Schimschon mit bebenden Lippen, „ist es so weit mit mir gekommen?“

„Leider, aber es gilt, daß wir uns einen Rettungsanker schaffen, damit wir mit der Familie nicht ganz untergehen!“

„Ein Rettungsanker“, flüsterte der Arme schreckensbleich nach, „und was für einen Rettungsanker?“

„Wir müssen Vorsorge treffen, daß die Gläubiger nicht über uns herfallen und uns alle Federn ausrupfen!“

„Die Gläubiger?“ fragte der Arme, in dem der alte Ehrenmann sich regte. „Und gehört denn nicht auch Alles den Gläubigern?“

„Schon recht“, erwiederte der schlaue Winkeladvokat, „aber ich will glauben, daß die Frau auch als Gläubiger anzusehen ist, schon gar nicht davon zu reden, daß der Mensch in erster Reihe gegen sich selber Pflichten hat. — Wollen Sie denn verhungern?“

„Und was wäre zu machen?“ fragte der Arme, ganz verwirrt.

„Einfach, wir übertragen eine fingirte Forderung von mehreren Tausend Gulden auf unsere Frau und lassen sie mit derselben auf das Haus intabuliren! . . .“

„Ich soll also mich und meine Frau retten mit dem Hab und Gut der Armen?“ fragte der Unglückliche mit herzbrechender Stimme.

„Nein“, entschied der Winkeladvokat, „wir retten uns, um dadurch andere zu retten, denn wenn wir jetzt Alles von uns weggeben, so bleibt uns nichts anderes übrig, als nach dem Bettelstabe zu greifen, ohne uns jedoch dadurch vom Bankerott zu retten. Bleibt uns aber das Haus, dann machen wir es später zu Geld, kommen dann wieder ans Ruder und da kann es uns leicht gelingen, daß wir glückliche Unternehmungen haben, und unsern Gläubigern nicht allein das Kapital bezahlen, sondern auch fette Zinsen dazu. Uebrigens ist es ein altes Sprüchwort: „Wer sich selbst nicht taugt, taugt auch andern nicht!“

Bei aller Wankelmüthigkeit konnte sich Reb Schimschon nicht mit dem Gedanken befreunden, mit fremdem Gelde seine Zukunft zu sichern; aber der Kampf dauerte in ihm nicht lange, denn Frau Barbara schläferte mit ihrem Sirenengesang das Gewissen in ihm ganz ein. Einschmeichelnd wie immer, trat sie auf ihn zu und hob mit ihren Lilienfingern ihm den Bart empor, um ihm den Kragen zu richten.

„Weißt Du“, flötete sie unterdessen, „ich habe mir überlegt, den Schmuck, den du mir zum Geschenke gemacht, nicht für mich zu behalten. Wir wollen ihn später zusammen mit dem Hause zu Geld machen, damit Du neuer-

dings Dein Geschäft wieder betreibest, was Dir gewiß möglich machen wird, Deinen Verpflichtungen den Gläubigern gegenüber nachzukommen. Inzwischen wollen wir einen bescheidenen Haushalt führen, damit die Ausgaben sich bedeutend verringern. Bist Du nicht damit einverstanden, mein Lieber?"

Trunken von diesen Worten, überlegte Reb Schimschon keinen Augenblick und übertrug ihr eine fingirte Forderung von mehreren Tausend Gulden, mit welcher Moritz Schreivogel sie in aller Eile auf das Haus intabulirte.

War man nun mit dieser Vorbereitung fertig, dann konnte die That unversäumt nachrücken, — die Einstellung der Zahlungen.

Das ging wie aus einem Pulverfasse in dem Städtchen los! Wittwen, Waisen, arme Handwerker, junge Eheleute, kurz, eine ganze Menge von Gläubigern stürzten zu Reb Schimschon ins Haus, alle fluchend, wetternd, heulend und drohend mit geschwungenen Fäusten: „Du Mörder, du Räuber, der Du mit unserem Gelde gepraßt hast".

Der Lärm wuchs und schwoll zum Sturme an, als erst die Gläubiger erfuhren, daß das Haus und alle Geräthschaften und Preziosen von der Frau mit der vollen Summe belehnt worden sind. Die Armen geberdeten sich wie wahnsinnig, sie stampften mit den Füßen, knirschten mit den Zähnen, hieben mit Stecken auf die Fenster los, daß sie zersplitterten, und schrien fort und fort: „Du Räuber, Du graubärtiger Gauner, gieb uns unser Geld zurück!"

Mit gelähmter Zunge stand der arme Reb Schimschon vor ihnen, wie zu einem Steinbilde erstarrt, so daß er sich nicht von der Stelle rühren konnte.

Frau Barbara zog sich unterdessen, mit einem Roman in der Hand, in das letzte Zimmer zurück, das sie hinter sich abgeschlossen, damit der Lärm nicht bis zu ihr hindringe.

Erst spät in der Nacht, als der Lärm sich legte, verließ sie ihr Versteck, und als der arme Reb Schimschon, in der Hoffnung bei ihr Trost zu finden, sich ihr näherte, nahm sie das Tuch vor die Augen und brach in ein Schluchzen

aus: „Warum muß ich unglücklicher als alle andere Frauen sein? Ich Arme . . . ich Unglückliche! . . .“

Reb Schimschon fühlte bei dieser ihrer Klage einen stechenden und brennenden Schmerz im Herzen; — vor erst einigen Tagen, als es ihr darum zu thun war, sich auf das Haus zu intabuliren, hatte sie ganz anders gesprochen.

Er sollte aber noch trübere Erfahrungen machen, der arme Reb Schimschon.

Nach Verlauf von etwa acht Tagen, während welcher es wie in einer Hölle bei ihm in Hause kochte, da trat schon wieder Herr Schreivogel mit guten Rathschlägen vor Reb Schimschon hin.

„Es könnte uns sehr schlecht ergehen, Freund!“ begann er in seiner Weise.

Der arme Reb Schimschon erblaßte.

„Schlecht —“ wiederholte er, „kanns noch schlechter werden?“

„Hm“, machte der Winkeladvocat, „es könnte schlechter werden, das heißt, wenn wir weiter hier im Hause bleiben!“

„Im Hause — was!?“

„Ja, Freund, denn dann schöpfen die Leute vom Gerichte Verdacht, die Forderung unserer Frau sei nur fingirt und das riecht nach Criminal!“

„Criminal“ wiederholte Reb Schimschom mit bebenden Lippen. „Also auch das noch dazu“.

„Na, na, na!“ wehrte der Winkelschreiber, „nehmen Sie es nur nicht bald so ernst. Noch giebt es ja einen Ausweg!“

„Einen Ausweg — was für einen?“

„Einfach, wir ziehen für kurze Zeit von hier aus, damit die Leute vom Gerichte dadurch die Ueberzeugung gewinnen, daß wir mit der Frau gar nichts gemeinsam haben!“

Die blauen, gutmüthigen Augen des Reb Schimschon füllten sich mit Thränen.

„In meinen alten Jahren mein Heim verlassen“, schluchzte er „und in fremden Häusern Unterkunft suchen —“

„Und wie wäre es gewesen, wenn Ihnen die Gläubiger das Haus weggenommen hätten?“ fragte der Winkeladvocat.

„Dann hätte ich wenigstens das ruhige Bewußtsein, daß ich mir nicht fremdes Hab und Gut zugeeignet habe. Jetzt aber muß ich das Jammern von Wittwen und Waisen hören, und dazu werde ich noch aus meinem Hause gejagt, um unter fremdem Dache Schutz zu suchen. —“

„Aber das ist ja nur für einige Wochen, bis die Gefahr vorüber ist“, tröstete ihn der Andere, „dann machen wir das Haus und alles andere zu Geld und führen uns wieder die Hände auseinander, aber jetzt —“

„Aber jetzt?“ wiederholte der Arme.

„Jetzt müssen wir aus dem Hause ziehen — mit Criminal ist nicht zu spaßen!“

Reb Schimschon flatterte das Herz vor Weh und Jammer, — aber Criminal, in den alten Jahren ins Criminal kommen, das wäre ja schrecklicher als der grauenhafteste Tod.

Noch nie in seinem Leben, nicht einmal an den hohen Festtagen, in welchen der Jude vor Gott steht, um für sein zeitliches und ewiges Heil zu flehen, hat Reb Schimschon solche heiße und siedende Thränen vergossen, wie an dem Tage, an dem er sein Heim verließ, in welchem er noch seine Kinderjahre verlebt, um in ein fremdes Dachstübchen sich einzumiethen.

Und erst die Nacht! Das kleine enge Stübchen mit dem düstern Talglichtchen, dünkte ihm eine finstere Grube, und die Zimmerdecke, schien es ihm, liege ihm platt auf der Brust, daß er keuchte und die Schweißtropfen ihm aus allen Poren hervordrangen. Wie eine Hölle brannte es ihm im Herzen und durch den Kopf jagte ihm ein Wolkenzug von schwarzen Gedanken, und immer auf's Neue tauchte ihm vor Augen das Bild seiner gottseligen Perele auf, mit ihrem schönen, offenen Gesichte und ihren klugen, heiteren Augen. Sie war sein Schutzgeist, sein Leitstern. sie war für ihn das, was die Feuersäule für die Söhne Israels in der Wüste. Sie leitete seine Schritte, ohne daß er es selber wußte, sie stand überall hinter ihm und lenkte seine Hand zum Guten, und die Leute ahnten es nicht, daß sie die Seele war, die ihn belebte, daß alles Gute und daß alles

Licht nur von ihr ausströmte. Aber seit Gott sie von seiner Seite weggenommen, da war das Licht auf einmal ausgeblasen und er blieb in Nacht und Finsterniß zurück, ohne sich im Leben mehr auszukennen. Da erfaßte, statt ihrer, ein Fremder, ein Irrgeist, seine Hand, und statt ihn zu leiten, stieß er ihn hinab in den tiefen jähen Abgrund, und da stürmt und tobt es um ihn her und hundert geballte Fäuste erheben sich gegen ihn: „Du Räuber, der Du unser Geld verpraßt, gieb uns unser Hab und Gut zurück!“ — Nein!! schrieen in ihm auf einmal tausend Stimmen, nein und tausend Mal nein! Ich will nicht das fremde Geld, daran klebt der Schweiß von Wittwen und Waisen! Und auf einmal schnellte es ihn von seinem Lager. Er warf ungeordnet die Kleider auf sich und stürzte in die Nacht hinaus. Der Wind heulte in den finsteren, menschenleeren Gassen und gespenstisch tanzten wie Irrlichter einzelne Schneeflocken in der Luft herum — er stürzte, wie von Furien gepeitsch, weiter die Straße hinunter. Die eisige Kälte nahm immer zu, daß ihm der Athem im Munde schier gefror, er fühlte es nicht. Der Sturm sauste und zerrte an seinen Kleidern, er beachtete es nicht und rannte immer weiter. Wie lange es ihn so umhertrieb, er wußte es selber nicht, aber auf einmal sah er sich vor seinem Hause stehen, in dem noch Licht zu sehen war.

Er überlegte nicht lange und rannte die Stiege hinauf zu seiner Wohnung, wo er die Thüre des Vorzimmers aufstieß.

Die alte Köchin, die ihm entgegeneilte um zu sehen, wer der späte Gast sei, starrte ihn einen Augenblick befremdet an, und dann flüsterte sie ihm in gewohnter Weise die Worte zu: „Herr, Gäste!“

„Was Gäste? Wer Gäste?“ schrie er. „Ich muß sie sprechen!“

Ob es der Lärm verursacht, oder war es Zufall — just in diesem Augenblick trat Frau Barbara ins Vorzimmer.

„Oho, mein Herr“, sagte sie mit einem frostigen Lächeln, „so spät und mit solch einem Lärm!“

Reb Schimschon starrte sie an — wie sie mit ihm sprach, als ob er ihr fremd wäre!

Sie schien seine Gedannken errathen zu haben, denn sie fügte leicht hinzu:

„Es ist ja so unter uns ausgemacht worden, daß wir uns von jetzt an nicht kennen, um keinen Verdacht zu erregen.“

„Barbara, liebe Barbara . . .“, begann der Arme.

„Aber um Gotteswillen!“ unterbrach sie ihn, schreien Sie doch nicht so, es sind ja Leute im Zimmer und sie könnten Verdacht schöpfen!“

„Jetzt giebts keinen Verdacht mehr, versetzte er, „denn ich will das Haus, ich will den Schmuck, ich will Alles was wir besitzen den Gläubigern weggeben, denn daran klebt das Mark und das Blut von Wittwen und Waisen!“

„Wirklich sehr edel“, sagte sie spotthaft, „und was wird mit mir geschehen?“

„Wir werden arbeiten und Gott wird uns helfen!“

„Brav, mein Lieber, vielleicht gar zusammen betteln; aber ich meine, das werden Sie selber besorgen — das Haus gehört jetzt mir!“

„Nein“, schrie der Arme mit heiserer Stimme, „das Haus gehört weder mir noch Dir, das Haus gehört meinen Gläubigern, den Wittwen und Waisen.“

„Das glauben wohl Sie, mein Herr aber lassen Sie sich von mir sagen, daß Niemandem außer mir nur ein Ziegel in diesem Hause gehört. Für ein Jahr mit so einem ekelhaften Juden zu wohnen, wären auch vier solche Häuser eine hundeschlechte Belohnung.“

„Babara —“ versuchte er, aber die Stimme war ihm auf einmal gelähmt. Etwas wie eine Saite, fühlte er, sei ihm im Herzen gesprungen. Er fuhr sich mit beiden Händen gegen die Brust, rang minutenlang nach Athem, indeß die Augen sich ihm verglasten und er mit einem dumpfen Stöhnen zu Boden taumelte.

Es entstand eine ungeheure Verwirrung. Barbara schrie aus vollem Halse nach Rettung, von überall liefen die Nachbaren mit Lichtern hinein — es wurden von

allen Seiten Aerzte herbeigeholt, indeß huschten die lieben Gäste wie die Nachtfalter aus dem Hause, aber Reb Schimschon sah sie nicht mehr, denn seine Augen waren für immer geschlossen. — Ein Herzschlag hat seinem traurigen Dasein ein jähes Ende gemacht.

* * *

Frau Barbara nahm sich den so plötzlichen Tod ihres Mannes tief zu Herzen und schaffte sich ein schwarzes Trauerkleid und einen langen, schwarzen Trauerschleier an, wie es sich einer trauernden Wittwe geziemt; und Herrn Schreivogel wieder ging die so tiefe Trauer der zurückgelassenen Wittwe „unseres seligen Freundes“ nicht weniger zu Herzen und er heirathete sie rasch weg mitsammt dem Hause, dem Schmucke und allen Werthgegenständen, sie war ja auch ein Esches Chajil.



Das verrückte Schneiderlein.

„Gelobt sei Gott, der von seinem Glanz und seiner Majestät mitgetheilt hat den Königen der Erde!“

Mit diesem Lobspruche im hebräischen Urtexte, mit dem jeder Jude, nach religiöser Vorschrift, gekrönte Häupter begrüßt, trat mir Mendele, das Schneiderlein, entgegen, als ich vor einiger Zeit wieder einmal mein Heimathsstädtchen besuchte; aber wie war er dabei gräßlich anzusehen. — Aus seinen stieren Blicken grinste der Wahnsinn, sein wirres Kopf- und Barthaar umstarrte wie Borsten sein fahles Gesicht, und seine Kleider waren aus bunten Lappen zusammengeflickt, aus gelben, rothen und grünen Lappen, lauter grelle, schreiende Farben, wie sie nur ein krankes Gehirn zusammensetzen kann.

Genau vor zwanzig Jahren führte er denselben Lobspruch im Munde, aber damals mit einem Herzen voll Hoffnung und einem Sinne von ungetrübter Klarheit. Seit jener Zeit jedoch verrammelte sich der Zeiger seines geistigen Uhrwerkes und starrt fort und fort auf derselben Stelle, so daß er noch immer dieselbe Stunde und dieselbe Minute zeigt wie vor zwanzig Jahren und das innere Schlagwerk, die Stimme, läßt fort und fort wie eine verdorbene Repetiruhr dieselben Klanglaute vernehmen.

Ja, in ihm hat die Zeit sich nicht um eine Minute vorgeschoben, in ihm blieb Alles starr und stocken, dieselbe Hoffnung, dieselbe Stimmung und dieselben Erscheinungen, gleichsam wie in einem phonographischen Apparat, in dem eine gewisse Anzahl von Worten sich fixirt, die mit ungeschwächter Ursprünglichkeit sich ewig wiederholt.

Er war einst glücklich gewesen, dieser arme Mendele Schneider. Zwar hatte ihn das Geschick nie auf einen hohen Lebensposten gestellt, denn er war ja nur Schneiderlein,

aber nicht immer wohnt das Glück nur auf der sonnigen Höhe des Lebens, sehr oft, ja, in den meisten Fällen, ist es in den bescheidenen Hütten, in der schattigen Niederung zu finden, und die Hütte des Schneiderleins war just eine von jenen, in welchen das Glück wie eine sanfte und liebliche Taube sich einnistet. Wenn er bei seinem Nähtischchen gebückt über der Arbeit saß, da hüpfte und tanzte die Nadel munter dahin, weil ein lustiges Liedchen, das ihm immer den Lippen entquoll, sie in gutem Takte erhielt. Mit ihm aber sang und arbeitete beim Nähtischchen noch eine frohe Lebensgefährtin, sein Weib Sara, die ihm immer bei der Arbeit mithalf. Zu der Zeit gar, von welcher ich zu erzählen habe, arbeiteten und sangen sie zu dreien, denn ihr einziger Sohn Ahrele rührte mit die fleißigen Hände, ein Junge, bei dessen Anblick ihnen das Herz in Freude überquoll, denn er gedieh wie ein Fichtenbäumchen, schön, schlank und markig. Gott gab ihnen auch Segen in der Arbeit und sie durften sich, mehr als alle anderen ihres Standes einen guten Bissen gönnen. Dazu noch waren sie alle von heiterer Gemüthsart, und da überdies Mendele seiner schönen Stimme und auch seines jüdischen Wissens wegen — denn er hatte in seiner Jugend etwas gelernt — Vorbeter in der „Schneiderschul" war, so sang er mit Vorliebe während der Arbeit die frommen Weisen der heiligen Tage, in welchen seine Frau Sara und sein Sohn Ahrele mit gar rührender Stimme ihn zu begleiten wußten, so daß jeder Vorübergehende sich von den schönen Gesängen gefesselt fühlte. Regelmäßig an den Freitag Abenden vereinigte ihr kleines und niedliches Stübchen mehrere Zunftgenossen, die mit ihren Weibern, Söhnen und Töchtern sich bei ihnen zum Besuche einfanden. Da war es recht zu sehen, was für ein lustiges Völkchen die Schneiderlein sind, denn solche frohe Stunden wie hier verlebte man kaum je in den Häusern der Reichen, ja, nicht selten drehten sich beim Gesange der Alten die jungen, verschlungenen Paare im lustigen Tanze durcheinander. . . .

Eines jener Mädchen erkor sich auch Ahrele zu seiner Braut und das eröffnete eine neue Reihe von heiteren und sonnigen Tagen. Wenn so in den Sabbathtagen diese vier

glücklichen Menschen, das Eltern- und das Brautpaar, sich auf der Gasse zeigten, alle blank, und sauber, gleichsam frisch wie von der Nadel, da brummte freilich mancher breite Hausbesitzer, der mit bloßen Hemdärmeln vor seinem Hausthore stand, vornehm in den Bart: „Da kommt die Schneiderfamilie!" Aber er mußte ihnen doch nachgaffen, denn ihr Gang und ihre aufrechte Haltung verriethen, daß sie viel glücklicher und zufriedener sind, als er und manche, die Ehrenämter in der Gemeinde bekleiden.

Das Glück erreichte seinen Höhepunkt, als Mendele seinen Sohn unter den Trauhimmel führte. Als den einzigen Sohn, durfte er ihn ohne Skrupel vor dem vierundzwanzigsten Jahre verheirathen, weil ja ein solcher nach dem Gesetze militärfrei war.

Leider aber sollte er sich schrecklich getäuscht haben.

Eines Mitternachts wurden die Thüren seines Häuschens aufgerissen und zu seinem Schrecken gewahrte er den damals gefürchteten Viertelmeister in Begleitung von bewaffneten Polizeileuten.

Bis in die Lippen erblaßt stürzte ihnen das entsetzte Schneiderlein entgegen:

„Was stört Ihr mir die Nachtruhe?"

„Weil wir Deinen Sohn brauchen!"

„Meinen Sohn — und wozu denn?"

„Zum Assentplatze!"

„Was? . . ." rief das entsetzte Schneiderlein, „Er ist ja als mein einziger Sohn nach dem Gesetze militärfrei!"

„Wer mir Gesetz? Was mir Gesetz! Da heißt es vor allem mitspazieren!"

Und der arme Ahrele, den man mitten im Schlafe aus dem Bette emporgerissen, mußte mitspazieren!

Die verzweifelten Eltern folgten ihm mit lautem Geheule nach. —

„Nein!" schrien sie, „das Gesetz wird es nicht zulassen, daß Ihr uns den einzigen Sohn raubet!"

„Gut, das wird sich zeigen!" brummte der Viertelmeister, der den Armen vorwärts drängte.

Und wirklich zeigte es sich — daß der Arzt und die ganze Assentirungskommission ihn für tauglich erklärte, so daß er noch an demselben Tage den Eid der Treue leistete und eingekleidet wurde. —

Wie eine so schreiende Gesetzesverletzung damals möglich war? Ja, in jener Zeit der Willkür und der rohen Gewaltthätigkeit, was war nicht alles möglich? Jede jüdische Gemeinde hatte damals die Pflicht, ein gewisses Contigent von Rekruten abzuliefern, die Wahl war ausschließlich Sache der Vorsteher. Die Prozedur war die einfachste der Welt. Die Vorsteher kamen in der Gemeindestube zusammen und besprachen untereinander: Wen lassen wir assentiren? Die frommen Lernjünger der Klaus? Das doch gewiß nicht: Die Söhne der Reichen? Um so weniger, die sind Männer von Einfluß! Da bleibt kein Ausweg — das Schneiderlein, das stecken wir unter die Soldaten! – Aber das Schneiderlein ist ja ein einziger Sohn? — Es machte sich wohl die eine, oder die andere Stimme zu Gunsten des Schneidersohnes geltend, aber die Antwort war ein Hohngelächter: Wer hat es dem Schneiderlein gewehrt von dieser Sorte zweie zu haben? Ein paar Hosen zu nähen, wird sich noch immer einer finden!

Und so wurde Ahrele assentirt. Die armen Eltern liefen mit ihrem guten Recht in den Gassen herum, aber dieses galt wie eine schlechte abgeriebene Münze, auf die Niemand etwas giebt. Sie beklagten sich bei den Behörden, aber diese hatten nur die kurze Antwort für sie: „Macht das mit Euren Vorstehern ab, uns hat das wenig zu kümmern, unsere Sache ist es nur, darüber zu wachen, daß das vorgeschriebene Contingent gedeckt sei!“

Das arme Schneiderlein sauste wie ein Wirbelwind in der Stadt herum, es weinte, schrie und wetterte, kurz es war schon damals halb von Sinnen.

Mitten in dieser Nacht der Verzweiflung blitzte ihm unerwartet ein Lichtstrahl entgegen — der Kaiser, hieß es nämlich, bereist jetzt das Land und werde auch hier sich einige Tage aufhalten.

Mit der letzten Kraft eines Verzweifelten klammerte er sich an diese Hoffnung, er werde beim Kaiser Klage führen

über das Unrecht, das man ihm zugefügt hat: er werde ihm Alles erzählen — soll er nur erst kommen!

Wie trunken lief er nach Hause.

„Es ist uns geholfen!“ schrie er schon bei der Thüre seinem Weibe zu, — „Unser Ahrele wird bald frei sein!“

„Wieso denn?“

„Der Kaiser kommt!“

„Und was hat das dazu?“

„Nun, ich werde zum Kaiser hingehen!“

„Du zum Kaiser — wirst Du denn wissen, wie mit dem Kaiser zu sprechen?“

„Hm, ob ich's wissen werde!“

In der That, den Anfang hatte er schon fertig. Als Vorbeter nämlich waren ihm alle Gebetformeln geläufig, er kannte also auch den vorgeschriebenen Lobspruch, mit dem ein gekröntes Haupt begrüßt wird. Ist das nicht ein guter Anfang, und ließe sich nicht trefflich seine Bitte daran knüpfen? In nebligen Umrissen schwamm es ihm im Kopfe herum. Er würde ihm sagen: „Siehst Du, großer Kaiser; ich habe hier in unserer alten heiligen Sprache Gott dafür gelobt, daß er von seinem Glanze Dir mitgetheilt hat, denn Du bist das auf Erden, was Gott im Himmel, ein guter, milder Vater, ein Beschützer der Armen und eine Säule der Gerechtigkeit; aber da Du nicht allwissend bist wie er, hast Du überall Männer Deines Vertrauens hingestellt, daß sie über das Recht wachen. Leider aber verdienen nicht diese Männer Dein Vertrauen, denn sie treten das Recht mit Füßen und drücken den Gebeugten in den Staub. Da haben sie mir meinen einzigen Sohn assentirt, trotzdem daß Du in Deiner Gnade befohlen hast, der einzige Sohn müsse geschont werden!“ ....

Solches und Aehnliches ging ihm im Kopfe herum, Alles angeknüpft an den Segensspruch, und dieser Segensspruch selber bleibt ja auch nicht ohne Wirkung. Hat er doch erst jüngst gehört, daß der Kaiser von diesem Segensspruche ganz gerührt war, und wie würde er, der Vorbeter in der Schneiderschule, es verstehen, mit rührender und ergreifender Stimme diesen Segensspruch vorzutragen.

— Ach, wenn er nur schon kommen wollte, der gute und gnädige Kaiser!

Bald zeigte es sich auch überall in den Straßen, daß die Ankunft des Kaisers erwartet werde.

Die Gassen und Straßen gewannen nach und nach ein immer schöneres Aussehen. Alles schmückte sich zum Empfange des Kaisers. Riesengroße Pfähle wuchsen über Nacht aus der Erde. Tags darauf wechselten sie ihre primitive Holzfarbe mit grüner, blauer und rother, mit welcher sie angestrichen wurden Jeden Tag gewahrte das Auge ein neues Wunder. Heute sah man vor der Stadt ein großes Holzgerüst mit vielen Zinnen und Thürmen Einen Tag später erschien dasselbe gehüllt in Reisigschmuck mit Blumengewinden als Triumphthor.

Indessen bekleideten sich auch die Riesenpfähle mit flatternden Fahnen, weißrothen, schwarzgelben und blauweißen Nationalfahnen, die vom Winde bewegt, ein prächtige Farbenspiel dem Auge boten. Umrauscht von den in der Luft flatternden Fahnen, wandelten die Menschen in langen Reihen, festlich geschmückt, mitten unter ihnen einsam vor sich hin auch das arme Schneiderlein, das von den rauschenden Fahnen sich wie von Engelsflügeln angeweht fühlte. Er träumte stille vor sich hin und ihm war es, als stehe er schon vor dem Kaiser und fast ohne es zu ahnen, fing er beinahe laut an, den Segensspruch vor sich hinzusagen.

Einige Tage später war es ihm auch vergönnt, dem Kaiser ins Antlitz zu schauen. Da stand er eingekeilt mitten unter tausenden von Menschen die bis zu dem in duftigem Blüthenschmucke prangenden Triumphthore in zwei langen, unabsehbaren Reihen Spalier bildeten. Da standen auch die verschiedenen zum Empfange des Kaisers bereits erschienenen Deputationen. Voran die Geistlichen in goldstrotzenden Kirchengewändern mit blitzenden Monstranzen in Händen; dann der Generalität mit buschigen Federhüten, klirrenden Degen und funkelnder Galauniform, dann die hohen Würdenträger in ihren mit Diamanten besäeten Nationaltrachten — darauf die Vertretungen der Landesbevölkerung in den buntesten Kostümen; weiter hinauf einige Kompagnien

Soldaten, berittene und unberittene, alle blank, in voller Paradeuniform mit ihren Musikbanden an der Spitze; auch fehlte es nicht an mehreren jüdischen Deputationen, bestehend aus den Rabbinern und Vorstehern, in ihren Atlaskaftanen und Zobelmützen — und mitten durch dieses lebendige farbenprächtige Bild schlängelt sich wie eine lichte Taubenschaar eine Gruppe von thaufrischen Mädchen, lauter auserlesene Schönheiten in blüthenweißen Kleidern mit niedlichen Blumenkörbchen in den Händen, lauschend standen sie alle da, die Ankunft des Kaisers erwartend. Horch, da erdröhnten auf einmal Böllerschüsse durch die Luft und zu gleicher Zeit ertönten sämmtliche Kirchthurmglocken, die mit ihren ehernen Zungen die Ankunft des Kaisers verkündeten. Da gerieth auf einmal die tausendköpfige Menschenmenge in eine brausende Bewegung, aus brechend in den Jubelruf: „Vivat! Hoch lebe unser Kasier!“ während mitten hinein die Musikbande die feierliche Volkshymne intonirte . . . und schon rollte unter den zunehmenden Jubelrufen Wagen auf Wagen heran, eine Reihe von glänzenden Karossen, deren Insassen mit Gold und Diamanten überladen waren. und in einem jener prächtigen, mit sechs Schimmeln bespannten Galawagen, befand sich der Kaiser, der sein mildfreundliches Gesicht frei der Menge zuwendet, fort und fort mit der Hand salutirend — und stürmischer noch erbrauste der tausendstimmige Vivatruf. Das mitten in der Menge eingezwängte Schneiderlein schmetterte wie eine Trompete die hellsten Vivatrufe in die Luft, daß es vor Schreien ganz krebsroth im Gesichte wurde, denn es wollte mit seiner Stimme alle anderen übertönen, damit es sich in den Augen des Kaisers bemerkbar mache. Wirklich glaubte es ganz deutlich gesehen zu haben, daß der Kaiser ihm gnädig zulächelte und ihm mit der Hand einen Separatgruß zuwinkte, wie wenn er sagen würde: „Ich habe Dich bemerkt, Schneiderlein, Du scheinst mir ein braver Unterthan!“

Den ganzen Tag war das Schneiderlein von der Nähe des Kaisers nicht fortzubringen. Unermüdlich stand er aufgepflanzt vor der Wohnung des Kaisers und schrie

fort und fort, daß ihm die Adern anschwollen: „Hoch lebe unser Kaiser, Vivat!“ — Fuhr der Kaiser aus, dann lief er wie besessen vor, hinter und neben dem Wagen her und donnerte: „Vivat! Vivat!“ daß der Kaiser sich wirklich einmal mit einem wohlwollenden Lächeln vorbog, um sich dies possierliche Männlein anzusehen. Das erfüllte das Schneiderlein mit einer wahren Trunkenheit. Einmal mußte man ihn gewaltsam fortreißen, denn er war nahe daran von den Pferden, denen er voranlief, zertreten zu werden.

In einer der Nachmittagsstunden desselben Tages sollte der Kaiser, laut Programm, die Kaserne besuchen. Das Schneiderlein, das über alle Besuchsorte des Kaisers früher unterrichtet war, stand stundenlang, wie eine Schildwache, hart vor der Kaserne aufgepflanzt und erwartete den Kaiser mit der Mütze in der einen Hand und dem Bittgesuch in der andern, denn er wollte in diesem, bevor er vom Kaiser in Audienz empfangen würde, ihm seine Angelegenheit früher klar legen. Heftig begann ihm das Herz gegen die Rippen zu schlagen und die Schläfen zu pochen und zu hämmern als auf einmal ein vielstimmiger Vivatruf laut wurde, was ihm als Beweis diente, daß der Kaiser bereits auf dem Wege zur Kaserne sei. Fester, beinahe krampfhaft, schloß er das Bittgesuch in seiner Hand, denn es galt ja, dieses dem Kaiser in den Wagen hineinzuwerfen, in einer Weise, daß er auf dasselbe aufmerksam werde. — Und richtig als der kaiserliche Wagen vorbeirollte, da zielte das Schneiderlein flink und schnurgrad flog es dem Kaiser mitten ins Gesicht. Das Schneiderlein sah wie durch einen Flor, daß der Kaiser sich nach ihm umsah und ihn dann freundlich mit der Hand zu sich winkte. Hastig und keuchend fing er an mit beiden Armen sich mitten durch die Menge Bahn zu brechen, aber da ward ihm die Mühe bald erspart, denn zwei Boten des Kaisers nahmen ihn in ihre Mitte und führten ihn mit sich fort.

Das Schneiderlein ahnte es nicht einmal in seiner Verblendung, daß er statt des Bittgesuches, dem Kaiser seine Mütze in den Wagen geworfen, die mit ihrem ledernen Schirm schier das Gesicht des Kaisers verwundet — er sah es nicht in seiner Verblendung, daß der Kaiser bei diesem

Anprall zusammenfuhr und unwillkürlich die Hand emporhob, um sich das Gesicht zu schützen — er sah vielmehr, daß der Kaiser ihm freundlich zulächelte und ihm mit der Hand andeutete, näher zu treten. Die beiden Wachleute sah er an als die Boten des Kaisers, der es gemerkt, wie schwer es ihm fällt, mitten durch die Menge vorzudringen, und sie daher zu ihm geschickt, daß sie ihn in Sicherheit bringen, und zur Audienz geleiten.

„Wird mich der Kaiser bald empfangen?“ fragte das verblendete Schneiderlein seine Begleiter.

„Ganz natürlich!“ erwiderten sie lachend, indem einer von ihnen mit einem Schlüssel eine Thüre öffnete und ihn in einen dunklen Raum hineinschob mit den Worten: „Harre nur in Geduld aus, bis man Dich vorruft!“

„Bis man mich vorruft!“ wiederholte das Schneiderlein freudig vor sich, das jetzt allein in dem dunkeln, abgeschlossenen Raum zurückgeblieben. „Also jetzt heißt es sich vorbereiten, bevor ich gerufen werde!“ und dabei machte er eine tiefe Verbeugung, daß er mit der Stirne fast den Boden berührte, als stünde er schon vor dem Kaiser, und rezitirte mit lauter klingender Stimme den Segensspruch. Inzwischen aber verrann Minute auf Minute. „Das beste wäre,“ sagte sich das Schneiderlein, „ich ruhe ein bischen aus“, und dabei streckte er sich auf die Bank hin, die er dort gewahrte. Gewaltsam wehrte er den Schlaf ab, der sich ihm auf die Augenlider senkte, denn er könnte ja jeden Augenblick zum Kaiser gerufen werden. — Ja, sie haben ihm gewaltsam den einzigen Sohn unter die Soldaten gesteckt, die bösen Menschen. Da wird es vor ihm lebendig — Mitten in der Nacht hauten sie mit Kolben ihm die Thüre ein und reißen ihm den einzigen Sohn aus dem Bette. Was er bittet und flehet, die hartherzigen Menschen sind taub gegen sein Jammern und Bitten. Gut, da sollen sie es aber erfahren, was es heißt, mit dem Schneiderlein anbinden! Er spitzt sich die Feder und schreibt dem Kaiser ein Brieflein, ein feines, rührendes Brieflein. Und was erfolgt als Antwort? Der Kaiser meldet plötzlich seine Ankunft an. Niemand weiß warum, aber ihm ist es kein Geheimniß, der Kaiser

kommt, ihm Recht zu schaffen. Und richtig, er kommt auch, der gute Kaiser. Tausend bunte Fahnen flattern in der Luft, es wogt ein Wald von Bajonetten, vor der Stadt prangt ein Triumphthor in Licht und Blumen, es schmettern Fanfaren von allen Seiten, es donnern Böllerschüsse, jauchzende Vivatrufe erschüttern die Luft, und jetzt rollt es heran, Wagen auf Wagen und es blitzt und funkelt darin von Gold und Diamanten, aber mehr als in allen anderen leuchtet es wie eine wahre Sonne in einem sechsspännigen Prachtwagen — aha, da kommt der Kaiser selber herangefahren! Merkwürdig, wie er ihn aber aus tausenden Menschen herauserkannt, ihn, das arme Schneiderlein, und jetzt gar winkt er ihn freundlich zu sich:

„Nicht wahr, Du bist das Schneiderlein?“

„Ja, großer, allergnädigster Kaiser!“

„Und Du willst, daß ich Dir Recht verschaffe?“

„Gelobt seist Du, Gott, der Du —“ das Schneiderlein will schon den Segen über ihn sprechen, aber der Kaiser unterbricht ihn freundlich:

„Später höre ich Dich ruhig an und Du sollst Dein Recht haben; inzwischen schicke ich Dich mit meinen Boten in ein Zimmer, von wo man Dich bald abholen wird, um Dich zu mir zu bringen, denn ich muß diese Leute früher abfertigen.“ — Und horch, schon kommen sie um ihn, die kaiserlichen Boten, es knarrt ein Schlüssel in der Thür, die sich zur Hälfte öffnet, daß eine Handbreite goldenes Licht hineinströmt, und da ruft ihm der kaiserliche Bote laut in die Ohren, daß es wie eine lustige Trompete klingt:

„He, Schneiderlein, so mach Dich wieder auf!“

„Sofort!“ und das Schneiderlein sprang mit beiden Füßen auf den Boden, und siehe, es war kein Traum, denn da steht ja der Bote des Kaisers vor ihm und ruft ihm noch immer zu: „He Schneiderlein, so mach Dich doch auf!“

„Sofort“, wiederholte das Schneiderlein. „Kommst Du jetzt vom Kaiser, um mich zu rufen?“

Der Mann sah ihn eine Weile mit einem höhnischen Kopfnicken an.

„Ja,“ lachte er endlich, „so lauf nur rasch zum Kaiser, denn er erwartet Dich!“

Der Arme ahnte nicht einmal, daß inzwischen eine Nacht verflossen war und daß man ihm jetzt wieder die Freiheit gegeben, weil der Kaiser bereits die Stadt verlassen hat, und nicht mehr zu befürchten war, daß er den Kaiser behelligen werde.

Das Schneiderlein, ganz von seinem Wahne beherrscht, stürzte pfeilschnell auf die Gasse hinaus.

„Wohin?“ fragten ihn einige Vorübergehende.

„Zum Kaiser, zum Kaiser, er läßt mich rufen!“

Bald lief ihm die Menge in hellen Schaaren nach. — Ein neuer Verrückter, das giebt ein lustiges Spektakel.

„Platz machen, das Schneiderlein läuft zum Kaiser!“ johlte es hinter ihm her.

Beim Hause, wo der Kaiser früher wohnte, drängte er keuchend und athemlos vor.

„Wohin?“ fragten ihn die Hausleute

„Zum Kaiser, zum Kaiser, er läßt mich rufen!“ und vorwärts stürmt er mit keuchender und gepreßter Brust.

Die Einwohner verwehrten ihm den Eintritt:

„Fort mit Dir, Verrückter!“

Das Schneiderlein hieb nach rechts und links und bahnte sich mit gehobenen Fäusten den Weg, wie er meinte, zum Kaiser, der ihn erwartet.

Wieder wurde das Schneiderlein festgenommen und ins Gefängniß geworfen.

Nach zwei Tagen gab man ihm die Freiheit wieder, aber die Gassenjugend hatte jetzt ihre Freude an ihm denn innerhalb dieser zwei Tage war in ihm der Wahnsinn zur vollen Blüthe gereift.

„Zum Kaiser, ich gehe zum Kaiser!“ das war jetzt das einzige, was man von ihm hörte und vor jedem, den er sah, machte er eine tiefe Verbeugung und sag'e laut den Segensspruch her, denn jeder war in seinen Augen der Kaiser, der ihn zu sich rufen läßt.

* * *

Zwanzig Jahre sind seither verflossen. Vieles um das arme Schneiderlein hat sich verändert: sein Weib starb vor Gram und Noth, sein Ahrele hat schon lange ausgedient und sitzt nun wieder mit seinem Weibe beim Nähtischchen, auch die Vorsteher, die sein Unglück verschuldet, stehen schon lange vor dem allerhöchsten Richter — an ihm jedoch zieht alles spurlos vorüber. Er weiß nichts von dem Tode seines Weibes, nichts von den geänderten Verhältnissen. In ihm steht die Zeit still, er geht noch immer zum Kaiser, der ihn zu sich rufen läßt — der Zeiger seines geistigen Uhrwerkes steht immerfort auf derselben Stelle und zeigt dieselbe Stunde und dieselbe Minute an, wie vor zwanzig Jahren.



Zwei Nachbarn.

„O möge schon die Zeit kommen, daß die Tugendhaften frohlocken und die Rechtschaffenen sich aufrichten, daß die Heuchelei verstumme, das Böse wie Dunst sich verliere und die Herrschaft der Gewalt von der Erde verschwinde!“

Jahrtausende schon senden Millionen Menschen in allen Synagogen der Welt an jedem Neujahrsfest und Versöhnungstag dieses heiße Gebet zu Gott hinauf . . .

So oft mir dieses Gebet über die Lippen kommt, beschleicht mich ein tiefes, unnennbares Weh, besonders seit jener Zeit, daß ich mich in der Welt umgesehen, in der Heuchelei und Gewaltthätigkeit herrschen und Tugend und Rechtschaffenheit mit Füßen getreten werden . . .

Schon in meiner Kindheit war es mir nicht erspart, diese traurige Wahrnehmung zu machen und wie jetzt die Worte dieses Gebetes aus meinem Gebetbuche gleich schwarzen Flammen zu mir emporschlagen, erwacht in mir auf einmal ein Bild aus meiner Kindheit und stellt sich mir lebendig vor die Seele hin . . .

In demselben Hause, wo einst meine Eltern wohnten, wohnten noch zwei Nachbarn, die verschieden in ihrer Art waren und noch verschiedener in ihrem Lebensschicksale. Den Namen des Einen sprachen die Leute mit großer Ehrerbietung aus: Reb Sender Breitstolz. Er war ein Mann von breiter, großmächtiger Gestalt, mit einem fleischigen Nacken und einen vollen, von Gesundheit strotzenden Gesichte, das in einem langen, rothen Bart auslief, der ihm breit die Brust herunterfloß. Er nahm mit seiner nicht großen Familie einen ganzen Flügel des Hauses ein, eine Flucht von mehreren, räumigen Zimmern, die von Ueberfluß und Reichthum strotzten. Den andern Nachbarn nannten die

Leute schlechtweg Jakele Krämer, es war ein kleines, gebücktes und entmarktes Männlein, dem der Kopf wie eine schwere Last sich tief auf die Brust senkte, denn dieser war auch immer mit einer Zentnerlast beladen — mit der Sorge ums tägliche Brot. Er nahm mit seiner Familie, die aus seiner Frau und vier Kindern bestand, von denen das jüngste, — ein zehnjähriges Mädchen — an einem Herzfehler litt, ein kleines Hofstübchen ein, das in der Nähe des Abgusses lag und daher mit üblen Dünsten immer geschwängert war, welche auf den dünnen Wänden wie schwere Schweißtropfen hervortraten. Es war so recht ein Winkel für die Armuth, wo sie in ihrer gräßlichsten Nacktheit sich zeigen konnte . . .

Diese beiden Nachbarn hatten einen entgegengesetzten Lebensweg zurückgelegt: der eine von der Höhe in den tiefen Abgrund und der zweite vom Abgrund hoch in die Höhe hinauf . . .

Der jetzige Reb Sender Breitstolz war vor vielen Jahren aus fremder Gegend als hergelaufener Junge in die Stadt gekommen, er besaß gar keine Fähigkeiten, dafür aber zwei schätzenswerthe Eigenschaften, die ihm große Dienste leisteten, nämlich Heuchelei und Verschmitztheit. Katzenartig schlich er sich in eine damals sehr reiche jüdische Familie ein, die er nach und nach wie in ein Netz einzuspinnen wußte. Anfangs ließ er sich zu niedrigen, untergeordneten Diensten verwenden, allmählich jedoch erschlich er sich durch glatte Reden derart sein Vertrauen seines Herrn, daß er durch ihn hin und wieder kleinere und größere Geschäfte besorgen ließ, so gelang es ihm immer mehr, sich wie eine Motte in das Innere des Hauses hineinzuwühlen, bis der arme Verblendete auf einmal vor einem Abgrunde stand, aus dem nicht mehr zu entrinnen war. Indeß aber sein Brotgeber immer magerer und verarmter wurde, sog Breitstolz sich wie ein Blutegel mit seinem Vermögen voll, bis er ihm den letzten Blutstropfen entpreßte, worauf er ihn, wie eine ausgedrückte Citrone von sich fortwarf. Jetzt ging er daran, sich sein eigenes Haus zu gründen. Aus einer fremden Stadt heirathete er eine Frau, die eine sehr trübe und dunkle Ver-

gangenheit hatte, dafür aber ihm eine schöne Mitgift mit in die Ehe brachte. Mit dem beiderseitigen Vermögen gründete sich dieses saubere Pärchen ein Geschäft, das ihrer würdig war, nähmlich Darleihen auf Wochengelder gegen hohe Wucherzinsen. Das war rentabel. Mit jedem Jahre verdoppelte sich das Vermögen, freilich klebte an jedem Kreuzer Blut und Schweiße der Armen, aber es fehlte ihnen nicht an Mitteln der Gemeinde Sand in die Augen zu streuen. Durch allerhand Blendwerke nähmlich gelang es ihnen, sich überall als Wohlthäter bemerkbar zu machen. In der Synagoge glänzte ihr Namen vor der heiligen Lade auf einem breiten Sammtvorhang, den sie für das Gotteshaus gespendet hatten. In dem jüdischen Spitale paradirten wieder ihre Namen mit funkelnden Lettern auf einer Gedenktafel, für einen großen Betrag, den sie demselben zugewendet. Auch am Friedhof war ihr Name am Hauptthore zu lesen für die Einfriedigungsmauer, die sie aus eigenen Mitteln beschaffen ließen. Kurz, überall rissen sie die Augen mit ihren Wohlthaten auf. Aber auch diese Wohlthaten trugen reiche Wucherzinsen. Reb Sender nämlich wurde dafür mit allen Ehrenämtern der Gemeinde betraut; mit der Eintreibung der Gemeindesteuern, mit der Verwesung der Synagogen, der Oberaufsicht über die Wohlthätigkeitsanstalten und der Verwaltung des Gemeindefonds — und ein Mann von Talent, wie Reb Sender, wußte die vielen Summen so zu verwalten, daß seine breite und unersättliche Tasche dabei nicht leer ausging. Reb Sender nachkontroliren — wer wird es wagen? da sprang freilich hin und wieder so ein Stadtscheigez heraus, der auf die großen Lücken in der Gemeindekasse hinwies; aber nur ein Stadtscheigez eben kann die Stirne haben, einen Reb Sender zu verdächtigen, einen Reb Sender, der im Spital und am Friedhof durch seine frommen Werke sich verewigt hatte. Ueberdieß fütterte er jeden Sabbath zu der dritten Mahlzeit bei sich einen großen Haufen von Klausnern und Stadtschreiern ab, denen er fromme Erklärungen über den Wochenabschnitt der Bibel vorpredigte, nach welchen sie sich die Finger schleckten, denn thatsächlich waren die Fische und der Braten, die er ihnen als Hörerlohn bot, gar nicht

übel, schon ganz besonders der Schnaps! Wer kann da von einem Reb Sender Schlechtes glauben? Und sei es auch, daß einige Hausirer und Krämer gegen ihn laute Anklage erhoben, er sauge ihnen wie ein Vampyr den letzten Bluttropfen aus — Reb Sender bleibt doch Reb Sender! Und hat denn das gemeine Volk nicht auch „Mosche Rebbenu“ steinigen wollen? Und der liebe Gott kann er's denn allen Menschen recht thun? Sollen sie nur Galle speien soviel ihnen lieb ist; Reb Sender bleibt doch der theure, fromme Jüd', und dabei ein Kopf, ein wahrer Ministerkopf!

Ein ganz anderen Lebenslauf hatte der zweite Nachbar, nämlich Jakele Krämer, hinter sich. Er und seine Frau, die einer sehr reichen und vornehmen Familie entstammte, sahen in früheren Zeiten schönere und bessere Tage. Sie waren reich und genossen allgemeine Achtung. Gut und edel von Natur übten sie die Wohlthätigkeit ohne jeden Nebenzweck, nur aus reiner Menschenliebe. Sie gaben unverdrossen jedem, der nur die Hand zu ihnen ausstreckte, und deshalb streckten auch alle Leute der Stadt ihnen die Hände entgegen. — Sie sättigten jeden Hungrigen bei sich zu Hause, weshalb alle Hungrigen und Nichthungrigen der Stadt sich bei ihnen zu Tische luden. — Sie konnten kein nothleidendes Gesicht sehen, ohne zu helfen, und deshalb zeigten sich ihnen auf Schritt und Tritt lauter nothleidende Gesichter. — Sie hatten nie das Herz, Einen, der ihnen die Schuld nicht bezahlte, strafgerichtlich zu verfolgen und deshalb zogen alle ihre Gläubiger es vor, ihnen die Schulden nicht zu bezahlen. Unter solchen Umständen war es natürlich, daß ihr großes Vermögen sich bald erschöpfte und daß sie nach kaum einigen Jahren ganz verarmt und mittellos zurückgeblieben waren. In gleicher Weise wird es jeder, der das Leben kennt, natürlich und selbstverständlich finden, daß, nachdem diese braven und guten Leute nichts mehr bieten konnten, alle Freunde auseinanderstoben, wie die Mücken, die die Sonnenstrahlen umtanzen, ja, alle die sich früher bei ihrem Tische gütlich gethan hatten, verhöhnten sie jetzt. Niemand wollte sie mehr kennen, Niemand von ihnen wissen. Sie lernten jetzt die Noth und die Armuth kennen. Sie mußten nunmehr mit

einem kleinen Hofstübchen vorliebnehmen, welches sie mit ihren vier Kindern theilten, von denen eines — das jüngste — an einem Herzfehler erkrankte. Die kleine Krämerei, die sie führten, warf ihnen kaum das trockene Stückchen Brot ab. Möglich wohl, daß sie ihr ärmliches und kärgliches Auskommen dabei gefunden hätten, aber jeder schwererworbene Kreuzer wurde von den hohen Wucherzinsen verschlungen, die sie für einen geliehenen Betrag jede Woche an Reb Sender Breitstolz auszahlten. Schon länger als zehn Jahre trugen sie Woche um Woche den letzten Pfennig zu ihm hinauf, so daß sie allein an Zinsen ihm schon mehr als hundertmal das Capital beglichen hatten. — Aber seit einigen Wochen, seit ihnen das Kind so schwer erkrankt war, waren sie nicht mehr im Stande die Wochenraten zu bezahlen, weil sie doch für die letzten Sparpfennige eine wichtigere Verwendung hatten — sich das kranke Kind zu retten. Jener jedoch, den sie Reb Sender nannten, wollte davon nicht wissen. Was kümmere ihn — wetterte er — ihr krankes Kind? Er müsse ein für alle mal bis zu Heller und Pfennig sein Geld zurück haben, sonst werde er schon wissen wie es einzutreiben! Und doch war Reb Sender just in diesem Monate grauenhaft fromm und gottesfürchtig, denn es war gerade im Monate Elul, den man den Monat der Buße nennt, und heute gar erreichte seine Gottesfurcht ihren Höhepunkt, denn es war der Rüsttag des Versöhnungstages. In der Synagoge konnte man ihn heute ganz zerknirscht auf einem Bündel Stroh ausgestreckt liegen sehen, auf dem er sich, nach altfrommem Brauche, vom Synagogendiener neununddreißig Hiebe aufzählen ließ. —

Doch was hat da eines zum andern? Was zu Gott, ist zu Gott, und was zu Leut', ist zu Leut'!

Was zu Leut' ist zu Leut' — Reb Sender sitzt, umgeben von seiner Familie, bei der vollbesetzten Tafel mit aufgeknöpften Hosen und gelockertem Halskragen, denn er verproviantirt sich für die ganze Nacht und den ganzen morgigen Tag, an welchem er keinen Bissen zu sich nehmen wird, mit Speis' und Trank, daß er schier berstet, und der überfüllte Magen in Grunztönen sich jedesmal Luft macht. Jetzt geht

es an das Nachtischgebet und um sich für eine hochernste Stimmung vorzubereiten, befiehlt er seiner Frau mit einem schweren Seufzer und einer weinerlichen Stimme: „Elkele, mein Weib, schütt' mir noch ein Glas Wein ein!“ Und Elkele schüttet den Becher voll, den der fromme Reb Sender mit großer Andacht bis auf den letzten Tropfen leert, worauf er das Nachtischgebet zu verrichten anfängt. Das war ein Erbarmen zu sehen, was für Grimassen der Arme schnitt und wie er sein Gesicht wie ein Krapfen in tausend Falten legte, um nur eine Thräne herauszubringen. Es ist doch ein wahrer Skandal, beim Nachtischgebet vor „Kol Nidre“ nicht eine Thräne zu vergießen. Aber es ist wie verhext — eine reine Dürre, es will sich nicht weinen! Der Arme mußte sich damit begnügen, mit beiden Händen das Gesicht zu verhüllen und das Nachtischgebet mit lauter jämmerlicher Stimme vor sich hinzublöken.

Nach dem Tischgebet setzte Reb Sender die Jomkippurkappe auf und zog den weißen Kittel mit dem goldenen Kragen an, über den er den rothen Bart auf der Brust weit auseinander machte, so daß er aussah wie ein Generalmajor von einem russischen Kosakenregiment. Jetzt trat auch vor ihn sein Weib Elkele, geschmückt für den heiligen Tag. Zwei blitzende Brillantenboutons an den Ohren, auf dem Kopfe eine breite Stirnbinde und mehrere Schnüre Perlen von ungewöhnlicher Größe um den Hals. Thränen sind es, die sich in Perlen gewandelt haben, Thränen von vielen Armen, Wittwen und Waisen, die Reb Sender, ihr Mann, wie mit einer Schraube zusammengekrämpft, daß sie aus gepreßter Brust keuchten, doch was schadet das Alles, meinte Frau Elkele, mehr Thränen, mehr Perlen. — Und wirklich bekamen die Stirnbänder und die Perlschnüre von Feiertag zu Feiertag einen immer größeren Zuwachs an schönen, runden Perlen, denn auch Reb Sender, ihr Mann, sagte gleich ihr: „was schadet das Alles?“

Nicht ohne ein Gefühl der innern Selbstzufriedenheit, legte Reb Sender seine beiden festen Hände auf die gesenkten Häupter seiner Kinder, um sie vor dem Herannahen der feierlichen

Stunde zu segnen. Und wer soll denn segnen, wenn nicht er? Hat Gott viele Juden in der Stadt, die, wie er, ihn zu Ehren bringen? Ganz gewiß wird, der dort oben sitzt, den Segen seines Vertrauensmannes sofort eskomptiren.

In demselben Hause, in dem engen, dunstigen Hofstübchen, in der Nähe des Abgusses, sitzt auch Jakele mit seiner Familie um den Tisch, vor dem Bette des kranken Kindes. Wahrhaftig, sie brauchten sich nicht erst zu nöthigen um ein paar Thränen zu vergießen, denn diese quollen und rannen ihnen so reich und so voll aus dem Herzen, daß das Schüsselchen mit magerer Suppe, das vor einem jeden zu sehen war, sich immer mehr mit Fettaugen füllte. Jakele's Weib trägt keine Brillantohrgehänge, keine Stirnbänder und keine Perlenschnüre, sondern ein verblaßtes Seidentuch um den Kopf gewickelt. Sie war so bleich und mager, daß man jedes Aederchen in ihrem Gesicht zählen konnte. Jakele blökte nicht mit lauter weinerlicher Stimme das Nachtischgebet, sondern schluchzte es still in sich hinein und suchte vielmehr die Thränen vor dem kranken Kinde zu verbergen, daß diese ihm wie Nadelspitzen im Halse stachen. Die arme Mutter drückte ihr Gesicht an das ihres Kindes, das sich feucht anfühlte, denn auch dem kranken Kinde quollen die Thränen aus den halberloschenen Augen. Auch Jakele legte, wie Reb Sender, seinen Kittel an, doch nicht wie jener, mit einem stolzen, goldenen Kragen, sondern ein wahres Todtenhemd, jenes Schlafgewand, das er einst anziehen wird, wenn man ihn zur ewigen Ruhe bettet, und ach, er möchte schon jetzt schlafen gehen, denn er ist so todtmüde. — Ihm fällt es nicht ein, seine Kinder zu segnen, denn was kann der Segen eines Mannes von Werth sein, den Gott mit seinem Fluche beladen? Aber alle — Eltern und Kinder — beugten sich über das blaße, kranke Mädchen, so daß sie sich alle mit den Köpfen berührten, und lagen sich dann minutenlang schluchzend in den Armen — sie verstanden einander. Endlich wandte sich Jakele rasch ab, griff nach Talis und Gebetbuch und verließ, ohne ein Wort zu sagen, das Haus. Er vermochte nicht länger zu bleiben, er fühlte, daß das Herz sich ihm krampfhaft zusammenzieht.

Am Ausgange des Hauses trafen beide Nachbarn zusammen. Reb Sender schritt breit vor sich hin, mit der feisten Hand sich behaglich den Bart glättend, während der Synagogendiener hinter ihm das große, schwere Gebetbuch und den blinkend neuen Bettalar ihm nachtrug. Jakele hingegen ging mit gesenktem Haupte und beim Anblicke des reichen Mannes drückte er sich an die Wand, um ihm mehr Platz zu machen. Einige Schritte ging so Reb Sender, ohne sich umzusehen. Endlich machte er eine Handbewegung, wie wenn er einen kühnen Entschluß gefaßt hätte. Er wandte sich rasch um, ging einige Schritte zurück und reichte mit dem üblichen Segensspruche „Gemar tow (guten Erfolg)!“ Jakele seine Rechte hin, die der Arme kaum mit den Fingerspitzen zu berühren wagte. Darauf ging Reb Sender weiter, indem er selbst zufrieden den Blick zum flammenrothen Abendhimmel emporhob, wie wenn er sich überzeugen wollte, ob Gott es gesehen, wie weit er sich seinetwegen jetzt vergeben habe. —

Jakele verlangsamte unterdessen seine Schritte, und den Kopf noch tiefer gebückt, überdachte er das soeben Geschehene Wer weiß — tauchte ein leichter Schimmer der Hoffnung in seinem Herzen auf — wer weiß, vielleicht hat ihm Gott das Herz erweicht, so daß er mich wegen des Wochengeldes nicht mehr verfolgen wird. Gott, der die Nieren prüft, weiß es ja, daß ich mir vom Munde den letzten Bissen abgespart hätte, um meine Schuld zu bezahlen, aber kann es denn sein Wille sein, daß ich mein armes, krankes Kind ohne jede Rettung verschmachten und sterben lasse? Und er hat ja soviel dieser Reb Sender, daß er mit seiner Frau und seinen Kindern schier im Ueberfluß ersäuft!

Indeß langten beide in der von unzähligen gelben Wachslichtern beleuchteten Synagoge an, die von einer tausendköpfigen Menschenmenge überfüllt war, alle barfüßig und mit dem Todtenhemd bekleidet. Beim Anblicke des Gemeindevorstehers drängte die Menge zusammen, und während er vom Synagogendiener begleitet die Reihen vorüberschritt, streckten sich ihm unzählige Hände mit lauten Segnungen entgegen. Auf seinem Sitze in der Frontseite angelangt,

nahm ihm der Synagogendiener die „Raswulki“ [1]) ab, so daß er in der silbernen Jomkippurkappe und in dem Kittel mit dem goldenen Kragen stehen blieb. „Ein Jüd wie ein Malach[2]) flüsterten sich die Frauen in der „Weiberschul“ zu.

Jakele blieb unterdessen bei der Thür der Synagoge stehen, ohne weiter einen Schritt zu wagen. — Er kannte seinen Platz — der Arme.

Bereits stand der Vorbeter umgeben von seinen „Unterhelfern“ beim Altare und jetzt wurde der große Sammetvorhang von der heiligen Lade weggeschoben, aus der drei Thorarollen ausgehoben wurden, von welchen die erste Reb Sender und die beiden andern zwei andere Vorsteher erhielten. Darauf begann der Vorbeter mit jener feierlichen und uralten Melodie das „Kol Nidre“-Gebet.

Wie auf Sturmesflügeln erhoben sich die Herzen der vielen Beter zu Gott und tausend Stimmen brachen sich an der Wölbung der Synagoge. — Ach, was haben sie nicht Alles von dem lieben Gott heute zu erflehen die vielen zerknirschten und reuigen Menschenkinder!

Auch Reb Sender senkte den Talis mit der großen silbernen Krone tief über den Kopf und begann mit dem lieben Gott ein ernstes Wort zu sprechen. Auch die verstockten Thränen stellten sich diesmal reichlich ein, denn jetzt heißt es, Alles, was ihm auf dem Herzen ist, in rührender Weise dem lieben Gott vortragen und er hatte viel von ihm zu erflehen: daß die Wochengelder, die er unter die vielen Armen verliehen, pünktlich samt Zinsen jede Woche eingehen, — daß dieses Jahr kein einziger Ausfall sich neigen, — daß die eingeklagten Wechsel ihm die ausstehenden Gelder wieder zurückbringen, — daß die strafgerichtliche Untersuchung, die gegen ihn eingeleitet ist, sich günstig für ihn abwickle, freilich hatte er schon das Nöthige angewendet, aber was frommt alles menschliche Sinnen und Handeln, wenn Gott nicht mithilft? . . . Daß der Stadtscheigez [3]), der ihm überall ein Bein stellt, ein für allemal von der Erde verschwinde, —

[1]) Die Oberhülle. [2]) Wie ein Engel. [3]) Einer, der die öffentlichen Angelegenheiten überwacht.

daß Gott die Gemeinde, wie bis jetzt auch weiter in Blindheit erhalte, damit sie es nicht sehe, wie er ihr in frommer Demuth das Fell über die Ohren zieht, — daß er mit seinem Weibe und seinen Kindern in allem Guten ältere, und endlich, daß der liebe Gott es so führe, daß er bald die Fleischpacht erstehen soll, denn wer weiß noch so gut, wie der allwissende Vater im Himmel, wie man bei diesem Geschäfte den lieben Leuten die Kehle zusammenschnüren kann, daß sie braun und blau werden. Mit ganz besonderem Nachdrucke legte er dem lieben Gott die Sache der Fleischpacht an's Herz, so daß er beim Bußgebet gar nicht sparte, sich jedesmal mit kräftiger Faust an die Brust zu schlagen . . .

Auch Jakele stand den Talis über dem Kopf mit dem Gesichte zur Wand und flehte zu Gott, aber seine Wünsche waren viel, viel bescheidener, als die des Gemeindevorstehers. Er flehte, daß Gott seine Mühe und Arbeit segne, und daß er ihm das tägliche **Brot** verdienen lasse in Ehren, ohne Schmach und Erniedrigung, — daß Gott von seinem lichten Ganeden[4]) das Heil für sein krankes Kind schicke — daß ihm der liebe Gott das Joch des Lebens ein bischen leichter mache, denn es sei ja gar nicht mehr zu ertragen, — daß er alle jene, die gegen ihn hart sind, zur Milde und Barmherzigkeit stimme, denn er ist ja ein Gott der Milde und Versöhnung, der dem Armen immer beisteht, die Wankenden und Muthlosen nicht sinken läßt und die Thränen der Unglücklichen zählt! . . .

Den ganzen Abend und den darauf folgenden Tag wurden sie nicht müde zu Gott zu flehen und den Himmel mit Gebeten zu stürmen, und als gar am Versöhnungstage die Abendschatten sich zu verlängern anfingen und der Vorbeter das Neilagebet[5]) mit den feierlichen Worten eröffnete: „Thue weit Deine Thore auf, bevor sie sich schließen, und laß unser Gebet vor Dich kommen!“ da ergoß sich ein neuer Geist über die vom Fasten und Beten erschöpfte Gemeinde, die wie verjüngt und neugestärkt auf den Flügeln der Andacht zu Gott sich emporschwang. Reb Sender betete

[4]) Paradies. [5]) Schlußgebet.

nicht mehr, sondern brüllte wie ein Löwe, denn er wollte alle anderen mit seiner Stimme übertäuben, damit der Engel Gabriel, der Pförtner des Himmels, sein Gebet zuerst höre, heißt es ja, das Reich des Himmels sei wie das der Erde, und hier gilt es doch nur, mit gewaltiger Faust sich vorzudrängen und alle Schwächeren zu Boden zu schleudern, damit sie zurückbleiben und nicht gleichen Schritt halten können. Es gilt also vor Thorsperre mit allen Kräften vorwärts zu stürmen, weshalb Reb Sender, der Vorsteher, mit Aufgebot seiner ganzen Kraft zu Gott hinaufpolterte: „Der Tag schwindet, die Sonne geht unter, laß mich einziehen in Deine Thore!"

Jakele hingegen würgte die Thränen, daß er kaum hörbar vor dem lieben Gott seine Klage vernehmen ließ: „O, laß Deine Gnade über mir walten, laß mein heißes Gebet vor Dich kommen, denn das Herz ist mir wund und der Kopf wirr und krank!"

Und zu Ende ist das Gebet, verhallt der siebenmalige Ruf: „Der Ewige ist ein Gott!", auch der gedehnte Ton des Blasehornes ist soeben verklungen.

Ha! Wie das fluthet von allen Seiten hinauf zum Gemeindevorsteher, dem hundert Hände auf einmal sich mit dem jubelnden Segensrufe entgegenstrecken: „Möge Gott alle Ihre Gebete in Erfüllung gehen lassen!"

Begleitet von einer großen Schaar von Anhängern, begab sich Reb Sender, der sich den Talis um den verschwitzten Hals wickelte, nach Hause, wo bereits alle Räume von Licht überströmt und die Tische mit allem Guten bedeckt waren . . .

Während Elkele mit der breiten Stirnbinde und den herrlichen Perlenschnüren von allen Seiten die Segnungen ihrer Gäste entgegennahm, ging Reb Sender, der Gemeindevorsteher, die Hände auf dem Rücken verschränkt wohlgemuth im Zimmer auf und ab und sang einige Weisen der heiligen Gebete vor sich hin . . .

Ihm war so froh zu Muthe. — Gewiß hat Gott alle seine Gebete erhört. Das Herz sagte es ihm.

Auch Jakele und seine Frau kehrten von der Synagoge zurück in ihr kleines, dunstiges Hofstübchen, das Einem schon beim Eintritte den Athem beklomm und das diesmal düster und traurig von einem Zweikreuzerlichtchen beleuchtet war, das auf dem Tische vor dem Bette des kranken Kindes einen umheimlichen Lichtkreis um sich wob . . .

Das kranke Kind sah heute noch viel bleicher als gestern aus, die Augen schienen noch viel weiter und die Lippen viel dünner und zitternder . . .

„Herz, süßes, was ist Dir?“ fragte die Mutter mit bebender Stimme.

„Unser Reisele,“ meldete die ältere Schwester, die bei ihr auf dem Bette saß, „wollte den ganzen Tag keinen Bissen zu sich nehmen, sie wollte nur fasten, und das war ihr nicht auszureden!“ . . .

„Reisele, mein Herz, was hast Du gethan?!“ schrie die Mutter bestürzt, „will denn Gott, daß ein krankes Kind, wie Du, fasten soll?“

„Ich wollte mit Euch zu Gott beten,“ entschuldigte sich das Kind, dem die Augen sich mit Thränen füllten, „daß er ein bischen lieb zu uns sein soll, und daß er Euch, meine guten Eltern, nicht auch dieses Jahr soviel leiden lasse, wie das vorige!“

Die arme Mutter hielt es nicht länger in sich und brach in ein lautes Schluchzen aus, während Jakele krampfhaft sich in die Lippen biß, daß Bluttropfen hervorquollen . .

Ach, diesen Armen war es so schwer und trüb zu Muthe.

* *
*

Vier Tage später — es war just am Rüsttage des Hüttenfestes — wälzte sich eine jubelnde Menge die Straße entlang mit Reb Sender Breitstolz an der Spitze, dessen Gesicht heute ganz roth vor Freude war. — Er hat soeben die Fleischpacht erstanden! Die lustige Schaar begab sich zu Reb Sender, um sein Weib Elkele zu beglückwünschen und dem neuen Geschäfte zu Liebe sich bei ihm die Kehle zu befeuchten.

Das neue Jahr hat mit großem Glücke angefangen . .

Durch dasselbe Hausthor, durch welches die jauchzende Menge zu Reb Sender in die Wohnung einzog, drängten sich Gerichtsdiener hinaus, von welchen einer ein Federbett und einige Polster trug, der Andre mehrere alte Kleidungsstücke und einen Messingleuchter — das letzte Hab und Gut, das Reb Sender beim armen Reb Jakele pfänden ließ, für das Wochengeld, das er ihm nicht bezahlt hatte. Die Gerichtsdiener hatten diesmal beim Pfänden ein sehr leichtes Spiel, denn weder Jakele noch seine Frau setzten sich ihnen zur Wehr, ja, sie ließen Alles geschehen, ohne sich einmal umzusehen, weil ja die Unglücklichen beim kranken Kinde zu schaffen hatten, das in den letzten Zügen lag.

„O, möge schon die Zeit kommen, daß die Tugendhaften frohlocken und die Rechtschaffenen sich aufrichten, daß die Heuchelei verstumme, das Böse wie Dunst sich verliere und die Herrschaft der Gewalt von der Erde verschwinde!"

Dieses große, feierliche Gebet ringt in allen Synagogen der Welt an jedem Neujahrsfest und Versöhnungstag sich aus Millionen Herzen hervor, aus verwundeten, blutenden und brechenden Menschenherzen. Es ertönt in unsern Tagen in allen Sprachen der Welt, überall in allen Klassen und in allen Schichten: in Vereinen, in Gesellschaften, in geheimen Verbinduugen und in allen Parlamentshäusern, und die Thränen, die Millionen weinender Augen dabei vergießen, häufen sich immer mehr zum Zündstoffe und ballen sich immer mehr zu einer drohenden und unheimlichen Gewitterwolke zusammen, die jetzt in der Luft überall herumschwirrt.

Aber was hilft das Alles?

Die breiten Reb Senders und die schmalen Jakele's wollen in dieser traurigen Welt nicht aufhören. — —



Sünder und Sünden.

„O, daß diese Sünder von der Erde verschwinden!"

Diese Psalmenstelle pflegte mein gottseliger Vater sehr oft zu citiren und dabei immer den freisinnigen Satz des Talmud hinzuzufügen: Die Sünden aber nicht die Sünder.

Diese Psalmenstelle war es auch, die mein Vater einmal als sehr wirksame Waffe in's Feld führte gegen einen wüthenden Feind unseres Stammes, von dem ich hier erzählen will.

In unserer Nachbarschaft wohnte ein Staatsbeamter, dem man sonst nichts Schlechtes nachzusagen hätte, höchstens, daß er ein verhetzter Judenfeind war, so daß schon der Anblick eines Juden genügte, ihn außer aller Fassung zu bringen. Wie zum Trotze war er im Hause von lauter Juden umgeben, von kleinen, großen, armen, reichen, von Männern, Frauen und Kindern, kurz, in allen nur beliebigen Sorten. Wie aber auch immer die armen Juden sich ihm gegenüber betrugen und was auch immer ihre Beschäftigung war — seinem Tadel und giftigem Hohn entgingen sie nicht. Zog einer vor ihm den Hut, dann ärgerte er sich über das kriecherische Judenvolk mit dem ewigen Katzenbuckeln — ging wieder einer achtungslos an ihn vorüber, dann schäumte er gegen die jüdische Arroganz und Naseweisheit — brachte es einer in dem Geschäft zu einem Vermögen, dann hatte er nicht genug Worte des Tadels gegen jüdische Geldgier und Gewinnsucht. — Ging einer beschäftigungslos, dann waren alle Juden ein Volk von Schmarotzern und Müssiggängern — Lebte einer karg und eingezogen, dann belustigte er sich über jüdischen Geiz, — lebte einer auf breitem Fuße, dann eiferte er gegen jüdische Aufschneiderei und Verschwendungssucht. Kurz, was die Juden auch immer thaten, war schlecht,

und zwar traf sein Tadel nie den Einzelnen, sondern immer das ganze Judenvolk, dessen Tugenden selbst in seinen Augen lauter Laster waren.

Sein Töchterchen jedoch, die kleine Muschu — ein reizendes Blondköpfchen von sechs Jahren — konnte sich mit den Anschauungen ihres Vaters nicht befreunden. Wohl an die zwanzig Mal am Tage hüpfte sie zu uns wie ein lustiges Vögelchen hinein, und trotz aller Abneigung ihres Vaters gegen Alles, was jüdisch ist, fand sie den jüdischen Lebkuchen, den ihr meine Mutter gab, über alle Maßen gut und schmackhaft. Kam sie zu uns in's Zimmer, dann griff sie sofort nach dem Schlüsselbunde an der Schürze meiner Mutter und klingelte mit demselben so lange herum, bis die Mutter sich daran erinnerte, daß unter den Schlüsseln einer vorhanden sei, der den Speiseschrank öffnet, und daß in diesem Speiseschrank eben der Lebkuchen liege, den die kleine Muschu sich so gut schmecken läßt. Bekam sie das Gewünschte, dann biß sie so frisch hinein, daß an dem Abgebissenen die Spuren aller ihrer Perlenzähne zu sehen waren, worauf das Schmeichelkätzchen sich der Mutter auf den Schooß setzte, die ihr das seidenweiche Haar so lange strich und glättete, bis sie in ihren Armen einschlief — aber da ließ sich schon die Stimme des Dienstboten in der Küche vernehmen: „Muschu, Muschu! der Vater hat schon zweimal nach Dir gerufen!“ Und das Kind mußte das weiche Lager verlassen, wo es so lieb eingeschlummert war.

Dazu gab es noch zu Hause Scheltworte vom Vater:

„Schon wieder bei der Judenfamilie! Wie oft muß ich Dir sagen, daß mir das nicht recht ist?“

„Aber Papachen,“ wehrte das Kind, „wenn Du wüßtest, wie die Nachbarsleute zu mir gut und lieb sind, würdest Du mir gewiß sagen: Geh nur oft zu den Lieben hin!“

Da half kein Reden — dem kleinen Trotzköpfchen war es nicht beizubringen, daß jüdische Leute nicht gut und lieb sein können, und da war immer das Ende vom Her- und Hinreden, daß Papa nicht ohne lachende Miene der Mama sagte: „Ich sage, die jüdischen Nachbarsleute haben uns unser Kind behext!“ Und richtig, bevor man sich versah, war sie

schon bei uns und saß der „Conia“, wie sie die Mutter nannte, auf dem Schooß, oder machte sich, wenn diese nicht zu Hause war an den „Wujniu“ *), wie sie meinen Vater hieß, der sich gern dem anmuthigen Geschwätz des Kindes überließ . . .

Aber der Vater dieses Kindes glaubte genug Grund und Ursache zu haben, gegen Alles, was von Juden kommt, sich tief abgeneigt zu fühlen. Einmal nur — so erzählte er sehr oft — habe er von einem Juden etwas empfangen, was doch die Menschen als das Begehrenswertheste erachten, nämlich eine Summe Geldes, und dieses hatte einen so bitteren Nachgeschmack, daß ihm jedesmal die Galle übergehe, so oft er daran erinnert werde. Diesen eigentlichen Grund für seinen Haß und Widerwillen gegen den jüdischen Namen erfuhr mein Vater erst, nachdem er unser Nachbar wurde, und wem er dies verdankte, war wieder kein Anderer als unserer Liebling — die kleine Muscha.

Eines Tages nämlich kam das Kind zu uns, nicht wie immer hüpfend und trällernd, sondern still, verstimmt und das goldhaarige Köpfchen auf die Brust gesenkt, wie eine junge Knospe, die das erste Mal von einem rauhen Sturm angeweht wurde.

Die ungewohnte Traurigkeit des Kindes griff uns Allen an's Herz, besonders dem Vater, der das Kind sehr lieb hatte, und der überdies von sehr weicher Gemüthsart war.

„Was ist Dir, Herzchen?“ fragte er voll inniger Theilnahme.

Das Kind schwieg, aber in die Augen traten ihm große Thränen.

Das schnitt ihm noch tiefer in's Herz.

„Sag', Kindchen,“ wiederholte er noch eindringlicher, „was ist Dir widerfahren?“

„Bei uns, Wujniu,“ begann das Kind mit schluchzender Stimme, „ist es heute so traurig, daß ich nur weinen möchte, und auch Sie, Wujniu, würden weinen, wenn sie bei uns heute sein würden!“

*) Soviel wie Onkel.

„Und was ist denn bei Euch?"

„Ich weiß nicht, aber Papa ringt die Hände und ruft es sei schon aus mit uns, wir werden betteln müssen, er werde sich ein Leid anthun!"

„Geh', mein Kind," tröstete es der Vater, „Papa sagt nur so, es dürfte nicht gar so schlimm sein, bleibe nur ruhig Kind."

„Nein, Wujniu," widersprach sie, „Papa weint den ganzen Tag und auch Mama wischt sich fort und fort die Thränen."

Mein Vater war damals in glänzenden Verhältnissen und ein gutes, edles Herz, wie er war, brauchte es wahrhaftig nicht mehr als nur eines so lieblichen Kindermundes, um alle Gefühle des Mitleids und der Barmherzigkeit in ihm anzufachen.

In tiefer Erregung ging er minutenlang auf und ab im Zimmer, endlich griff er nach seinem Hute und entfernte sich, ohne nur ein Wort zu reden, aus dem Hause.

Wohin mein Vater sich begab? Zu keinem Andern als zum christlichen Nachbarn, dessen Schwelle er das erste Mal heute betrat.

Als mein Vater sich durch den Dienstboten bei ihm anmelden ließ, schäumte dieser in wildem Zorne auf.

„Ist das Unglück einmal da, dann verfolgt es einen auf Schritt und Tritt — schon wieder einer von den Blutsaugern! Ich habe genug an den Juden — was will dieser von mir?"

„Geh' nur," suchte seine Frau, die besonnener war als er, zu beschwichtigen, „die Nachbarsleute sind immer so lieb gegen unser Kind, sie scheinen gute Menschen zu sein.. Sei nur freundlich, man kann gar nicht wissen!"

„Werde schon wissen," brummte er, „was da von einem Juden Gutes herauskommen kann! Uebrigens laß ihn eintreten!"

Das gute und sanftmüthige Wesen meines Vaters, das sich schon auf seinem Gesichte ausprägte, stimmte den Nachbar sofort milde, so daß er ihm neben sich Platz anbot.

„Es wird Sie vielleicht wundern", begann der Vater, „daß ich als Nachbar Ihnen gerade heute den ersten Besuch abstatte."

Der Nachbar rückte ungeduldig mit seinem Sessel, wie wenn er sagen wollte: Ich hätte auch heute freudig darauf verzichtet.

„Allein", fuhr mein Vater inzwischen fort, „ich hörte, daß Ihnen der Verkehr mit Juden unangenehm ist."

„Hm, hm, hm!" hüstelte der Nachbar energisch, was wie eine laute Bestätigung sich anhörte.

„Heute jedoch", setzte mein Vater dessen ungeachtet fort, „hielt es mich nicht länger zu Hause, weil ich gehört, daß Sie in bedrängter Lage sich befinden."

„Aha!" stürmte es endlich aus ihm heraus, wie ein wüthender Strom, der den Damm durchbrach, „das muß aber auch eine Freude bei Ihren Glaubensgenossen geben, daß so ein Christenmensch in Bedrängniß ist — nicht?"

„Die Juden freuen sich nicht über das Unglück Anderer" erwiderte mein Vater in verweisendem Tone. „Uebrigens kann ich Ihnen nur betheuern, daß kein Jude mit mir davon gesprochen hat!"

„Und wer denn sonst?"

„Ihr liebliches Töchterchen, die kleine Muschu!"

„Daß mir aber die Kleine Alles aus dem Hause schwatzt!" fuhr er auf.

„Das sollen Sie zum Mindesten diesmal nicht bedauern, denn ich bin gekommen, um Ihnen in der Noth beizustehen."

Der Nachbar mit seiner Frau rückten mit ihren Stühlen näher an den Vater heran.

„Sie wollen mir vielleicht eine Summe Geldes leihen" sagte er, „ich würde Ihnen ewig dafür dankbar sein, und wäre auch geneigt, Ihnen die besten Procente zu zahlen."

„Ich bin kein Procentennehmer", versetzte mein Vater. „Uebrigens bin ich nicht zu Ihnen gekommen, Geschäfte zu machen, sondern rein in der Absicht, Ihnen zu helfen, wie es die Nächstenliebe von uns heischt!"

„Nächstenliebe!“ rief er verwundert aus, „Sie sprechen ja wie ein wahrhaftiger Christ!“

„Ich sage wieder, wie ein wahrhaftiger Jude oder richtiger, wie ein Jude und ein Christ sprechen sollen, oder am allerrichtigsten, ich spreche wie ein Mensch, denn es giebt keine besonders jüdischen und keine besonders christlichen Tugenden. Es giebt nur Tugenden und die sind allgemein menschlich!“

„Allgemein menschlich!“ wiederholte der Nachbar, „das schon eher; denn Euer Talmud — entschuldigen Sie mir, edler Herr, — befiehlt Euch ja, Andersgläubige zu hassen und zu verfolgen!“

„Das hat Ihnen entweder Einer gesagt, der den Talmud nicht kennt, oder ein Lügner. Der Talmud ist im Gegentheil im hohen Grade tolerant!“

„Der Talmud tolerant!“ riefen Beide ungläubig aus.

„Ja, der Talmud ist sogar voll Nachsicht gegen die Sünder, denn er verurtheilt nie diese, sondern die Motive und die Ursachen, die sie zu Sündern machen. Wissen Sie was der Talmud zu der Psalmstelle: „Es mögen die Sünder von der Erde vertigt werden , hinzufügt? „Die Sünden, aber nicht die Sünder!“

„Das ist ja die höchste Toleranz!“ riefen Beide erstaunt aus.

„Ja, das ist es auch!“

„Aber Sie werden doch zugeben“, nahm der Nachbar nach einem kurzen Besinnen wieder auf, „daß es trotzdem jüdische Untugenden giebt.“

„Nein, es giebt nur Untugenden, aber keine jüdischen. Dadurch, daß man sie jüdische nennt, wälzt man die Schuld des Einen auf das ganze Volk, und das ist mehr als Unrecht!“

„So sagen Sie selbst, edler Freund, giebt es nicht unter den Juden hartherzige Wucherer?“

„Es mag wohl Wucherer geben, aber das hat nichts mit dem jüdischen Namen zu thun, und zugegeben, daß viele Juden vom Wucher leben, so muß ich erst recht mit dem Psalmisten ausrufen: „Mögen die Sünden von der Erde

vertilgt werden!" Mögen nur die Motive verschwinden, welche sie auf diesen häßlichen Erwerb angewiesen. Was diese Motive sind, Sie kennen sie wahrscheinlich so gut wie ich. Doch ich bin nicht hergekommen, um mit Ihnen davon zu sprechen. Erzählen Sie mir gütigst jetzt Ihre Verlegenheit und wir wollen sehen, wodurch Ihnen geholfen werden kann."

„Die Wahrheit gestanden", begann der Nachbar, „datirt mein Haß gegen das jüdische Volk seit der Zeit, als ich den Mann erkannt habe, von dem ich Ihnen jetzt erzählen will. „Eines Tages nämlich — ich wohnte damals noch in der Hauptstadt K. — suchte mich in meinem Bureau ein Geldverleiher auf, den ich früher hin und wieder mit meinen Amtskollegen verkehren sah, und bot mir in der verführerischsten Weise eine Anleihe an. Er behandele seine Kunden solid, und betheuerte, er sei immer bereit, auf Verlangen den Termin zu verlängern und begnüge sich mit den mäßigsten Zinsen. Es war just damals der lustige Carneval, die Zinsen waren thatsächlich mäßig; genug, es war zu verlockend, so daß ich die kleine Summe von fünfzig Gulden bei ihm gegen ein dreimonatliches Accept aufnahm. Die Zeit verstrich leider schneller als mir erwünscht war, denn ich war just nicht in der Lage, den Terminstag einzuhalten. Mein Geldmann witterte bald, daß ich in Verlegenheit war und schraubte den Zinfuß für die weiteren drei Monate um ein Bedeutendes hinauf. Den nächsten Termin einzuhalten war mir durch die inzwischen angewachsene Höhe der Summe um so weniger möglich, und die Schraube zog sich um so fester zusammen. Um nun kurz zu sein — nach anderthalb Jahren schwoll die Summe von 50 Gulden zu einer Höhe von 150 Gulden an. Dieses erschreckende Anwachsen des ursprünglich kleinen Betrages bewirkte, daß ich alle meine Kräfte anspannte und meine Schuld bezahlte. Woran ich aber weniger dachte, war, den bezahlten Wechsel mir beim Wucherer abzuholen. Mich drückte nur die Schuld, der Wechsel war Nebensache. Dazu hatte ich damals den Kopf voll mit der Uebersiedelung, denn ich war just hierher versetzt — kurz, den Wechsel hatte ich ganz vergessen!"

„O, daß die Sünden von der Erde vertilgt werden!“ citirte mein Vater lächelnd seinen Psalm.

„Welche Sünden?“

„Ist denn Leichtsinn nicht auch eine Sünde?“

„Ja, Sie haben recht, ich war sehr leichtsinnig. — „Inzwischen“, fuhr er weiter fort, „wurde ich hierher versetzt, da erhielt ich eines Tages — schon hier — von meinem Geldmann einen Brief, in welchem er mir wieder seine Börse anbot! Er traf gerade die rechte Zeit. Die Uebersiedlung hierher brachte eine bedeutende Mehrausgabe in meinem Haushalte mit sich, die Zinsen waren sehr mäßig, Sünde — wie Sie den Leichtsinn nennen, war noch genug im Kopfe zurückgeblieben — kurzum, ich überlegte nicht lange und nahm eine Anleihe von hundert Gulden bei ihm auf. Diesmal suchte ich mich zu bereden — werde ich den Termin schon einhalten. Denken Sie sich aber meine Bestürzung, als ich einige Tage vor dem Termin von ihm ein Schreiben erhielt, in dem er mich aufforderte, ihm ja genau zum Terminstage die Baarsumme von 250 Gulden anzuschaffen, er könne sich auf weitere Prolongationen nicht einlassen. Ich gerieth außer Fassung — wieso waren aus hundert denn zweihundertfünfzig Gulden geworden? Und da mußte ich erfahren, daß der Schurke von Geldleiher meinen bereits ihm schon einmal bezahlten Wechsel wieder zur Geltung brachte.

Die Wahrheit gestanden wünschte ich damals das ganze Judenvolk in die Hölle, und hätte ich Macht in Händen gehabt, wahrhaftig ich hätte unter den Juden ein Blutbad angerichtet. Was half mir aber mein Toben und Wettern? Ich war nicht einmal in der Lage, die hundert Gulden zu bezahlen, geschweige die zweihundertfünfzig, ich mußte mich ducken und nach einigen vergeblichen Widerreden in aller Demuth um eine Fristerstreckung von sechs Monaten bitten. Er willigte ein, aber die Schraube machte diesmal einen Ruck, daß es mir den Athem nahm. Ich mußte ihm ein Accept über die Summe von vierhundert Gulden ausstellen und erhielt dafür meine früheren Accepte zurück. Heute, es ist gerade acht Tage vor dem Termin, erhalte ich von ihm ein Schreiben, in welchem er mit aller Entschiedenheit darauf

beharrt, daß ich ihm die Gesammtsumme von vierhundert Gulden bezahle, sonst klage er seine Wechsel ein. Ganz bestimmt wird er seine Drohung ausführen, und ist das der Fall, dann werde ich aus dem Amte gejagt und mir bleibt kein anderer Ausweg, als mit meiner Familie zum Bettelstab zu greifen."

„Nein, es giebt noch einen andern Ausweg", wendete mein Vater ein.

„Und welcher denn?"

„Daß ich Sie nicht zu Grunde gehen lasse!"

„Sie wollen uns wirklich helfen?" rief der Nachbar und seine Frau aus, die voll Dankbarkeit seine Hände ergriffen. „Wodurch haben wir das bei Ihnen verdient?"

„Einzig dadurch, weil Sie Menschen sind und es die Pflicht eines Jeden ist, dem Nebenmenschen in der Noth beizustehen!"

„Sie sind der edelste Mensch, der mir je im Leben begegnet!" betheuerte der Nachbar.

„Wie gesagt", nahm der Vater wieder auf, „Sie sollen unter allen Umständen Ihren Wechsel bald wieder in Händen haben, und was die hundertfünfzig Gulden betrifft, um die jener Wucherer Sie betrogen hat, hoffe ich, ihm dieselben aus dem Rachen zu jagen. Ich selber will mit Ihnen morgen in die Hauptstadt reisen, und als Jude werde ich ihm so lange ins Gewissen reden, bis er von dieser Forderung abstehen wird, und sollte mir selbst das nicht gelingen, dann nehme ich den Einfluß des dortigen Rabbiners zu Hilfe, dem er gewiß nicht widerstehen wird."

„Daran glaube ich kaum", versetzte der Nachbar.

„Und warum nicht?"

„Weil mein Geldmann der fortschrittlichen Richtung angehört, in dem er wie unser einer sich trägt und auf einen solchen, wie ich glaube, dürfte der Rabbiner gar keinen Einfluß haben."

„Das hat gar nichts zu sagen, im Uebrigen werde ich ihn zu einem Schwur zwingen und vor einem Meineid wird er sich gewiß in Acht nehmen."

Inzwischen kam die kleine Muschu herein und als sie ihre Eltern mit meinem Vater zusammen sah, blieb sie ganz überrascht auf der Schwelle stehen.

Eine Weile prüfte sie mit ihren klugen Augen die Gruppe um den Tisch," worauf sie lustig zu ihren Eltern sich begab.

„Aber jetzt, Papa", jauchzte sie, „bist Du nicht mehr traurig wie früher, und auch Du nicht, Mama!"

„Nein, mein Herzenskind, das hast Du aber unserm guten und edlen Nachbar zu verdanken!"

„Hab's ja bald gewußt" jubelte die Kleine, „hab's ja bald gewußt, daß der Wujniu Niemand traurig sein läßt, er hat ja auch zu mir so gut und lieb gesprochen, daß ich rasch die Traurigkeit verloren habe."

„Hast recht, Kindchen", stimmte er zu, „dieser Wujniu ist ein guter und edler Wujniu. — Du sollst ihm die Hand küssen!"

„Und warum nicht auch den Mund?"

„Natürlich auch den Mund."

Das liebliche Kind setzte sich meinem Vater auf den Schooß und schlang beide Aermchen um seinen Hals.

„Aber jetzt werde ich schon immer zum Wujniu und zu der Conia gehen dürfen — nicht wahr?"

„So viel Dir nur lieb ist, Kind."

Die Kleine war ganz glücklich darüber.

Mein Vater hielt Wort und reiste Tags darauf mit unserm Nachbar in die nur einige Meilen entfernte Hauptstadt.

Der Mann, den sie suchten, wohnte in einem kleinen Häuschen in einer schmalen Eckgasse.

Als sie bei ihm eintraten, fanden sie ihn eifrig mit dem Zählen von verschiedenen Banknoten beschäftigt. Er deutete ihnen, als er ihrer ansichtig wurde, mittelst einer stummen Handbewegung an, auf dem Sopha Platz zu nehmen, und machte sich, one sie weiter zu beachten, wieder mit seinen Banknoten zu schaffen, von welchem er jede einzeln wiederholt beim Fenster besah und sie den andern anreihte, die er in Schleifen brachte und in die offenstehende Kasse hineinschob.

„Also", begann er, nachdem er endlich fertig war, indem er das borstige Kinn auf die Handfläche stützte und ihnen sein Gesicht mit den kleinen stechenden Luchsaugen zuwendete. „Sie sind wohl gekommen, Ihre Schuld zu bezahlen Das ist mir recht. Ich bekomme meine vierhundert Gulden und Sie Ihren Wechsel. Hanptsache bei jedem Geschäft ist Coulanz — und dieser Herr?" unterbrach er sich, auf den Vater deutend, „ist der mit Ihnen gekommen, oder in einer Privatsache?"

„Dieser Herr ist mein Freund", erwiederte der Nachbar.

„Aha!" stieß der Wucherer hervor, indem er seine langen krallenartigen Finger vor sich hinstreckte, „das ändert ja die Sache. Das ist wohl Ihr Gewährsmann, und Sie wollen daß er mitschreibe, damit der Wechsel prolongirt werde. Auch das läßt sich machen, aber Hauptsache ist, daß der Mann mir gut sei. Wie gesagt, ich behandle solid, aber die Wechselchen müssen gut sein. Zeit haben wir bis zum Termin noch acht Tage" wendete er sich zum Vater, „geben Sie mir inzwischen Ihre Referenzen auf".

„Ich bin nicht gekommen mitzuschreiben", erwiderte mein Vater, „sondern für diesen Herrn mit Ihnen zu ordnen."

„Ordnen!" rief er in verwundertem Tone aus, „was giebt's da zu ordnen? Es ist die einfachste Prozedur der Welt: er giebt mir die vierhundert Gulden, ich ihm den Wechsel, und dann Punkt und Streusand darüber!"

„Sie ihm den Wechsel?" betonte der Vater, „darum handelt es sich eben. Dieser Herr hat einmal vergeßlicher Weise den Wechsel über hundertfünfzig Gulden bei Ihnen zurückgelassen, den Sie wieder, wahrscheinlich ebenfalls vergeßlicher Weise, nochmals eingefordert haben, und um dieser Differenz von hundertfünfzig Gulden ist es uns heute eben zu thun".

„Bezahlter Wechsel!" kreischte er, wie wenn man ihn mit siedendem Wasser überschüttet hätte. „Das erzählen Sie jedem Andern, nur nicht mir. Alle Welt weiß es, daß bezahlte Wechsel eingelöst werden, und übrigens ist diese Summe später mit einem neu aufgenommenen Betrage ver-

schmolzen worden, und daher von ihm selbst als erledigt angesehen. Weiter haben wir darüber nicht zu sprechen".

„Aber dieser Herr ist ein armer Familienvater", bemerkte der Vater eindringlich, „und es wäre geradezu unmenschlich, von ihm eine und dieselbe Schuld sich zweimal bezahlen zu lassen!"

„Unmenschlich hin, unmenschlich her!" Wenn der Mann etwas gegen mich hat, steht es ihm frei, sich gegen mich beim Gericht zu beschweren. Man kennt mich als einen Ehrenmann!'

„Dort aber, wo Belege für das Gericht fehlen''— entgegnete der Vater, „da muß man an eine andere Instanz appelliren!"

„Und wer ist diese?"

„Das Gewissen, das wohl auch in Ihrer Brust Sitz und Stimme hat. Diese hundertfünfzig Gulden ruiniren einen armen Familienvater."

„Ich fordere, was mir zukommt!" beharrte der steinherzige Mann. „Ich habe meinen Wechsel und weiter haben wir darüber nicht zu sprechen!"

„Und der Chillul Haschem?" *) rückte der Vater endlich heraus, „gilt denn das bei Ihnen garnichts? Wissen Sie auch, daß Sie durch diese Grausamkeit den schmählichsten Chillul Haschem begehen?"

„Chil . . . Chil . . . Chil . . .", machte er die äußerste Anstrengung, das Wort nachzusagen. „Was ist denn dieses Wort: chinesisch, türkisch oder tartarisch? In meinem Wörterbuche steht es nicht!"

„Aber stellen Sie sich nur nicht so, jeder Jude weiß, was Chillul Haschem ist."

„Jeder Jude, und was folgt daraus?"

„Daß auch Sie es verstehen, denn auch Sie sind Jude!"

Da platzte er auf einmal in ein wahnsinniges Gelächter aus: „Ha, ha, ha! das ist aber köstlich!"

Er hielt sich mit beiden Händen die Seiten und fuhr fort in so heftigen Lachstößen, daß ihm das Wasser aus den Augen floß.

*) Entweihung des göttlichen Namens.

„Aber lachen Sie nicht so!“ rief ihm der Vater ärgerlich zu. „Ich werde den Rabbiner veranlassen, daß er Sie nach Gebühr in der Gemeinde behandle!“

„Das ist ja die höchste Komik!“ stieß er unter Lachen hervor; „ der Mann meint allen Ernstes, daß ich ein Jude bin . . . Pah, danke für die Ehre! Zum Glück gehörten meine Ur- und Ururahnen nicht jenem Volke von Gaunern, von Banditen und Blutsaugern an, die unsern Heiland gekreuzigt. — So schauen Sie doch einmal hin!“ Und dabei zeigte er auf einige Heiligenbilder, mit denen die Wände geschmückt waren. „Wie kommen Sie nur auf die tolle Idee, mich zum Juden zu machen?“

Die Enttäuschung der beiden Männer mag sich Jeder wohl leicht vorstellen — der Nachbar sperrte vor Ueberraschung weit den Mund auf, ohne nur ein Wort hervorbringen zu können.

„Also gegen einen Christen handeln Sie so?“ fragte mein Vater, der sich bald von seiner Ueberraschung erholte. „Und wo bleibt da die Nächstenliebe?“

„Nächstenliebe?“ wiederholte er in wegwerfendem Ton, „Geschäft kennt keine Nächstenliebe!“

„Und was wird geschehen“, fragte ihn mein Vater, „wenn Sie Ihre Forderung beeiden müssen?“

„Nun“, lächelte er, „ich bin jeden Augenblick dazu bereit!“

„Bei dem Manne ist es schade um jedes Wort“, sagte der Vater, „der scheut auch vor keinem falschen Eide zurück.“ Und gleichzeitig die vierhundert Gulden aus seiner Brusttasche hervorholend, fügte er hinzu, indem er diese ihm übergab, „hier haben Sie das Geld, bitte um den Wechsel!“

Die Augen des habgierigen Wucherers leuchteten beim Anblick des Geldes freudig auf.

„Mit diesem Herrn ließe sich ja weiter arbeiten!“ rief er mit froher Stimme, indem er hastig nach dem Gelde griff und darauf den Wechsel hervorkramte, den er dem Vater ausfolgte; „da habe ich ja,“ fuhr er währenddessen in munterem Tone fort, „da habe ich ganz brave Leute vor mir!“

„Aber von Ihnen läßt sich das nicht behaupten“ warf ihm der Vater mit verächtlichem Tone zu, indem er den

Nachbar, der noch ganz verblüfft dasaß, bei der Hand faßte und mit ihm das Haus des Wucherers verließ.

„Sehen Sie," sagte der Vater zum Nachbar, als er mit ihm die Straße erreichte, „dieses Juden wegen wären Sie fähig gewesen, wie Sie sich selbst ausdrückten, alle Juden todtzuschlagen. — So sagen Sie nur selber, ist der ein Jude? Nein! Ist der ein Christ? Auch nein! So sind Alle, die gleich ihm handeln, weder Juden noch Christen. Es giebt keine speziell jüdischen und auch keine speziell christlichen Sünden, es giebt nur Sünden, und so rufe ich mit unserem Psalmisten: „O mögen diese Sünden von der Erde vertilgt werden!" . . . .

* *
*

Seit jener Zeit war unser Nachbar von seinem Judenhasse gründlich geheilt. Ich will zwar nicht behaupten, das er später lauter ideale Menschen unter unsern Glaubensgenossen gefunden hat, aber er brachte die schlechten Menschen, wenn solche auf seinem Lebenswege ihm begegnet sind, nie mehr in Zusammenhang mit ihrem Volke und ihrer Religion, er verabscheute sie eben nur als schlechte Menschen und nichts weiter; auch war er seit jener Zeit tolerant und nachsichtig und klagte nur die Ursachen an, die alle Untugenden in dem Menschen erzeugen. Kam man einmal auf große und freie Gesinnung zu sprechen, dann citirte er immer im Namen des Vaters den Ausspruch des Talmud, daß die Sünden von der Erde vertilgt werden — aber nicht die Sünder!

Sein Töchterchen jedoch, die herzige Muschu, die seit jener Zeit mit ihren Eltern unsere täglichen Gäste waren, ließ sich davon nicht abbringen, daß unter allen ihren Verwandten ihr der jüdische Wujniu und die jüdische Conia die liebsten sind, und daß mit dem jüdischen Lebkuchen kein christlicher sich vergleichen könne — die Kleine war wirklich ganz „verjudet".



Die Gäste in der Laubhütte.

„Seid gegrüßt, ihr heiligen, himmlischen Gäste! Seid gegrüßt erhabene Urväter, Bewohner des Paradieses im Schatten der göttlichen Heiligkeit! Seid mir gegrüßt Abraham, Jizchok, Jakob, Moses, Ahron, Joseph und David!“

Nicht allein in meinem Gebetbuche, sondern in allen Gebetbüchern älterer Ausgabe findet sich diese uralte, kabbalistische Formel, mit welcher der Jude jedesmal bei seinem Eintritte in die Laubhütte die heiligen Ahnengäste begrüßt, die nach einer alten Sage bei jedem Juden früh und abends in der Laubhütte erscheinen, um ihm die Mahlzeit zu segnen...

Mein gottseliger Vater pflegte immer diese Ceremonie mit einer besonderen Weihe zu verrichten, so daß sie nie verfehlte, einen tiefen Eindruck auf alle Anwesenden auszuüben. War es der kindliche Glaube oder war es die gehobene Stimmung meines Vaters, die sich mir mittheilte, ich weiß es selber nicht mehr, aber ich glaubte damals deutlich den Flügelschlag der guten Geister zu hören, mit welchem der kleine Raum unserer Laubhütte sich füllte, ich glaubte ihren Odem zu fühlen und den paradiesischen Hauch einzuathmen, der ihrem Wesen entströmte. Es war auch das Ganze damals so recht geeignet, mein kindliches Gemüth mit tausend Idealen zu bevölkern. Da stand die Laubhütte festlich geschmückt, die Bretterwände mit reichen Teppichen bedeckt, die in buntgestickten Farben Bilder aus dem Lande der Väter darstellten: breitblättrige Palmenbäume, ein Cedernwäldchen, aus dessen Dickicht einige Gazellenköpfe hervorlauschen, Zinnen, Kuppeln und weit entfernt auch eine Burgruine. Oberhalb unseres Hauptes wölbte sich die Zimmerdecke aus Reisig, und aus diesem hingen in augenerquickender Abwechselung Lilien, Rosen und Paradiesäpfel herunter, die in der Luft

zu schweben schienen, während die feierliche Abendsonne sich an dem grünen Laubwerk brach, so daß sie sich in tausend blitzende Diamanten zerbröckelte, die uns zu Füßen rollten und den stillen, friedlichen Raum wie mit einem Zauberlichte einhüllten. Und siehe, da saßen um den Tisch graue, ehrwürdige Greise, wir Kinder mit den liebfrommen Augen neben ihnen, und an der Spitze mein Vater mit dem seligverklärten Gesichte. — Nun, warum sollen in diesem paradiesischen Raume nicht auch alle guten Geister Platz haben, die mein Vater soeben begrüßte?

So seid denn willkommen, ihr himmlischen Gäste! Willkommen Vater Abraham, Jizchok, Jakob, Moses, Ahron, Joseph und Dawid!

Mein guter, leutseliger Vater aber begnügte sich nicht blos mit diesen Gästen, die ja auch Reb Eli Kreuzerfeld, dem bekannten Knauser der Stadt, gar nicht löstig fielen, weil sie, wie er sich ausdrückte, einen in gar keine Kosten bringen. Mein guter Vater sah auch gerne bei sich Gäste von Fleisch und Blut, die an seinem Tische sich Speis und Trank wohl schmecken ließen. Er war auch darauf bedacht, daß seine Gäste bessere Menschen sein sollen, mit denen sich ein gemüthliches Plauderstündchen erleben läßt. Besonders blieb mir aus meiner Kindheit einer von jenen Gästen in Erinnerung, der selten einen Festtag verfehlte, an unserem Familientische theilzunehmen. Reb Jechiel war sein Name — ein taubengrauer Greis mit großen, buschigen Augenbrauen und schwarzen, lebhaften Augen, um die ihn jeder junge Mann beneiden könnte. Reb Jechiel hatte es zwar nicht nöthig, sich bei fremdem Tische zu sättigen, denn er verfügte über ein kleines Vermögen, das für seine bescheidenen Bedürfnisse als alleinstehender Mann vollkommen ausreichte, aber er gab den Bitten meines Vaters nach, wenigstens an den Festtagen mit ihm seinen Familientisch zu theilen. Reb Jechiel galt in der ganzen Stadt als ein Sonderling. Nie sah man ihn im Verkehr mit Menschen. Zweimal des Tages — früh und abends — ging er in die Synagoge, verrichtete sein Gebet, und kaum war er damit zu Ende, kehrte er in seine Wohnung zurück, die in einem entlegenen

Stadttheile sich befand, wo er sich für den ganzen Tag einschloß, ohne sich auch nur am Fenster zu zeigen. Durch Zufall lernte ihn mein Vater in der Synagoge kennen. Reb Jechiel faßte zu ihm sofort Vertrauen, so daß er seiner wiederholten Einladung endlich nachgab, an den Festtagen unser Gast zu sein. Nach und nach thauete er bei unserem Tische immer mehr auf, und da zeigte es sich, daß wir einen weltklugen Mann vor uns hatten, der bei einiger allgemeinen Bildung auch in verschiedenen Dingen sehr erfahren und wohlunterrichtet war. Wir freuten uns immer auf die Festtage, die uns den klugen Reb Jechiel in's Haus brachten, der über Alles so gut mitzusprechen wußte.

Von seinen Erlebnissen kam er nie uns etwas zu erzählen; aber manches bittere Wort, daß ihm hin und wieder unwillkürlich entschlüpfte, ließ uns bald errathen, daß sein Gemüth von einem schweren Alp bedrückt war.

Einmal jedoch geschah es, daß er, wie durch Zufall, den Vorhang von seiner Vergangenheit vor unseren Augen wegzog, und was er uns da blicken ließ, war düster und grauenhaft, daß es mir noch jetzt kalt über den Rücken läuft, wenn ich es mir zurück in Erinnerung rufe.

Am zweiten Tage des Hüttenfestes nämlich hatte Reb Jechiel immer eine doppelte Jahrzeit, wie er uns sagte, nach seiner Frau und seinem einzigen Sohne.

„Ist das blos Zufall," fragte ihn einmal mein Vater als er um die Abendzeit bei uns in der Laubhütte saß, „ist das blos Zufall, daß diese beiden Jahrzeiten an einem Tag zusammenfallen, oder sind Ihnen auch wirklich beide an einem und demselben Tage gestorben?"

„Beide an einem und demselben Tag," erwiederte er mit einem tiefen Seufzer.

„Ein seltsames Zusammentreffen," meinte der Vater.

„Ein seltsames," wiederholte er, „sagen Sie lieber, ein schreckliches!"

Er starrte darauf minutenlang vor sich hin und fuhr dann wie aus einem Traume empor.

„Sehen Sie," rief er dann mit einem Ausdrucke unsäglichen Schmerzes, indem er mit beiden Händen sich beim

Barte faßte, „sehen Sie diesen milchweißen Bart, vor erst acht Jahren war er kohlschwarz, aber ein einziger Tag genügte, ihn in grau zu wandeln, und ein Wunder ist es, daß jener Tag mich nicht ganz zerschmetterte."

Bei diesen Worten bekam sein Gesicht eine erdfahle Farbe.

„Sprechen wir lieber von etwas anderem," suchte der Vater abzubrechen, als er den Sturm merkte, den seine Frage in ihm entfesselte.

„Nein," wehrte er entschieden ab, „just jetzt drängt es mich davon zu sprechen, auch der Schmerz ringt nach Luft und läßt sich nicht immer eindämmen."

Wir rückten näher zu ihm und horchten, während er mit einem von Wehmuth durchwühlten Tone zu erzählen anfing.

„Just um diese Zeit, um die Abenddämmerung war es. Ich saß mit meinem Sohne in der Laubhütte, wir begrüßten, wie wir es soeben hier gethan, die Väter der Urzeit in unserer gastlichen Laubhütte, da brachen unheimliche Gäste bei uns ein und brachten meinem Weibe und unserem einzigen Kinde den Tod und mir ließen sie noch etwas Schrecklicheres als diesen zurück — das Leben. Doch nein," unterbrach er sich auf einmal, „so werden Sie mich nur schwer verstehen. Früher muß ich Ihnen ein Bild meines ehemaligen Lebensglückes entrollen." —

Er sammelte sich einen kleinen Augenblick und fuhr dann weiter fort:

„Der Herd der Zufriedenheit und des Glückes war mein Haus in der ganzen Stadt genannt, und auch mit Recht, denn selten barg ein Haus zwei solche glückliche, zufriedene Menschen wie mich und meine Frau. Wir gehörten einander in Liebe, Treue und aufopfernder Hingebung. Reichthümer besaßen wir zwar nie, aber Gottes Segen waltete in unserem Geschäfte, so daß es uns möglich war, in Wohlstand und Behaglichkeit zu leben. Unsere Ehe war zwar nur von einem einzigen Kinde gesegnet, aber unser Joseph war ein herziger, wohlgerathener Junge, um den uns alle Eltern beneideten und den die Lehrer ihren anderen Schülern als Muster hinstellten. Er gedieh uns von Tag

zu Tag immer mehr, daß das Auge sich daran ergötzte, ihn anzusehen. So sieht man nur ein Fichtenbäumchen strotzen, blühen und in die Höhe schießen. Um das Maß unseres Glückes voll zu machen, war es uns vergönnt, schon in seiner Kindheit ein Stück sonnigen Himmels von seiner Zukunft zu sehen — seine Lebensgefährtin war ihm schon als kleiner Knabe zugedacht. Das war das Töchterchen meines Schwagers, nämlich des Bruders meiner Frau. Blümele hieß sie, ein Namen, der ganz ihrem Wesen entsprach, denn sie war schmuck, herzig, thaufrisch und voll Liebreiz, wie ein echtes Blümlein, dabei munter und flink, wie ein Eichhörnchen, mit ihr kamen immer Lust und Gesang in's Haus. Sie wuchsen von Kindesbeinen zusammen auf, spielten zusammen, genossen bei einem und demselben Lehrer Unterricht, gingen täglich zusammen aus und theilten jeden guten Bissen miteinander. Man nannte sie die Unzertrennlichen, und jedem in der Stadt war es kein Zweifel, daß diese Kinder für's ganze Leben zueinander gehörten. Von seinem siebzehnten Jahre angefangen, widmete sich Joseph dem Geschäfte, in das er sich bald so hineingefunden hatte, daß ich ihm mit ruhigem Gewissen den Ein- und Verkauf der Waaren ganz überließ. Oft hielten ihn Geschäftsreisen wochenlang fern vom Hause, aber an sein Blümele verfehlte er keinen Tag zu schreiben. — Was wäre denn das für ein Tag für sie, wenn sie nicht zum mindesten etwas von einander sehen sollten? ... Als die Kinder das neunzehnte Jahr erreichten, feierten wir ihre Verlobung. O, was war das für eine Liebestrunkenheit bei diesen Kindern, für ein Schwelgen in Glück und Wonne! Noch nie hatte man so ein schmuckes und glückliches Pärchen gesehen. Zeigten sie sich Arm in Arm in dem Volksgarten, dann waren alle Blicke nur auf sie gerichtet. Wir Eltern verjüngten uns an dem Anblicke unserer Kinder.

Da zeigte sich plötzlich an dem sonnigen Himmel unseres Glückes ein dunkler Punkt, der uns in dem ersten Augenblicke sehr beunruhigte. Ein hoher Staatsbeamter vergaffte sich in unser Blümele, er verfolgte sie überall; wo sie stand und ging, tauchte er wie aus dem Boden hinter ihr auf,

er drängte sich an sie mit schamlosen Anträgen heran und einmal lauerte er ihr in der Abendzeit in der entlegenen Gasse, wo ihre Eltern wohnten, auf, und versuchte ihr Gewalt anzuthun. Die verzweifelte Lage jedoch, in der sie sich befand, stählte ihren Arm, so daß sie ihn mit einer solchen Kraft von sich fortstieß, daß er zurücktaumelte und mit dem Kopfe gegen eine Bretterwand rannte, an der er eine schwere Verletzung sich beibrachte, indeß Blümele seinem Gewaltversuche glücklich entkam. Seit jener Zeit hörte er auf sie zu verfolgen, denn er mußte immer an die blutige Schramme denken, die ihm seit jener Zeit unauslöschlich wie ein Kainszeichen zurückgeblieben war. Unser Joseph wollte in der ersten Aufwallung des Zornes zu dem Schamlosen hinstürzen, um ihn nach Verdienst zu züchtigen, doch hielten wir ihn von diesem Schritte ab — mit derlei Leuten von hervorragender Stellung ist es gefährliche Sache anzubinden, übrigens hatte ja Blümele sich selber Genugthuung verschafft!

Inzwischen verstrichen einige Monate. Jener unangenehme Vorfall war lange schon vergessen und nach wie vor freuten wir uns wieder unseres Glückes, das seit jener Zeit nicht ein einziges Mal mehr getrübt war. Um jene Zeit spielten sich in dem öffentlichen Leben stürmische Ereignisse ab — der Aufstand der Polen. Das Joch der Sklaverei reizte zur Empörung, man hörte von einer Art Vehmgericht, von geheimen Exekutionen, die unterdrückten Bürger verweigerten die Auszahlung der Steuern, zeigten sich öffentlich in der Nationaltracht, hißten die polnische Fahne auf die Kaiserlichen Aemter auf und sangen in feierlichen Aufzügen die polnische Nationalhymne. Das sah die Regierung nicht lange müßig an, sie raffte sich wie ein verheerender Sturm auf. Zu Hunderten wurden die Empörer hingeschlachtet, in die Kerker geschleift, auf offenen Straßen gezüchtigt, ja sogar die beim Aufstande betheiligten Frauen wurden nicht verschont, und so manche Edeldame machte damals Bekanntschaft mit der Knute. Daß zu solchen Zeiten Gewalt und Willkür zur Herrschaft gelangten, ist leicht zu begreifen. Doch alle diese stürmischen Ereignisse zogen spurlos an uns vorüber. Harmlose, friedliebende

Bürger wie wir waren, lebten wir nach wie vor unserer Familie und unserem Tagesberufe, ohne uns um die Dinge draußen zu kümmern. Dazu nahm uns auch die baldige Hochzeit unserer Kinder in Anspruch. Blümele befand sich just damals in der Glanzzeit ihrer weiblichen Schönheit und war über alle Maßen heiter und glücklich im Bewußtsein bald dem Geliebten ihres Herzens für alle Zeiten anzugehören. — War das nicht auch das Endziel unserer Wünsche und Träume? . . .

Das sollte jedoch anders werden.

Eines Abends nämlich stürzte unser Joseph leichenblaß zu uns herein mit dem Rufe:

„Ein Unglück, ein schreckliches Unglück ist über uns gekommen!!"

„Was ist geschehen?" fuhren wir alle schreckensbleich auf.

„Mein Blümele ist verhaftet!"

„Was — Blümele verhaftet! Wie kann es möglich sein?"

„Wie Ihr höret. — Vor einer halben Stunde stürmten bewaffnete Soldaten in's Haus und rissen sie mit sich fort!"

„Und warum? Um Gotteswillen warum?"

„Wie sie angaben, als Betheiligte beim Aufstande!"

„Blümele als Betheiligte beim Aufstande — was redest Du, Kind?"

„Offenbar waltet hier ein Mißverständniß ob. — Doch es gilt keine Zeit zu verlieren. — Eilen wir, thun wir etwas!"

Er rang verzweifelnd die Hände und fuhr jammernd fort:

„Laufen wir, um Gotteswillen, schweigen wir nicht. — Blümele kann inzwischen vor Schreck sterben!"

Verwirrt und wie von einem Donnerschlag betäubt, stürzten wir, ohne zu wissen wohin, aus dem Zimmer.

Draußen trafen wir auch ihre Eltern, gleich uns in Entsetzen und Verwirrung . . .

Erst fremde Leute, die besonnener die Sache überlegen konnten, riethen uns, daß wir zum Obernaczelnik uns begeben, der einzig und allein uns zu helfen im Stande sei.

Eine geraume Weile dauerte es, bis wir vorgelassen wurden.

Als wir endlich im Büreau des Obernaczelnik uns befanden, sahen wir uns zu unserem Entsetzen vor jenem Beamten stehen, mit dem Blümele damals den Auftritt hatte, er trug noch immer die blutige Schramme an der Stirne. Wir erfuhren erst jetzt, daß er inzwischen zum Obernaczelnik avancirt war.

Ohne zu wissen, was wir anfangen, folgten wir alle dem Gefühle der Ohnmacht und warfen uns ihm zu Füßen.

„Hochgnädiger Herr!“ flehten wir zu ihm mit emporgestreckten Händen, „haben Sie Gott im Herzen, erbarmen Sie sich unser!“

Er jedoch bewahrte seine Ruhe und, ohne sich nur zu rühren, fragte er mit dem kaltblütigsten Tone der Welt:

„Was wollen Sie denn eigentlich von mir?“

„Soeben verhafteten sie unser Kind!“ jammerten wir.

„Die Aufständlerin meinen Sie,“ näselte er, indem er sich das Schnurrbärtchen zurechtzupfte.

„Aufständlerin!“ wiederholten wir jammernd, „Blümele eine Aufständlerin! — bei Gott, hier ist ein Mißverständniß — sie weiß ja nicht einmal, was das bedeutet!“

„Glauben Sie?“ fragte er mit versteinerter Ruhe.

„Ob wir's glauben, allergnädigster Herr, wir wissen es, wir schwören es Ihnen, bei allem was uns heilig ist!“

„Solche Betheuerungen sind mir lange nicht mehr neu,“ lächelte er giftig, „ich höre sie täglich und stündlich; zum Glücke wissen wir, was wir auf solche Schwüre zu geben haben!“

„Allergnädigster Herr!“ schrie mein Joseph, mit beiden Händen seine Füße umklammernd, „sicher wird es sich bald herausstellen, daß hier ein unglückliches Mißverständniß obwaltet. Alle in der Gasse werden für sie schwören, sie ist ein stilles, harmloses Mädchen — wie kommt sie zu einem Aufstand?“

„Gemach, mein Freund!“ entgegnete er lächelnd, „wir kennen schon diese frommen Täubchen mit den Tigertatzen!“

Wir fühlten uns verwirrt, betäubt, wir wußten nicht, was wir darauf antworteten.

„Allergnädigster Herr!“ schrie Joseph mit wahnsinniger Stimme, „es kann da ein Unglück geschehen!“

„Unglück!“ verwunderte er sich mit einem Tone voll Tücke und Bosheit, „was für Unglück, mein Herr?“

„Sie nehmen ein Menschenleben auf sich — die Arme kann sterben!“

„Aber was fällt Ihnen ein?“ widersprach er achselzuckend, „von einigen Ruthenstreichen stirbt man nicht!“

„Ruthenstreichen!“ fuhren wir alle auf, wie von einem Blitz getroffen. „Blümele — Ruthenstreichen?!“

„Nun, das hat sie sich doch ehrlich verdient,“ lächelte er mit der Wirkung seiner Worte zufrieden, „nicht umsonst betheiligt man sich an einem Aufstande!“

Joseph krampfte die Hände zusammen, wie wenn er ihn erwürgen wollte, aber er ließ sie im Gefühle der Ohnmacht dann wieder schlaff sinken.

„Allergnädigster Herr!“ flehte er, „bei Gott, das ist nicht wahr!“

„Nun, das wird sich zeigen!“

„So soll man wenigstens mit der Vollziehung der Strafe innehalten!“ fielen wir alle flehend ein.

„Das schon eher!“ gab er zu, indem er gleichzeitig mit einer Handbewegung uns verabschiedete.

Vernichtet und zerschmettert verließen wir das Büreau des Kannibalen.

Wer uns damals, einen Haufen Leute, heulend und jammernd in der Gasse umherlaufen sah, mit fliegenden und aufgesträubten Haaren, mußte glauben, eine Schaar von Wahnsinnigen zu sehen, die soeben dem Irrenhause entlaufen — und wahnsinnig war ja auch der Schmerz, von dem wir ergriffen waren.

Wo wir jetzt die Schritte hinlenken sollten, wußten wir selber nicht, aber einem dunkeln Gefühle folgend, rannten wir alle, wie auf Verabredung, dem Gefängnißhause zu, wo Blümele verhaftet saß. Als wir nun jenem Gebäude näher kamen, da stockte uns der Athem vor Entsetzen.

Aus dem innern Hofraume drang ein jäher Jammerschrei uns in die Ohren, und darauf ein Knall, wie ein wuchtiger Peitschenhieb.

„Blümele!“ rang es sich aus uns allen los und mehr vermochten wir keinen Ton hervorzubringen, so stauete sich das Blut uns gegen das Herz.

Inzwischen wiederholten sich die Wehrufe, mit jedem Male leiser und erstickender, während die Hiebe immer dichter hinter einander fielen.

Wie in Standbilder gewandelt, starrten wir vor uns hin. Niemand von uns wagte das Schreckliche auszusprechen, was dort geschieht. Da packte sich unser Joseph vor der Brust und mit einem Wuthschrei stürzte er sich gegen die Wache, um in den verschlossenen Hofraum zu gelangen, doch mit einem Kolbenstoß wehrte die Wache den Versuch ab, so daß er mit blutüberlaufenem Gesichte zurücktaumelte.

Wir überlebten drei Tage. Wie das möglich war? Ich wundere mich nicht mehr darüber, denn ich habe es an mir selber später erfahren, daß der Mensch noch etwas Schrecklicheres überleben kann. —

Am vierten Tage darauf ward Blümele der Haft entlassen. Die Arme, rechtfertigte sich der abgefeimte Schurke, sei das Opfer eines unglücklichen Mißverständnisses gewesen. Gott allein sei ja nur allwissend und der irdische Richter könne nichts gegen Irrthümer, die mit dem Scheine der Wahrheit ausgestattet seien. Er bedauere, betheuerte er, diesen verhängnißvollen Irrthum, doch, fügte er mit einem verschmitzten Lächeln hinzu, unschuldig leiden gewährt edlen Seelen große Genugthuung und im Uebrigen —

Er führte nicht aus, aber die Handbewegung, die er dabei machte, sagte dasselbe, was wir schon einmal von ihm gehört hatten: „Von einigen Ruthenstreichen stirbt man nicht.“

Wer aber schon damals Blümele gesehen, gewann eine andere Ueberzeugung. Sie war gebeugt und gebrochen, wie ein Blümlein, das der Sturm geknickt. Von jenem Tage an verließ sie nicht mehr das Krankenlager. Was soll ich da Vieles Euch erzählen? Zwei Monate später trug man sie aus dem Hause hinaus in jenes stille Ländchen, wo man geschützt ist vor dem Rechtspruch eines wüsten Obernaczelniks, vor unglücklichen Mißverständnissen und der blutdürstigen Knute …

Und unser Joseph? Stumm uud traurig, wie das Grab, das sich über Blümele geschlossen, ging er seit jener Zeit einher, keine Thräne entquoll seinen Augen und kein Klagelaut kam über seine Lippen, er war wie in einen Stein gewandelt. Die Aerzte sprachen die Befürchtung aus, er werde in Trübsinn verfallen, wenn nicht rechtzeitig etwas geschehe, ihn von seinen trüben Gedanken abzulenken, das beste noch wäre, daß er in die Welt hinausgehe. Auf mein dringendes Verlangen reiste er in die Schweiz, wo er gegen zwei Monate verweilte. Von dort kehrte er theilweise genesen zurück. Er war zwar noch immer still und verschlossen, aber die frühere Erstarrung wich einer beinahe fieberhaften Thätigkeit. Tagsüber arbeitete er emsig im Geschäfte und des Nachts hielt er sich oft bis zum Morgenanbruche wach bei seinem Schreibtische. Was mir auffiel, war die lebhafte Correspondenz, die er mit einigen jungen Leuten aus der Schweiz unterhielt. Einmal kam mir einer dieser Briefe zu Händen, aber ihn zu lesen, vermochte ich nicht, denn er war in einer Art Chiffreschrift abgefaßt. Darüber befragt, beruhigte er mich mit der Antwort, der Inhalt sei ganz harmloser Natur. Je den zweiten, dritten Tag entfernte er sich für einige Stunden aus dem Hause, ohne daß wir wußten, wo er diese Zeit verweile, aber auch dafür verstand er immer einen Vorwand zu finden. Was mich aber noch mehr beunruhigte, waren mehrere Exemplare eines Zeitungsblattes, die ich auf seinem Schreibtische vorfand, eines jener Blätter, die damals wie aus den Wolken in die Häuser geflogen kamen, ohne daß man wußte wann und woher. Jenes Blatt predigte Umsturz und Lockerung aller Gesellschaftsbande; kurzum ein Nihilistenblatt. —

„Wie kommt denn so ein Blatt zu Dir?“ fragte ich ihn

„Du weißt ja,“ beruhigte er mich, „wie so etwas in unseren Tagen Einem wie aus den Wolken in die Hand fällt!“

„Und bist Du, mein Kind, mit diesem Inhalte einverstanden?“ forschte ich.

„Wenn ich aufrichtig sein sollte — ja!“ erwiederte er.

„Wie!“ rief ich befremdet und erschreckt, „könntest Du Gefallen daran finden, daß alle Bande der Gesellschaft gelockert werden?“

„Ja, diese verdammten Obernaczelniks schnüren uns diese Bande so um den Leib, daß wir ersticken!“

„Man darf nicht, mein Kind, von Einem auf das Ganze schließen!“

„Von Einem,“ lächelte er bitter, „solche Obernaczelniks führen leider überall die Herrschaft, überall in allen Schichten und in allen Kreisen, und sie trinken uns das Blut aus dem Herzen, daß sie wie Blutegel damit vollgesogen sind!“

„Du urtheilst allzu einseitig, mein Kind,“ belehrte ich ihn, „an die alten Fundamente der Gesellschaft darf nicht gerüttelt werden!“

„O, diese alten Fundamente,“ versetzte er, „sind in unseren Tagen umspült und unterwühlt von Schweiß, Blut und Thränen, daß sie ganz morsch sind und das Gebäude nicht mehr tragen können, so daß es eines schönen Tages wie ein Kartenhaus zusammenstürzen muß!“

„Du sprichst ja Wahnsinn, mein Kind, wie kommt diese Sprache zu Dir?“

„Wahnsinn?“ wiederholte er mit tiefer Wehmuth, „möglich wohl, es wäre ja auch gar nicht zu verwundern!“

„Aber ich bitte Dich, mein Kind, laß von solchen Ideen, denn sie bergen in sich den Tod!“

„Sei nur ruhig, Vater,“ vertröstete er mich, „ich äußere sie ja nur Dir gegenüber, und Du bist ja nachsichtig!“

Mehr sprach ich seit jener Zeit mit ihm kein Wort davon. Ich hatte auch keinen Anlaß mehr. Er lebte wieder ganz dem Geschäfte, blieb nie mehr vom Hause weg, war emsig thätig und kehrte sich nicht um das Treiben draußen!“

Draußen gingen unterdessen die Wogen immer höher. Wie von einem unsichtbaren Wesen ausgestreuet, flogen jene Blätter jedem in's Haus hinein, ja auch die kaiserlichen Beamten fanden sie, als sie in's Büreau traten, auf ihrem Pulte liegen. Auf geheimnißvollem Wege gelangten sie jedem in die Hand. Vergebens spionirte die Polizei nach. Ebenso geheimnißvoll spielten im Lande sich schreckliche

Dinge ab. Bahnen entgleisten zufolge platzender Dynamitbomben, man entdeckte unterirdische Pulverminen; mitten am hellen Tage und auf offener Straße sanken Beamte von einem Dolche getroffen hin, ohne daß man wußte, wen in Verdacht zu ziehen. Es existirten geheime Fabriken, geheime Druckereien und geheime Verbindungen. Die Polizei schnüffelte überall herum und war in allen Häusern zu finden. Ich hatte seit jener Zeit keinen Grund mehr, um meinen Sohn besorgt zu sein. Er lebte ganz dem Geschäfte, blieb nur äußerst selten vom Hause weg, ja er verfehlte nie an Sabbath- und Festtagen mit mir zusammen die Synagoge zu besuchen; kurz nichts in seinem ganzen Thun und Lassen erregte irgend welchen Verdacht! . . .

Aber ich sollte bald belehrt werden, daß wir die ganze Zeit nur in einer Verblendung lebten.

Es war am zweiten Tage des Hüttenfestes. Ich kehrte gerade mit meinem Sohne aus der Synagoge zurück, indeß meine Frau auf einen Feiertagsbesuch zu einem ihrer Verwandten sich begab. Ich und mein Joseph befanden uns inzwischen in der Laubhütte, wo wir nach Elternsitte mit dem vorgeschriebenen Gebete die unsichtbaren Urahnen bei uns als Gäste willkommen hießen. — Da wurde plötzlich mit einem großen Lärm die Thüre aufgestoßen und zu meinem Entsetzen gewahrte ich den Obernaczelnik in Begleitung einiger bewaffneten Soldaten.

„Da ist er ja, den wir suchen," rief er den Andern zu, und, zu meinem Sohn gewendet, fügte er mit jenem tückisch-freundlichen Lächeln, das ich schon einmal bei ihm gesehen: „Soeben entdeckten wir ein ganzes Nest von Ihren Collegen und bei dieser Gelegenheit ward mir das Vergnügen zu theil, in mehrere Ihrer Briefe Einsicht zu nehmen, die ja von Weltbeglückung überströmen, weshalb wir es einsehen, daß auch wir so einen Mann bei uns brauchen könnten, und Sie daher schön bitten, mit uns mitzuspazieren!"

„Gerne," erwiederte Joseph, der, bevor man sich versah, hart neben ihm stand, „doch früher habe ich Ihnen nur die zwei einzigen Worte zu sagen: Krepir' Schurke!" und

in demselben Augenblicke ging ein Pistolenschuß los. Der Obernaczelnik packte sich mit beiden Händen bei der Brust, aus der ein Blutstrahl hervorschoß, und taumelte rücklings zu Boden ...

Als die Rauchwolke sich verzog, sahen wir Joseph mit einem kleinen Revolver in der Hand, dessen Mündung von dem soeben abgefeuerten Schuß noch dampfte.

Ehe aber die Soldaten noch Zeit hatten, aus ihrer Erstarrung zu erwachen, feuerte Joseph mit der Raschheit des Blitzes einen zweiten Schuß ab, diesmal gegen sich selber, und hinsinkend rief er mit lauter kräftiger Stimme: „Ich selber bahne mir den Weg zu Blümele, — verzeihet mir, meine lieben Eltern — Adieu!“

Das Alles war das Werk einer Sekunde. Eine halbe Stunde später trug man zwei Leichen aus der Laubhütte.

Was darauf geschah, ich weiß es nicht mehr, ich weiß nur, daß ich der Tragbahre folgte, in welcher sich die Leiche meines einzigen Kindes befand.

Damit aber war das große Trauerspiel noch nicht zu Ende.

Plötzlich drängten sich viele Leute mit einem großen Lärm an mich heran; sie rissen mich mit sich fort zu mir nach Hause. „Deine Frau!“ hörte ich sie mir zurufen, „nur schnell, Deine Frau! Deine Frau!“

Als ich zu Hause anlangte, war meine Frau eine Leiche.

Sie wurde nämlich, als sie später nach Hause kam und das Schreckliche erfuhr, vom Schlage gerührt.

Was später geschehen ist, — Sie sehen ja, ich überlebte alles: Blümele, meine Frau, meinen Sohn, alle die mir theuer sind, ich glaube, ich werde mich selber überleben, weil für meine Qualen kein Aufhören und Sterben vorhanden ist.“

Dem greisen Manne blitzte bei diesen Worten eine jähe Thräne in den Wimpern.

In der Laubhütte herrschte wieder tiefe, feierliche Stille.

Durch das Laubwerk über unserem Haupte goß der blasse Mond sein fahles, gespenstisches Licht über uns aus. Der greise Erzähler saß, das Haupt auf der Brust gesenkt,

und starrte in's Leere. Mien Vater neben ihm stützte den Kopf auf den Arm und saß in traurige Gedanken verloren, auch die anderen Tischgenossen sahen jeder stille vor sich und lebten im Geiste nochmals das Erzählte durch, — ich aber blickte fort und fort zum bleichen Mond hinauf, der im Laubwerke wie ein stiller Lauscher sich versteckt hielt und in meinem damals kindlichen Gemüthe sagte ich mir: „'Wenn dieser Mond hier und die Sterne, und mit ihnen im Bündniß auch die große Sonne täglich auf so viel Jammer so gleichgiltig hinunterschauen können, dann mag ich sie nicht mehr!"



Die Weltbrille.

Es ist eine unbezweifelte Thatsache, daß jeder von uns sich von Geburt aus seine Brille, durch die er die Welt ansieht, mit in das Leben bringt, der eine eine rosige, der zweite eine schwarze Brille, — Jeder glaubt natürlich seine sei die echte, nur seine zeige die Dinge wahr und unverfälscht, wie sie wirklich sind.

Ich und mein Freund M., wir brachten uns natürlich ebenfalls jeder unser Augenglas mit auf die Welt, just verschiedene, anders geartete Gläser. Was Wunder, daß sie uns die Dinge jedem anders gezeigt haben, daß wir unsere Anschauungen über eine und dieselbe Sache nicht in Einklang bringen konnten und immer verschiedener Ansicht waren. Wem aber von uns beiden seine Brille die Dinge echt und wahr gezeigt hat, darüber zu urtheilen steht weder mir noch ihm das Recht zu. Diese Entscheidung überlasse ich dem geschätzten Leser; möge jeder, nachdem er die Gespräche zwischen mir und meinem Freunde mitangehört haben wird, darüber urtheilen; jeder natürlich nach der Beschaffenheit — seines eigenen Glases. —

Wie immer in den freien Nachmittagsstunden, erschien auch heute mein Freund bei mir, um mich zu einem gemeinsamen Spaziergange abzuholen.

„Nun Freund, machen wir einen kleinen Ausflug?"

„Ja", griff ich freudig zu, „heute ist Nachmittags-Vorstellung!"

„Fad", entgegnete er „nur nicht hin!"

„So gehen wir auf den Schloßberg, wo heute die schönste Musik zu hören ist" schlug ich vor.

„Wozu uns dieses Gesause und Gebrause? wir wollen ja ein ruhiges Stündchen heute verleben!"

„Also gehen wir querein in die Felder, in welchen der Frühherbst neue Reize entwickelt!"

„Dazu haben wir ja noch Zeit. Wir wollen lieber einen Ort aufsuchen, der unsern Geist anregt."

„Meinetwegen, wohin willst Du?"

„Nicht wahr", begann er „in den letzten paar Wochen überließ ich mich Deiner Führerschaft, — also gleiches Recht, heute überlasse Du mir die Wahl des Spazierganges!"

Ich hatte zwar manches Bedenken dagegen, aber für ihn sprach das Gesetz der Gleichberechtigung, und so gingen wir geradewegs — auf den Friedhof zu.

Kaum gab es ja einen Tag, der sich so zum Lustwandeln eignete wie heute.

Es war einer jener Frühherbsttage, wie man sie nur im östlichen Theile Galiziens genießt. Der weite blanke Himmel war von einer weihevollen Abendröthe übergossen, und wie in feierlicher Andacht lag die Erde ihm zu Füßen, die Erde mit ihren malerischen Bergen, mit ihren Bäumen, die vom Herbste angegriffen, über und über wie mit Rosenblättern bedeckt waren, und ihren stillen Menschen, alle in Sonne getaucht, alle friedlich und träumerisch, daß man so in die Ewigkeit hineinzuleben glaubte.

„Goldiger und verklärter habe ich noch nie die Sonne am Himmel gesehen" bemerkte ich . . .

Mein Freund zuckte die Achsel.

„Ganz wie eine sentimentale Gouvernante" fügte er hinzu „schmachtend und zerflossen."

Ich begnügte mich leise zu lächeln, und ging, in meinen Gefühlen verloren, stille neben ihm her, bis wir endlich den Friedhof erreichten . . .

Wie ein verzaubertes Ländchen lag vor uns der jüdische Friedhof mit seinen unzähligen Denkmälern, alle von der stillen Abendsonne übergoldet, die sich wie eine liebevolle Mutter auf sie niedersenkte und alle umrauscht und umflüstert von den ernsten Trauerweiden, daß man ein lauschiges Wiegenlied zu hören glaubte.

„Ei, so lies doch einmal diese Inschrift hier!" störte mich mein Freund aus meinen Träumen auf . . .

Wir standen vor einem verwitterten Grabmale, das von einem wilden Gestrüpp überwuchert war.

Ich las die Inschrift.

„Kein Wort ist hier übertrieben", führte mein Freund aus „ja, er hat wacker gerungen und gekämpft, mein guter, ehrlicher Vater, er hat im Lebenskampfe sich auch bis zum letzten Augenblicke als Ehrenmann behauptet; doch zu welchem Zwecke? Damit es diesen Schmarotzern nicht an Säften und Kräften fehle. — Schöne Endziele!"

Er hieb dabei unmuthig mit seinem Stabe auf die Disteln los, daß ihnen die Köpfe hinunterflogen.

„Und sind es nicht schöne Endziele", wendete ich ein, „für das Wahre und Gute zu kämpfen, zu ringen, und dann mit sich und Gott ausgesöhnt durch die Pforte der Ewigkeit einzuziehen?"

„Ah", spottete er „Du willst mir wohl etwas von Deinem Jenseits vorfaseln. — Komm' lieber weiter."

Wieder standen wir vor einem andern Grabmale.

„Ja, hier ist es" sagte er „wo mein einst so brummiger Freund gebettet ist, in dessen Wesen ein merkwürdiger Zwiespalt lebte . . .

„Wieso ein Zwiespalt?"

„Ein Zwiespalt zwischen Zunge und Herz, die sich ewig bekämpften und ewig von einander unabhängig blieben. Nichts kann ich mir giftiger als seine Zunge denken, nichts Edleres als sein Herz. Seine Zunge bespritzte Jeden mit Gift und Galle, sein Herz war edel und leutselig. Das Gute dabei war, daß seine Hände immer im Dienste seines edlen Herzens standen, und reiche Gaben für Arme spendeten, ohne sich um seinen Mund zu kümmern, der unterdessen alle mit Galle bespritzte, die von ihm Wohlthaten erhielten."

„In der That ein eigenthümlicher Charakter", stimmte ich zu.

„Zwei Tage vor seinem Tode", fuhr er fort, „kam der Zwiespalt seiner Natur in drastischer Weise zum Ausdrucke. Ein Mitglied der heiligen Brüderschaft nämlich fragte ihn, ob er in seinem Testamente die verschiedenen Wohlthätigkeits-Anstalten mit Legaten bedacht hatte."

„O ja, mit zehntausend Gulden" erwiederte er.

„Mit baarem Gelde?" forschte neugierig der heilige Bruder.

„Nein, mit Werthgegenständen."

„Mit was für Gegenständen?"

„Mit wohlgerathenen Geschwüren", war die Antwort.

„Was . . . mit Geschwüren?" fragte er verblüfft.

„Nun, was wundern Sie sich da? Als ich in hitziger Krankheit lag, bildete sich mir so ein Auswuchs, der mir viel zu leiden gab. Mein Arzt jedoch zeigte sich darüber höchst beglückt, indem er behauptete, daß so was die innere Hitze absorbire. „Das ist werth ein Tausender!" rief er begeistert aus. Seit ich den wahren Werth einer solchen Gottesgabe erkannte, da ja ein Arzt sich gewiß auf die Werthschätzung solcher Dinge am besten versteht, ließ ich sie mir nicht mehr leichtsinnig entgehen, und zählte sie Stück für Stück. In der That wuchs mir jeden zweiten, dritten Tag so ein neuer Tausendgulden-Coupon nach, so daß ich im Verlaufe einer kurzen Zeit, der glückliche Besitzer von zehn solchen blanken Tausendern geworden bin. Diese mögen die heiligen Brüder untereinander vertheilen. Möglich übrigens, daß mein Arzt, der ihren wahren Werth kennt, sie eskomptiren wird.

„Ich brauche Dir nicht erst zu sagen, daß der heilige Bruder mit langer Nase abgezogen ist; aber das edle Herz wollte nichts wissen von dem, was die boshafte Zunge gesprochen; denn als man nach seinem Tode das Testament erbrach, fand man, daß er die Wohlthätigkeitsanstalten mit zwanzigtausend Gulden bedacht hatte, mit baarem Gelde und durchaus nicht mit jenen Werthgegenständen!"

„Dieser Zwiespalt" fügte mein Freund hinzu, „lebte in seinem Wesen bis zu seinem letzten Athemzuge. — Jetzt aber regt sich weder seine Zunge noch sein Herz: beide vermodern in stiller Eintracht."

„Nein" widersprach ich „sein Herz vermodert nicht; es lebt im Andenken der Mitmenschen, in den guten Werken, die es gestiftet, es lebt —"

„Ah, schon wieder die abgenützte Phrase Unsterblichkeit, — laß es, Freund, gehen wir lieber ein Häuserl weiter!“

Ich folgte ihm vor ein anderes Grab hin.

„Oho!“, rief mein Freund, „wer ist der große Herr, der sich hier so breit gemacht hat? — lies doch einmal die stolze Firma hier!“

„Ich las:

„Hier ruhet der Fürst der Gemeinde, der berühmte Mann, die Krone der Schöpfung, der Weise und Schriftgelehrte N. N.“

„Wie aber der nach dem Tode avancirt ist!“ lachte mein Freund, „diese fürstliche Hoheit mit der Schöpfungskrone auf dem Haupte habe ich im Leben als einen ganz erbärmlichen Knauser gekannt. — Sage man noch, daß hier im Leben keine Dankbarkeit vorhanden ist! Haben ihn ja seine Kinder zum Lohne dafür, daß er ihnen die fette Börse zurückgelassen hat, in den Fürstenstand versetzt, in den Rang eines Weisen und Schriftgelehrten. — Wie schade, daß sie ihm nicht diese Grabschrift noch beim Leben zum lesen vorgelegt haben — doch, Apropos! das wäre ja gar nicht möglich! —“

„Und warum?“

„Weil dieser Schriftgelehrte hier auf Erden noch nicht lesen konnte!“

„Das ist drollig!“ lachte ich.

„Drollig zum aus der Welt laufen!“ fügte er hinzu

„Warum zum aus der Welt laufen?“

„Weil diese Welt ein Tollhaus ist!“

„Und einer, der in dieser Welt der einzige Gescheite zu sein glaubt, was ist der?‘

„Der Einzige?“ wiederholte er, „die Welt ist von solchen Einzigen voll!“

„Dann ist sie ja wieder kein Tollhaus“ bemerkte ich.

„So“ machte er, eine Bemerkung verschluckend „doch“ fügte er leicht hinzu „ich will mit Dir darüber nicht rechten. Schauen wir uns lieber die Dinge dort weiter an“.

Wir hielten bei einem verwitterten Grabe an, mit einem ärmlichen, hölzernen Denkmale.

„Der hier war wohl keine fürstliche Gnaden“ bemerkte er „er muß ein armer Schlucker gewesen sein.“

„Aber jetzt“ entgegnete ich „ist er allen Königen und Fürsten, die mit ihm im Schattenreiche weilen, gleichgestellt. — Der Tod nivellirt, gleicht alle Stände aus. Ist das nicht eine große, weise Einrichtung? . . .“

„Ja, der Tod, der schöne, erlösende Tod!“ begann mein Freund, dem Tod einen Hymnus anzustimmen; leider aber mußte ich ihn gleich beim Anfange unterbrechen.

„Schau' doch hin“, (ich konnte den Ruf nicht unterdrücken), „welch' ein blühendes Leben auf der Stätte des Todes!“

Mitten auf einem Grabhügel, der einem wohlgepflegten Blumenbeete ähnlich sah, spielte ganz harmlos ein holdseliges Kind, im Alter von beiläufig sechs Jahren, das umstrahlt von der röthlichen Abendsonne, mit den tiefblauen Augen und dem Köpfchen voll goldiger Locken, das Aussehen eines Engleins hatte, welches auf ein Grab sich niedergesenkt.

„Bist Du allein hier, mein liebes Kind?“ fragte ich.

„Bin hier mit meiner Niena“ erwiederte das Kind, mit einem silberhellen Stimmchen und deutete mit dem Finger auf eine Gestalt, die mit beiden Händen das Gesicht verhüllend, an einem Grabmal lehnte.

„Was ist das aber für ein kleiner Engel!“ rannte ich meinem Freunde zu.

„Engel!“ fing das Kind das letzte Wort auf, und hüpfte dabei empor, wie wenn es Flügel hätte — „Papa sagt auch Mama sei ein Engel geworden, und durch dieses Blumenpförtchen in den Himmel geflogen — Papa sagt's auch so!“

„Und wie lange ist's Kind, daß Mama ein Engel geworden ist?“

„Acht . . zehn . . zwölf . . Tage, ich weiß es nicht mehr, aber gar so lange ist's schon, und mir ist so bange nach meiner guten Mama, daß ich bei Nacht weinen muß; aber Papa sagt immer und wischt sich dabei die Augen, alle werden wir zu Mama in den Himmel gehen, sie aber kann zu uns nicht kommen. — „Niena, Niena!“ rief das

Kind plötzlich nach der Gestalt, die am Grabmale lehnte. — „Wann gehen wir schon einmal zu Mama?"

Die Gestalt erwiederte durch ein lautes Schluchzen.

„Mama, Mama!" rief das Kind jetzt in das Grab hinein. „Nicht wahr, Du öffnest uns dieses Pförtchen hier und nimmst uns zu Dir in den Himmel hinein, denn ohne Dich ist's zu Hause so traurig, ich kann Dir's gar nicht sagen, wie traurig!"

Noch lauter wurde das Schluchzen am Grabmale und auch ich fühlte, daß mir die Augen feucht wurden.

„Wie gefällt Dir diese liebliche Idylle, Herr Optimist?" fragte mich mein Freund spöttischen Tones.

„In der That lieblich!" erwiederte ich.

„Lieblich!" fuhr er auf „Du willst wohl sagen traurig, todtraurig!"

„Ich meine nur, daß ich in diesem Kinde eine liebliche Fortsetzung sehe von dem in jenem Grabe verschwundenen Leben!"

„Nun freilich", höhnte er, „Ihr Optimisten findet Gefallen an dieser häßlichen Komödie mit dem ewigen Szenenwechsel von Tod und Leben!"

„Tod existirt für mich nicht" erwiederte ich „nur ewiges Leben. Das Leben ist für mich ein großes, ewiges Werk, das in der Zeit" in Fortsetzungen erscheint!"

„Jedenfalls ein höchst mißlungenes Werk", warf er hin.

„Nur nach der Afterkritik des Pessimismus" versetzte ich.

„Du scheinst also, wie ich sehe", begann er immer düsterer, „Du scheinst an jenem Werke großes Gefallen zu finden, und so würde es nicht schaden, Dich in demselben auf einige Stellen, die Du wahrscheinlich in Deiner Voreingenommenheit übersehen hast, aufmerksam zu machen: Kennst Du die Stelle, wo die armen Menschen, wie die wüthenden Thiere gegen einander gehetzt werden, damit sie sich gegenseitig zerfleischen, und mit ihrem Blute für irgend einen eroberungssüchtigen Tyrannen einen fetten Boden düngen? Kennst Du die Stelle, wo jener Dämon mit den verdrehten Augen und dem sanften Engelsgesicht, der sich „Glaube" nennen will, die Menschen grausam entzweit und

Kinder blutig von dem Herzen der Eltern losreißt? Kennst Du die Stelle, wo die Guten weinen und die Bösen jauchzen? Wo der eine Reiche tausend Arme mit rohem Fuße zertritt, wo ein unersättlicher Vampyr das Mark und Blut von zahllosen armen Arbeitern aussaugt? Kennst Du die interessante Stelle von Macht vor Recht, von Gewalt, Willkür, Habsucht, Blutgier und wie sie sonst alle jene interessanten Stellen heißen? Und dieses Werk, wie Du es zu nennen beliebst, schleppt sich in Fortsetzungen durch die Ewigkeit. — Wäre es nicht viel lieber, frage ich, daß jenes schlechte, mißlungene Werk auf einmal seinen Abschluß finden soll, denn wahrhaftig, eine günstige Lösung ist doch durchaus nicht abzusehen!"

„Aber Du wirst es doch zugeben" entgegnete ich, nachdem er mit erregter Stimme und von innerem Feuer erglühten Augen die letzten Worte zu Ende gesprochen hatte, „daß eben wir Menschen zu der Autorschaft dieses Werkes uns bekennen müssen!"

„Nun, was folgt draus?"

„Das wir auch eine günstige Lösung in diesem Werke herbeiführen können und daß Ihr Afterkritiker die Sache nur verderbet!"

„Inwiefern?"

„Weil Ihr das Verdammungsurtheil über das ganze Werk aussprechet!"

„Und dadurch schaden wir?"

„Ja, weil man ein Werk, das man verloren giebt, nicht mehr besser zu machen sucht, weil Euch nicht das Wesen, sondern das Nichts gefällt, nicht das Leben, sondern der Tod. Euch gilt nicht die Zukunft, sondern die engbegrenzte Gegenwart, nicht die belebende Hoffnung, sondern die tötende Verzweiflung — und aus Nichts kann kein Heil ersprießen. Wäre es nicht viel lieber, frage ich, nachdem Ihr ja ein für allemal das Forterscheinen dieses Werkes nicht verhindern könnet, daß Ihr Liebe für dasselbe fasset, seiner Entwicklung nachhelfet, und daß Ihr durch lebendiges Schaffen und Gestalten dazu beitraget, in jenem Werke eine günstige Lösung herbeizuführen?"

„Du wirst es doch zugeben“ widersprach er „daß keine Zeit noch so reich wie die unsere war, an Streben, Schaffen, Forschen und Erfinden, und doch wird just unsere Zeit die Zeit des Pessimismus genannt.“

„Nun, wie erklärst Du Dir das?“ forschte ich.

„Das eben dieses Schaffen und Erfinden den Pessimismus fördert, weil die Menschen dadurch zu der traurigen Ueberzeugung gelangen, daß das Bessermachen der Welt trotz aller Anstrengung nur eine traurige Sisyphusarbeit sei; daß ihre Kraft lange nicht ausreicht, diese Welt von Grund aus umzuformen und umzugestalten; daß diese Welt einem von Motten zerfressenen Zeuge gleichet, daß sich nicht mehr heilflicken läßt, indem es in demselben Augenblicke, wo man es an der einen Stelle reparirt, hundert neue Risse und Sprünge an der andern Stelle bekommt. Aus dieser Erkenntniß, aus dem Bewußtsein des menschlichen Unvermögens, der verlorenen Mühe und Arbeit, erwächst eben jener Pessimismus, jener bittere Weltschmerz“.

„Was mich betrifft“ entgegnete ich „glaube ich überzeugt zu sein, daß die Menschen allen Grund haben, mit dem Resultate ihrer Mühe und Arbeit zufrieden zu sein, denn die Weltlage ist jetzt eine entschieden viel bessere und auch viel bequemere als in frühern Jahrhunderten, und wenn es auch nicht zu leugnen ist, daß alle Uebelstände noch nicht aus der Welt fortgeschafft sind, so berechtigen jedenfalls die bisher erzielten Erfolge zu der vollen Hoffnung, daß es immer besser werden wird, daß die Zukunft dem Fortschritte gehört!“

„Wohl hätte ich Dir darauf Vieles zu antworten, aber neugierig bin ich jedenfalls zu wissen, wie Du Dir den Pessimismus unserer Zeit erkläreſt?“

„Pessimismus?“ wiederholte ich „wir haben Gottlob keinen echten, sondern nur einen Scheinpessimismus. Der Pessimismus ist in unserer Zeit mehr Modesache, wie es etwa jetzt Mode ist, daß junge Mädchen sich blanchiren um die strotzende Röthe der Gesundheit unter einer künstlich erzeigten Blässe zu verbergen; auch unter der Larve des Pessimismus birgt sich eine Fülle von Lebensfreude und Lebenshoffnung,

denn nur der Optimismus kann schaffen, streben, hinausarbeiten für die weite Zukunft und Häuser für die Ewigkeit bauen . . .!"

„Hm" lächelte er geringschätzig „Häuser für die Ewigkeit bauen! — Gut denn, so wollen wir eine Weile das Disputiren lassen, und jenen beiden Optimisten zuschauen, die dort ein „Haus für die Ewigkeit bauen!"

Mit diesen Worten zog er mich vor ein anderes Grab hin, wo zwei Todtengräber eifrig mit ihren Spaten gruben.

Einer der Todtengräber, ein rühriges, lebhaftes Männlein, versenkte, als er unser ansichtig wurde, seinen Spaten in die aufgewühlten Erdschollen und sich mit den Knieen auf den Stil des Spatens stützend, streckte er den struppigen, mit Erde bedeckten Kopf aus dem Grabe hervor, neugierig nach uns hinübersehend

„Was quatschst Du, Gimpel?" ermahnte ihn der zweite. „Kommt man doch bald mit dem Todten!"

„Nun, wird er eine Weile warten, hab' auf ihn länger gewartet!"

„Aber wir müssen ja bald noch ein Grab fertig machen".

„Werden's schon fertig bringen", erwiederte Gimpel. „Gaben Zeiten, wo ich an einem Tage hundert Todte in ihren Wohnungen versorgt habe und alle waren zufrieden".

„Und woher weißt Du das, Gimpel?"

„Nun, weil mir keiner von ihnen bisher die Wohnung gekündigt hat!"

„Ei, bist Du aber ein Kopf, Gimpel, ein wahrer Grübler!"

„Nun, wenn man so lange gräbt, muß man wohl auch ein bisserl grüblen können!"

„Und wie lange gräbst Du schon, Gimpel?"

„Nun, an die zwanzig Jahre; aber solche harte Zeiten, Freund Borkowitz, habe ich noch nie gehabt. Da kommt Einem gar nie mehr ein fetter Todter in die Arbeit; lauter Bettler, und weißt Du — ich hab schon oft daran gedacht, Freund Borkowitz, daß das Sterben eines Bettlers reine Verschwendung ist!"

„Und warum Verschwendung?“

„Nun, weil er doch früher auch nicht gelebt hat, und ein Gestorbener, der nie früher gelebt, muß doch Einem grad' so vorkommen, wie 'ne Wittwe, die nie früher einen Mann gehabt hat“. — „Ei!“, unterbrach sich Gimpel, mit dem Spaten einen Schädel aufwerfend, „schon wieder ein neugieriger Kopf, der ist wohl von der angrenzenden Wohnung herübergekommen, um nachzusehen, wer sein Nachbar sein wird — Gieb mir nur einen Schluck Brennendes, Freund Borkowitz!“

Borkowitz holte von der Ecke des Grabes, wo seine Sachen lagen, eine Flasche Branntwein und beide schluckten weidlich davon.

„Wie bist Du zu diesem Schlückchen gekommen, Freund Borkowitz?“

„Vom reichen Goldsaß hab' ich's her, dem ein Sohn geboren wurde. — Hast Du denn gar nichts bekommen, Gimpel?“

„So 'ne paar Groschen. Wenn die Reichen sich nicht die Mühe nehmen wollen zu sterben, gut wenigstens, daß sie Jungens in die Welt bringen; denn da bekommt man doch etwas. — Da fällt mir eben ein, Borkowitz, Dir ein Räthsel aufzugeben!“

„Weißt ja, ich hab' nicht einen so starken Kopf, wie Du, Gimpel!“

„Dafür aber einen harten Schädel und mit diesem wird sich wohl so eine Nuß knacken lassen!“

„Nun, frage Gimpel!“

„Was ziehst Du vor, Borkowitz, eine Geburt, oder ein Begräbniß?“

„Natürlich ein Begräbniß, da guckt ja davon ein größerer Verdienst heraus — und Du, Gimpel?“

„Ich eine Geburt“.

„Und warum?“

„Weil aus einer Geburt später auch ein Begräbniß wird und aus einem Begräbniß nie eine Geburt!“

Borkowitz stimmte ein rauhes Gelächter an. —

In diesem Augenblick durchzitterte ein Schmerzensschrei die Luft. Die beiden Todtengräber griffen mit ihren Spaten emsig zu, so daß die aufgeworfenen Erdschollen wie schwarze Vögel aus dem Grabe emporflogen. Der Schmerzensschrei nahm immer mehr zu, tönte immmer deutlicher, gräßlicher, immer näher und näher . . .

Durch das weitgeöffnete Thor des Friedhofes fuhr jetzt mit lautem Gerassel der Leichenwagen herein, der mit zwei lendenlahmen Thieren bespannt war, die ein roher Fuhrmannsknecht mit Peitschenhieben antrieb. Dicht hinter dem Sarge folgte eine gebückte, mittelbejahrte Frau und neben ihr fünf Kinder, jedes um einen Kopf kleiner als das zweite; der Jammerschrei nahm immer zu. Die Mutter und ihre fünf Kinder geberdeten sich in ihrer Verzweiflung wie wahnsinnig, indem sie die Hände rangen, sich mit Fäusten die Brust zerschlugen und dabei die markerschütterndsten Wehrufe ausstießen, daß man das Heulen von verwundeten Wölfen zu hören glaubte.

„Aeußert sich so der echte Schmerz?“ fragte ich meinen Freund.

„Der feindestilirte Schmerz nach europäischem Präparate“ versetzte er bitter kühlt sich früher in dem Eiskeller der Vernunft ab; bei diesen Leuten aber giebt er sich so wie er kommt, heiß, wild und urgewaltig.

Aus der Menge traten jetzt vier Männer hervor, die den rohgezimmerten Kasten aus der Mitte des Wagens herausschoben, ihn auf ihre Schultern hoben und mit demselben begleitet von den Anderen, sich bis zum offenen Grabe hinbegaben. Der Jammer wurde immer entsetzlicher.

Am Grabe arbeiteten unterdessen noch immer jene beiden Gräber, von welchen Gimpel in den Bart brummte: „Nun, wird er warten!“, während er mit seinem Spaten tüchtig ausgriff.

Der Leichenkasten, der inzwischen beim Grabe anlangte, mußte am Rande desselben abgesetzt werden. Endlich wurde man drin mit der Arbeit fertig. Hastig schafften die Gräber ihre Sachen aus dem Grabe, und die Leiche wurde langsam in dasselbe gesenkt.

„Lieber Vater! — lieber Mann!„ heulten durcheinander die Wittwe und ihre Kinder, „Wie läßt Du uns zurück? Wer wird uns Brod geben?"

„Wie roh, wie selbstsüchtig ist doch die Menschennatur!" flüsterte mir mein Freund zu. „Sie weinen nicht um den Todten, sondern um den Verlust desjenigen, der ihnen das Futter gereicht."

„Geh, Du bist ein Händelsucher", sagte ich, „die Natur und die Menschen können es Dir nicht mehr recht thun!"

„Ja, die Menschen", begann er; aber weiter vermochte ich nicht zu hören, denn in diesem Augenblicke entstand ein wirres Durcheinander, ein Schreien und Toben, ein Geklapper mit Schaufeln und Spaten, von welcher jeder der Anwesenden eine ergriff; ein Geräusch von Erdschollen, die krachend in das Grab hinunterkollerten und zwischendurch das markerschütternde Wehegeheul: „Wer wird uns jetzt ernähren?" Indeß füllte sich die Gruft unter den emsig arbeitenden Händen, so daß in kaum einer Minute, an der Stelle des offenen Grabes ein kleines Hügelchen von frisch aufgeschichteter Erde sich erhob.

Gewaltsam wurden Frau und Kinder vom Grabe fortgerissen, und mit ihnen zerstreuten sich bald alle Anwesenden nach verschiedenen Seiten.

Die Tummelstätte so vieler Menschen war jetzt einsam und verlassen. Der Leichenwagen stand am Eingange des Friedhofes und die ausgespannten Pferde grasten friedlich zwischen den Gräbern. Wie zuvor rauschten die vom Winde bewegten Trauerweiden und goldiger noch senkte sich die Abendsonne auf die stillen Grabmäler, die in ihrem Lichte ahnungsvoll glitzerten und flimmerten.

„Das Stück ist aus, und Damen und Herren gehen nach Haus!" zitirte mein Freund einen Vers Heine's, einen traurigen Blick um sich werfend.

Eine geraume Weile wandelten wir stille zwischen den Gräbern . . .

„Wenn man nur wissen könnte" hub wieder mein Freund nach langem Hinbrüten an, „was eigentlich die Natur von uns will — findet sie mehr am Tode oder am Leben

Gefallen? Denn mit gleichem Fleiße ist sie sowohl in dem einen als in dem andern Punkte thätig.

Diesmal erwiederte ihm jemand anders für mich und zwar viel nachdrücklicher als ich es je gethan hätte. — Ein schriller, langgezogener Pfiff erscholl aus naher Gegend und in demselben Augenblicke brauste vom naheliegendem Bahnhofe der Eisenbahnzug vorüber, aus dessen Fenstern lachende und blühende Gesichter sich hervordrängten, die grüßend ihre Taschentücher schwenkten. Aus dem Lokomotivschlote jagten unterdessen wilde Rauchwolken hervor, die wie beflügelte Boten sich nach allen Windrichtungen vertheilten und auch über den Friedhof in kräuselnden Windungen dahinschwebten.

Wie fortgebannt waren auf einmal die traurigen Gestalten des Todes aus meiner Seele und das Leben lachte mich wieder aus tausend Bildern an. — Der weite, verklärte Himmel, die lichten Wölkchen, die wie Goldfischlein in dem Luftmeere herumschwammen, die balsamische Abendluft die glitzernden Thautropfen, — alles athmet, duftet, leuchtet, fächelt und lächelt einem in die Seele das allumstrickende Zauberwörtchen: Leben!

Ganz anders zeigte sich in diesem Augenblicke die Welt meinem Freunde durch seine Brille, auch hörte er aus jener Antwort etwas ganz anderes heraus.

„Nun, schau her“, begann er mit gedämpftem Tone. „Welch' eine traurige Komödie ist doch dieses Leben! Hier legt man einen ins Grab, weinen arme Menschen, daß drob die Steine erweichen könnten, und dort braust das Ungeheuer der Zeit mit Sturm und Flammen in die Welt hinaus. Wie sie sich zu den Fenstern drängten, alle jene geschnörkelten Zierpüppchen, die doch früher oder später ebenfalls in den Grüften modern werden! Wie sie mit den Battisttüchelchen schwenkten, Kußhändchen hinwarfen und wie sie so fröhlich in die Welt hineinlachten, als ob Alles in dieser Welt so schön und gut bestellt wäre! Und heucheln sie denn nicht, alle diese putzigen Figürchen? Birgt sich nicht unter den lachenden Lärvchen eine Welt von Jammer und Schmerzen? Verblutet nicht so mancher von ihnen in Jammer das Herz,

während das Gesicht sich zu einem Lächeln zwingt. — O, diese Heuchelei, diese Lüge und Verstellung!"

Wie kommt es nur, Freund", fragte ich ihn „daß Du nur nach Tod und Moder suchst, und wo Du sie nicht in der Wirklichkeit findest, da riechst Du sie heraus aus allem was blüht, lebt und lacht! Du siehst in den Blumen nur Verwesung, während es doch viel schöner ist in der Verwesung die daraus hervorkeimende Blume zu sehen!"

„Ja, Freund, da muß man die Begabung haben, Alles zu sehen was man will!"

„Was man sieht" korrigirte ich.

In diesem Augenblick wurde unser Gespräch unterbrochen. Hinter einem Leichenstein grinste uns ein unheimliches Gesicht entgegen: ein Mann in den Vierzigern, mit einem verwilderten, ganz verwachsenem Gesichte und sonderbar ausstaffirt: in einem breitkrämpigen, halb roth und halb grün gefärbten Hute, mit einem Kaftan, der aus lauter bunten Lappen zusammengeflickt war, und mit einem Kranz aus kleinen Papierschnitzeln um den Hals. In der Hand hielt er eine schmierige, zerrissene Geldtasche, die er wie eine Siegesfahne hoch über seinem Haupte schwang.

„Hi, hi, hi!" lachte er, daß alle Gräber mitzulachen schienen. „Ich habe die Geldtasche . . . Aus dem Grabe habe ich sie herausbekommen. — Aber da ist mir ein Stück Gehirn aus dem Kopfe in die Grube gefallen . . . Hi, hi, hi, ein großes, warmes Stück Gehirn . . . Sie aber drehte mir den Rücken zu . . . Ich wollte mein Gehirn zurück, und da habe ich sie umgedreht — Hui! Da hat sie mich mit zwei Augen angesehen, daß sich mir das Herz hinaufgerückt hat, hoch bis in den Kopf und noch höher hinauf Ich aber schrie zu ihr: „Weib gieb mir mein Gehirn zurück!" Hi, hi, hi! Da spie sie mir zwei Finger ins Gesicht, daß mir die Augen durch die zweite Seite des Kopfes hinausgeflogen sind — Und so habe ich keine Augen und kein Gehirn, und habe dafür meine Geldtasche . . . Hi, hi, hi! Ich habe meine Geldtasche!"

„Ja, er hat die Geldtasche!" ergänzten mein Freund, und hier unten hat er sie vor etwa zwölf Jahren gefunden".

„Hier unten?“ fragte ich befremdet.

„Ja, im Grabe seiner Frau, welches man zwei Tage, nachdem es sich über ihr geschlossen, wieder geöffnet hat“.

„Und weshalb wieder geöffnet?“

„Dieser Tasche wegen!“

„Wieso das?“

„Er vermißte dieselbe mit einer Summe von 5000 Gulden, als er von dem Begräbniß seiner Frau zurückgekehrt war. Man vermuthete sie im Grabe, über welches er sich, bei der Bestattung wiederholt hinuntergebeugt hatte“.

Nun?“

„Die Vermuthung traf zu — die Tasche befand sich im Grabe“.

„Und das ist die Ursache seines Wahnsinns?“

„Ja, — als man das Grab öffnete, fand man die Leiche mit dem Gesichte nach unten, die Todtenkleider zersetzt und in der rechten Hand fehlten ihr zwei Finger, die sie sich abgebissen!“

„Also, ein Scheintod!“

„Ja, ein Scheintod — Nicht wahr, auch ein interessantes Kapitelchen in jenem Werke, von dem Du so entzückt bist?“

„Hi, hi, hi, ich habe die Geldtasche!“ ertönte es abermals hohl und wüst aus der Mitte der Gräber.

Es überlief mich ein kalter Schauer. — Inzwischen zog sich die Sonne vom Horizonte zurück. Die Abendschatten wuchsen und dehnten sich wie Riesengespenster, und die Dämmerung wob immer dichter ihren Schleier um die Gräber. Im weiten Friedhofe war es still und düster.

Ich drängte meinen Freund, die Stätte der Todten zu verlassen.

Die Nacht war bereits herangebrochen, als wir uns auf dem Wege nach Hause befanden. Vom tiefblauen Himmel funkelten miriadenweise die ewigen Lämpchen herunter. Die Berge, die Thäler und die Straßen waren von einem silbernen Lichte überfluthet. Mit den Himmelslichtern wetteiferten auf Erden die Gaslaternen, die heute zu Hunderten in den Straßen flackerten und von welchen viele in das Laubengebüsch der Bäume hineinragten, so daß die rosen-

rothen, vom Herbste angerissenen Blätter mit einem märchenhaften Lichte angestrahlt werden und wie röthliche Rubinen im Winde sich bewegen, flimmernd und glitzernd. Aus den der Straße zu weitgeöffneten Fenstern drängten sich blühende Mädchenköpfe hervor. Alle Balkone waren mit Menschen gefüllt, alle Straßen wimmeln von Lustwandelnden. Ueberall flottes Leben, überall Licht und Klang.

Ein tausendstimmiger Hurrahruf durchbraust auf einmal die Luft. Siehe auf der breiten Heeresstraße bewegt sich ein Flammenwald von tausend knisternden Pechfackeln, und es tönt und jauchzt und braust immer näher an uns heran.

Bevor wir uns versahen, waren wir vom Menschenmeere ergriffen, das uns mit sich fortwälzte.

„Was ist das heute?“ fragte ich Einen, neben dem ich zu stehen kam.

„Eine Ovation dem edlen Reichsrathsabgeordneten“ keuchte er, und schon riß ihn eine neu heranstürmende Menschenwelle gewaltsam mit sich fort.

Auch mich ergriff es wie ein Sturm und trennte mich von meinem Freunde, an den ich mich festzuhalten suchte. Wie es gekommen ist, weiß ich nicht, aber es trug und wälzte mich wie einen Ballen von Ort zu Ort, bis ich mitten unter die Fackelträger hineingerieth. Einer, der neben mir stand, drückte mir eine brennende Fackel in die Hand. Ich hob sie hoch über mein Haupt empor und schritt unter den Andern im lustigen Tempo einher, nach dem Takte der Musik, welche die heitersten Weisen spielend, uns voranging.

Ach das Leben ist doch gar so schön!

Vor einem zweistöckigen Hause wurde Halt gemacht. Auf dem Balkon der ersten Etage zeigte sich ein Mann mit weißem Silberhaar. Ein tausendstimmiger Hurrahruf erbrauste in der Luft. Ich jauchzte mit, der Mann auf dem Balkon verneigte sich dankend. Hurrah! Hurrah! und Hurrah ohne Ende. Der Mann fing an mit sonorer Stimme zu sprechen. Ich vermochte in dem jauchzenden Gewühle nur einzelne abgerissene Sätze zu unterscheiden: „Humanität . . Menschenrechte ohne Unterschied der Confession . . . Verbrüderung aller Gesellschaftsklassen“.

Wieder erdröhnte es „Hoch" aus tausend begeisterten Kehlen. Ich schmetterte ein „Hoch" mit in die Luft hinein, und mitten in die allgemeinen Hochrufe fiel rauschend die Musik mit der Volkshymne ein und alles stimmte aus voller Kehle mit. Und vorwärts bewegte es sich unter Licht, Sang und Klang die Straße hinunter.

Ach, wie ist doch das Leben so schön, hell und heiter.

Endlich gelang es mir, mich aus dem bunten Menschenknäuel herauszuwinden. Nach langem Suchen fand ich meinen Freund in einer engen, entlegenen Straße, wie einen düstern Schatten umherirren.

„Nun", fragte er mich mit eigenthümlicher Stimme, „Was sagst Du zu dieser häßlichen Komödie, „Leben" genannt?"

Ich fühlte mich auf einmal wie mit Eiswasser überschüttet.

Was hätte ich ihm antworten sollen?

Das sollen die Leser für mich thun, denen ich ja schon am Anfange die Entscheidung dieser Frage überlassen habe; aber jedenfalls würde ich allen denjenigen, die gleich mir mit einem rosigen Glas in die Welt gekommen sind, den weisen Rath geben: sollten sie einmal in die Lage kommen mit meinem Freunde, von dem ich ihnen hier erzählt habe, zu lustwandeln, ihm ja nicht die Wahl des Spazierganges zu überlassen: denn er führt sie dann ganz gewiß auf den Friedhof, und dort — ich weiß es aus Erfahrung — wird eine Brille, wie wir sie tragen, bald trübe angehaucht. . .



Die Goethetorte.

Man sollte es kaum glauben, daß eine kleine, ganz harmlose Zeitungsnotiz, in einem Städtchen wie S. eine solche Revolution der Geister hervorrufen könnte.

Jene Notiz lautete:

„Unter der Nachlassenschaft der Gräfin L. fand man unter anderem, wohlverwahrt wie ein heiliges Reliquium, das Rezept von jener Torte, die Göthe für sein Leben gern zu essen pflegte, so daß sie bei keiner seiner Mahlzeiten fehlen durfte.“ Darauf folgte jenes Rezept in dem üblichen Kochbuchstyl: Man nehme zehn Eier u. s. w.“

In dieser Zeitungsnotiz durfte wohl Niemand, nicht einmal der geängstigte Czar, etwas Arges oder Verdächtiges wittern, weil in derselben weder von Dynamit, noch von Sprengbomben die Rede ist, aber nichts destoweniger explodirte sie, und setzte das ganze Städtchen in Feuer und Flammen. Es entbrannte auf einmal in allen Ecken und Enden der Stadt ein wüthender Göthekultus. Damen stürzten, als gelte es Menschenleben, in die Handlungen und plünderten allen Vorrath an Zucker, Rosinen, Mandeln, Safran und anderen Ingredenzien für die Göthetorte. Köchinnen rauften sich das Haar aus, so hart wurden sie gepeinigt wegen der Göthetorte. Kinder irrten verwaist in den Gassen, so arg wurden sie von ihren Müttern vernachlässigt, alles wegen der Göthetorte. Klavierlehrer studirten mit ihren Schülerinnen Tag und Nacht Musikstücke ein für den Empfang der Göthetorte. Rezitatoren, Gaukler, Sänger und Violinspieler, alle waren beschäftigt, mit dieser Göthetorte; kurz diese Göthetorte wurde nicht blos gebacken, sondern auch gegeigt, gefiedelt, gezimbelt, gesungen und declamirt. — In den Gassen wüthete eine förmliche Göthecpidemie!

Auch Madame Jeanette, die vormalige Ester Jitte, die

seit sie zu einem großen Vermögen gekommen war und ihr Töchterchen Olga Französisch zu plappern und Clavier zu klimpern anfing, wie sie sich ausdrückte, ein „ganz aufgeklärtes Haus“ führte, war von dieser Epidemie nicht verschont; ja sie raste gerade zu, so daß sie an die Tage ihrer Frömmigkeit erinnerte, da sie an den zehn Bußtagen wie von einem bösen Geist behaftet war.

Ganz wie damals in der Synagoge, stand sie heute in der Küche, mit der Brille auf der Nase und das Kochbuch in den Händen, aus dem sie mit einem frommen Eifer der Köchin vordiktirte.

„Schlage zehn Eier aus!“

Und auf dieses Gebot gingen zehn Geschlechter von zukünftigen Hühnchen in die Brüche.

„Jetzt theile das Eiweiß von den Dottern ab!“ diktirte sie das zweite Gebot.

Und die Theilung beider Hemisphären ging vor sich.

„Und jetzt,“ fuhr sie in dem dritten Gebote fort, „nimm den großen Kochlöffel und —“

Aber just in diesem Augenblicke trat eine Störung ein — in großen, schweren Stiefeln, mit einer kurzen, offenen Tuchbluse, die eine rundliche Füllung von einem wohlgemästeten Bauche zeigte, auf dem eine schwere goldene Kette sammt Petschaft baumelte, und kurzen, fleischigen Händen, die in Hosentaschen steckten. Das war ihr Mann, Herr Heinrich, vormals Heischku der Kellner genannt.

„Was betest Du da aus diesem Siddur?“ *) fragte er, mit seiner rohen Baßstimme.

„Hm,“ erwiederte sie, indem sie beide Finger auf den Mund legte, um ihm anzuzeigen, daß sie jetzt nicht gestört sein will, und ergänzte das dritte Gebot: — „und rühre mit dem Kochlöffel drei Minuten das Eiweiß!“

„Aber jetzt darfst Du wohl schon sprechen?“ fragte er. „So sag', was Du von mir haben willst?“

„Nun, Du hörst ja, was schaukelst Du Dich da über

*) Gebetbuch.

diesen Siddur, daß man glauben könnt', Du seist wieder die alte Ester Jitte?!"

„Und Du," brauste sie auf, „bist und bleibst der alte Herschku, denn in Dir ist kein Bröserl von Aufklärung da. — Siehst Du denn nicht, daß das kein Siddur ist?"

„Also, was denn ist es?"

„Ein Kochbuch ist es, und darin steht das Rezept. — Verstehst Du mich?!"

„Was!!!" schnellte er zurück, „Du machst Rezepte? Du Du ein Apotheker geworden? Mit Dir scheint es nicht recht zu sein!"

„Warum? Weil Du nicht einmal weißt, daß auch für Speisen Rezepte da sind. Da hast Du ja hier ein Rezept für Göthe's Torte!"

„Soll ich stumm und krumm werden," betheuerte Herr Heinrich, „ob ich nur ein Wort davon verstehe! Was und wer ist dieser Göthe? Hab' ja nicht einmal die Ehre ihn zu kennen!"

„Göthe kennt er nicht!" spottete sie „den großen Göthe! — Geh', frag nur einmal unsere Olgaleben, sie wird Dir schon erzählen, wer dieser Göthe gewesen; es ist ja der große Göthe, was hat geschrieben: „Fest gemauert in der Erden!"

„Aha, fest gemauert" wiederholte er in einer Weise, als ob ihm erst jetzt alles einleuchten würde, indem er schleppenden Schrittes das Haus verließ. Zwar verstand er nicht, was da Großes daran ist, wenn dieser Göthe gesagt hat „fest gemauert", aber die Erwähnung seiner Frau, er möge nur seine Olga über diesen Göthe fragen, benahm ihm jeden Zweifel über die Größe desselben. — „Nun, meinetwegen, sagte er sich, soll sie machen die Torte von Göthe, gewiß gehört es sich mit zu der Aufklärung!"

Inzwischen kehrte Frau Jeanette zurück zu ihrer Kulturarbeit, indem sie sich wieder der Köchin zuwendete. Da faßte sie sich auf einmal beim Kopfe und schrie wie besessen: „Weh geschrien, eine Kugel hat mich getroffen! Was hast Du gethan?"

Sie gewahrte nämlich, daß die Köchin noch immer das

Eiweiß umrührte, trotzdem daß die vorgeschriebenen „drei“ Minuten schon lange vorüber waren.

„Lehmener Gaulem“*) schrie sie mit heiserer und aufgeregter Stimme, „angemalter Ochs, Du Klotz mit Augen! Hast Du nicht gehört, wie ich Dir gesagt habe, daß Du das Eiweiß nur drei Minuten umrühren sollst? Da hast Du mir ja Alles zu Schanden gemacht! Was fängt man da an? Da muß ich zu meiner Olgaleben, vielleicht weiß sie Rath.“

Und die Aermel aufgeschürzt, mit der Brille auf der Nase und das Kochbuch in der Hand stürzte sie in heller Verzweiflung durch alle Zimmer in den Salon zu ihrer Tochter mit dem Rufe:

„So hör' doch was geschehen, Olgaleben!“

Aber das Wort blieb ihr wie ein würgender Knochen im Halse stecken, denn „Olgaleben“ schleuderte ihr einen solchen vernichtenden Blick zu, daß er sie an allen Gliedern lähmte.

Fräulein Olga saß nämlich am offenen Flügel an der Seite ihres Klavierlehrers, eines hübschen jungen Mannes mit einem blonden Schnurrbärtchen und studirte ein neues Musikstück ein für den „litterarischen Abend“ wie sie ihn nannte. Sie war über alle Maßen glücklich, denn sauber entwarf sie mit ihm ein Programm, das überaus reichhaltig war und einen glänzenden Erfolg des Abends voraussehen ließ. Da fehlte es nicht an einigen Deklamationen, an einigen Liedern, an einem Conzertstück zu Klavier, alles aus Göthe, auch hatte der Gelegenheitsdichter Herr Wersak seine Mitwirkung an diesem Abend zugesagt, was doch gewiß eine glänzende Acquisition war, kurz sie war darüber so freudetrunken, daß sie nahe daran war, ihrem geliebten Lehrer um den Hals zu fallen. Da platzte ihr just in diesem Augenblick die Mama herein mit ihrem häßlichen „Olgaleben“ und riß sie aus allen Himmeln; — und so verdirbt sie ihr immer die Freude, diese abscheuliche Mama! —

*) „Lehmklumpen“.

Aber Mama war trotzdem auch fähig für die Aufklärung Opfer zu bringen, denn bald nach dem Verweise ihrer Tochter lief sie zurück in die Küche mit dem heroischen Kommando: „Schlage neue zehn Eier aus! Soll die häßliche Nachbarin nicht wieder etwas zu räsonniren haben!“

Bei all ihrem Thun und Lassen war sie darauf bedacht, daß die Nachbarin keinen Anlaß habe, sich über sie lustig zu machen. In der That verfolgte sie diese so sehr mit ihrem Spotte, daß schon ihr Anblick sie in Schrecken versetzte. Es ist nicht aufgeklärt, ob diese Verfolgung nur der trüben Quelle des Neides und der Mißgunst entsprang, oder vielmehr der des edlen Widerwillens gegen das fratzenhafte Gebahren dieser Frau Jeanette als aufgeklärte Dame, — aber es ist Thatsache, daß diese Nachbarin ihr mit ihrem Hohne das Leben verbitterte und daß sie auch die Fähigkeiten dazu besaß: eine schneidige Zunge und eine merkwürdige Nachahmungsgabe. Sie brauchte nur auf dem Corridor eiinge ihrer Geberden und Redensarten nachzuahmen und es gab unter den Nachbarinnen, die sie umringten, ein solches Gelächter, daß das Haus davon erdröhnte. Frau Jeanette nahm sich daher zu jeder Zeit vor ihr in Acht und auch jetzt lag es ihr zumeist am Herzen, daß diese Nachbarin keinen Anlaß habe, sich über sie lustig zu machen.

Aber just jetzt plante diese Nachbarin gegen sie einen Streich, der sie nicht blos vor den Nachbarinnen lächerlich, sondern vielmehr sie und ihr ganzes Haus vor der ganzen Stadt zum Spottbilde machen sollte. Zu diesem Zwecke war ihr die Mithülfe der bei Frau Jeanette dienenden Köchin unbedingt nöthig. Sie zog sie daher mit in ihr Geheimnis, und um nicht bei ihr auf Widerstand zu stoßen und sie vielmehr zu einem ihr gefügigen Werkzeug zu machen, sicherte sie ihr bei sich die Stelle als Köchin zu, was dieser nur sehr willkommen war, weil sie von den dummen und bösen Launen der Frau Jeanette genug zu leiden hatte.

Indeß aber hatte Frau Jeanette keine Ahnung von dem, was gegen sie im Dunkeln gesponnen wurde und arbeitete mit vollen Segeln an den Vorbereitungen für den literarischen Abend. Auch Herr Heinrich war jetzt mit sich voll-

kommen einig, daß Herr Göthe ein ganz tüchtiger Bursche sei, der es verdient, daß ihm zu Ehren ein anständiges Fest gegeben werde, denn erstens behauptete es seine Olga und auf sie kann man sich verlassen, und zweitens hat er darüber selber viel nachgegrübelt und versteht es daher aus eigener Vernunft, daß dieser Herr Göthe sein Mann sei, ein Mann von der Praxis. Ganz gewiß hat er Recht, wenn er sagt, „fest gemauert“! Was denn? wie sie jetzt mauern, die Hallunken, rein Spinngewebe, daß einem das Haus bald baufällig wird und über den Kopf zusammenstürzt? Nur fest gemauert. Ein fixer Kerl der Herr Göthe, er sei ganz sein Mann! Beim Baue seines neuen Hauses, den er nächstens in Angriff nimmt, werde jetzt auch er diesen Lehrsatz stets im Munde führen: fest gemauert, von Grund aus nur fest gemauert! Fürwahr ein gelungenes Kerlchen, dieser Herr Göthe! — Aber ein Fest werde er dafür ihm zu Ehren veranstalten, daß alle Gäste sich bei ihm unter den Tisch trinken sollen! Und wer wird bei ihm nicht zu Gaste sein? Er möchte es nur wissen! Etwa der Herr Bezirkshauptmann? Der liegt ja geradezu bei ihm in der Tasche. Seine Frau und Töchter? Nun, diese Leckermäuler sind immer lüstern nach einem guten Bissen. Der Herr Steuereinnehmer, sein täglicher Zechgenosse, der bleibt doch gewiß nicht weg. Und wenn man ihn mitten in der Nacht aufwecken sollte: „Alter Säufer, da gibts eine Zeche!“ Da schlägt er gewiß durchs Fenster, um nur keinen Augenblick zu versäumen. Der Herr Adjunkt etwa? Der hat ihn ja erst gestern angepumpt. Die andern Herren wieder spielen gerne ein Kärtchen und Herr Heinrich läßt sich gerne das Geld abnehmen, weil es ihm just so paßt. Die Herren Offiziere? Nun, diese leichten Schmetterlinge, die fliegen ihm gerade auf die Hand, wenn er sie nur ausstreckt. Dabei überkam ihm eine zärtliche Rührung, wie er so an seine Tochter dachte, die sich von den blinkenden Messingknöpfen und den klirrenden Degen so gerne umgeben sieht. — Sie sollen nur kommen, diese Herren Schlemmer, warum soll nicht auch das Kind seine Freude haben? Hauptsache ist: das Göthefest würde von sich überall sprechen machen, daß man es wisse, was er, der

Herr Heinrich, nicht Alles vermag! — — Und Herr Heinrich entfaltete in der That eine Thätigkeit, die den einstigen Kellner in Schatten setzte. Er lief von Handlung zu Handlund und kam jedesmal nach Hause mit ganzen Ladungen, mit Flaschen Cognac, mit Porter, mehreren Schachteln Sardinen, einer dito Kaviar, Aufgeschnittenem, diversen Spielkarten; kurz, wie ein zweiter Bosko stand er da und kramte die verschiedenen Einkäufe aus seinen unergründlichen Taschen, wie aus der ewigen Zauberflasche. Er selber besorgte den Einkauf der Fische, und da hätte man ihn nur sehen sollen, wie er auf der Thüre seines Hauses stand mit einem breiten Schmunzeln und in der Hand einen riesengroßen Fisch, der noch zappelte. „Ha!“ frohlockte er zu seiner Tochter, „was sagst du zu dem Kerl da? Dein Herr Göthe wird wohl Grund haben mit meinem Feste zufrieden zu sein — was?!“

Frau Jeanette wieder war in den letzten Tagen mit etwas ganz anderem beschäftigt — mit ihrer Schönheit. Sie sei ja die Frau Mama und da werden die Herren alle ihr die Hände küssen, da heißt es schön und vornehm sein! — Zu halben Tagen stand sie vor dem Spiegel und streuete Puder auf ihr Gesicht, riesige Dosen Puder, daß jede Ritze und Falte ihres Gesichtes als eine kleine Mehlniederlage anzusehen war. Dann wieder schnitt sie verschiedene Gesichter, bald dieses, bald jenes, bald lachte sie, und zwar so, daß die fehlenden Zähne nicht zum Vorschein kamen, und bald wieder gab sie sich eine hochwichtige Miene — sie stelle ja das Haus vor!

Während Mama vor dem Spiegel an ihre Schönheit Hand anlegte, brauste, tönte und klingelte es aus einem der nächsten Zimmer her; denn dort waren zu jeder Tagesstunde die aktiven Theilnehmer des Festabends versammelt und hielten jeder für sich Proben ab. Bruno Wersak, der Gelegenheitsdichter, stand vor dem Spiegel, mit der einen Hand wie ein Rasender in der Luft herumfuchtelnd, während er die zweite krampfhaft an das Herz drückte und schrie zum Erbarmen, daß er das Aussehen hatte, wie wenn er soeben einen bösen Anfall bekommen hätte. Herr Jaschinski wieder, der Klavierlehrer, saß mit unschuldiger Miene vor dem

Klaviere und malträtirte unterdessen mit beiden Händen die Tasten, so kannibalisch, daß sie in ein jämmerliches Geheul ausbrachen, wie wenn sie schreien würden: „Gewalt, ein Räuber ist über uns hergefallen!“ Während dessen stand Fräulein Olga mitten im Zimmer, die Augen verdreht und das Haupt zurückgeworfen, wie in einem somnambulen Zustand und schmachtete mit ersterbender Stimme: „Meine Ruhe ist hin, mein Herz ist schwer!“

Wer damals in diese Werkstätte der Kunst einen Blick geworfen hätte, würde gewiß geglaubt haben, er sehe vor sich drei Tollhäusler, von denen jeder von einer andern Manie beherrscht ist. Aber Niemandem war dieser Anblick vergönnt, nur der Frau Mama, die aber vor dem Spiegel mit sich selber so beschäftigt war, daß sie für Alles andere keine Ohren und keine Augen hatte.

Und was erst einen Tag vor dem Festabend in diesem Hause zuging, das spottet schon aller Beschreibung. Ein tolles Durcheinanderrennen, — ein Keifen und Schreien, — eine wilde Hetzjagd von Mägden und Dienern, — ein Schieben und Rücken von Tischen und Sesseln; dabei tummelte sich Alles durcheinander: Herr Heinrich mit verbundenen Zähnen, da er soeben durch die hier überall offenstehenden Thüren u. Fenster, von einem Zug gepackt wurde; — Frau Jeanette wieder rannte wie besessen mit nackten Schultern, sehr dürftig gekleidet, nur blos in einem kurzen Unterrock von schreiend rother Farbe, der hinten so stark aufgeschlitzt war, daß er in aufdringlicher Weise fast Geheimnisse verrieth, auf die Niemand neugierig war. Neben ihr hastete Fräulein Olga in einem weißen Kaisermantel mit zerflossenem Haare, in der Hand eine erglühete Krausscheere und in dem Munde einige Stecknadeln; und Alles lief und schrie und suchte, ohne daß sich der eine um den Andern kümmerte. Endlich aber schälte sich nach und nach aus diesem Wuste eine gewisse Ordnung heraus, wie aus dem Gesause von stimmenden Instrumenten eine Harmonie. Alle Räume schwammen in Licht und Glanz. Die schöngeschwungenen großen Glockenblumen des Kronleuchters strahlten in röthlichem Glanze und spiegelten sich in den

großen goldumrahmten Lüstern an den Wänden. Auf dem Tische prangten die vielarmigen Tischleuchter, welche schön gemeißelte Ritterfiguren hochemporhielten. Auch fehlte es nicht an allen Ecken der Zimmer an Spieltischchen, auf welchen die Karten in einem kühn hingeworfenem Halbmonde zu sehen sind. — Es gibt doch kein Vergnügen ohne ein Kartenspielchen, das wird wohl auch der Herr Göthe einsehen.

Herr Heinrich steckte im Frack, weißer Binde, grauen Handschuhen, blauseidener Weste und karirten Beinkleidern, so daß seine kugelrunde Gestalt sich wie ein buntbezeichneter Globus ausnahm. Frau Jeanette rauschte in ihrem schwarzen Seidenkleide mit der ellenlangen Schleppe wie ein Pfau im Saale herum. Dagegen prangte Fräulein Olga in einer blüthenweißen Seidenrobe voller Rieschen und kühner Faltenwürfe, die wie rauschender Meeresschaum sie umflossen und in ihrem rabenschwarzen Haare funkelte eine blitzende Diamantennadel. Sie behauptete, sie sei heute à la Gretchen gekleidet.

Eine geraume Weile sah man voller Spannung der Ankunft der Gäste entgegen, die auch in der That nicht lange auf sich warten ließen.

Vorerst erschienen in corpore die aktiven Theilnehmer des Festabends: Herr Theodor Wirsak, der Gelegenheitsdichter, Herr Eduard Brummer, der Sänger, und Herr Karl Jaschinski, der Klavi rlehrer, alle blank in voller Gala mit dem Chapeau-Claque unter dem Arme. Nachdem die Gastgeber sie als alte Hausfreunde begrüßt hatten, hieß sie auch Fräulein Olga mit einem freundlichen Kopfnicken willkommen und unterhielt sich mit ihnen über das Arrangement des Abends.

Inzwischen ließ sich vor der Thüre eine Art Wiehern vernehmen, wodurch der Herr Steuereinnehmer regelmäßig seine Ankunft anmeldete. Und wirklich stieß er bald darauf die Thüre auf und erschien im Rahmen derselben, halb betrunken wie immer, mit einem aufgedunsenen Gesichte und einer karmoisinrothen Nase, die in Schweißtropfen perlte.

Madame Jeanette und ihr Mann begrüßten ihn wie einen alten, guten Bekannten.

„Was ist denn heute bei Euch für ein Fest?“ fragte er mit roher Stimme die Frau Jeanette, die ihn in den Salon begleitete.

„Heute ist bei uns ein „tartarischer Abend“ für Goethe“, erwiderte sie mit stolzer Ueberlegenheit . . .

„Was?“ fragte er, „was macht Ihr heute?“

„Nun, einen tar—“

„Einen litterarischen Abend“, fiel ihr Fräulein Olga rasch ins Wort, die blitzschnell herbeigeeilt war, weil sie Gefahr im Verzuge sah.

„Einen litterarischen Abend, das hört sich an“, gab der Herr Steuereinnehmer zu; und zu Herrn Heinrich gewendet sagte er: „Hast Du gehört, Dein Weib macht einen tartarischen Abend. Versteht sie aber so einem fremden Worte den Garaus zu machen, daß die Deutschmacher, die jedes Fremdwort in der deutschen Sprache zu vernichten suchen, ihre Freude an ihr hätten! Weißt Du, für meinen Erzfeind, den Kassirer Grabowski, hätte ich nur einen Wunsch —“

„Und der wäre?“

„Daß aus ihm ein Fremdwort würde und er käme Deinem Weibe in den Mund.“

„Und was wäre dann?“

„Du fragst noch, Du Tölpel? Dann würde sie ihm zurichten, daß ich es ihm gar nicht besser wünschen könnte!“

„Ein verrückter Einfall!“ lachte Herr Heinrich.

„Jetzt aber sage mir, Freundchen“, nahm wieder der Herr Steuereinnehmer das Wort, „und Du machst allen Ernstes einen litterarischen Abend?“

„Nun, was läßt sich dagegen thun? Meine Tochter hat sich in den Kopf gesetzt, sie will einen litterarischen Abend!“

„Was? Deine Tochter will Dich justement zum Litteraten machen? Armer Herschku, da kann ich Dir nur einen Rath ertheilen.“

„Nun?“

„Du läßt einfach für mich einen Liter Wein einschenken und für Dich einen und dann werden wir beide die rechten Literaten für Deinen Abend sein — verstanden?"

„Ja, das bekommst Du bald, Du alter Säufer!" vertröstete ihn Herr Heinrich; „aber sag' mir nur, wo hast Du Dein Weib und Deine Töchter zurückgelassen?"

„Weibervolk kriecht nach", gab er grobkörnig zur Antwort; „da kommt sie schon!"

Wirklich öffnete sich in diesem Augenblick die Thüre und die Frau Steuereinnehmer trat ein: ein hageres, überwachsenes Weib, mit zwei üppigen, untersetzten Töchtern, die ihr rechts und links am Arme hingen, so daß sie wie ein Wassereimer mit zwei nachhängenden Kannen aussah.

Es erfolgte eine laute Begrüßung, ein Austausch von Küssen und eine Versicherung des höchsten Entzückens über das gegenseitige Aussehen. Aber Fräulein Olga konnte sich nur für wenige Augenblicke diesen Gästen widmen, weil ein lustiges Säbelgerassel vor der Thüre ihr die Ankunft neuer Gäste ankündigte, von denen jeder Einzelne ihr viel lieber war, als sämmtliche Steuereinnehmerfrauen der Welt mitsammt ihren Töchtern. Wirklich marschirte auf einmal eine ganze Gruppe junger Officiere herein. Wie die Bienen umschwärmten sie sofort das Hausfräulein, das von diesen Heldensöhnen mit Complimenten wie mit Feuerkugeln von allen Seiten beschossen wurde, so daß die ohnedies etwas schon gerüttelte Festung Gefahr lief sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Nur höchst ungern entzog sich Fräulein Olga diesem ihr so wohlthuenden Bombardement, denn ein Zug von neuen Gästen drängte jetzt ins Zimmer, darunter der Bürgermeister sammt Frau und Töchtern, auch der Apotheker und seine Frau mit einer ganzen Schaar von Töchtern diversen Alters, und endlich auch die Säule der Stadt, der Herr Bezirkshauptmann mit seinem kleinen zehnjährigen Töchterchen. Alles redete durcheinander, daß man nur ein babylonisches Stimmengewirr zu hören glaubte. Frau Jeanette lachte alle so glückselig an, daß ihr volles, breites Kinn auf einmal einen ganzen Anhang von mehreren Fortsetzungen erhielt. — Eine Kleinigkeit diese Ehre; wer

nicht da Alles auf den „tartarischen Abend“ zu ihr ins Haus kommt, sogar die höchsten Würdenträger. Müßte da nicht der Nachbarin vor Neid die Galle platzen!

Die illustre Gesellschaft begab sich darauf, je eine Dame am Arme eines Mannes, in den Salon, wo sie in verschiedene Gruppen sich theilten. Die Herren Offiziere boten das Möglichste auf, die jungen Damen zu unterhalten. Ganz mannigfaltig sind aber auch die Stoffe, die hier behandelt werden. Hier erklärt ein Offizier mit einem mächtigen Schnurrbart seiner Dame, daß die „freie Liebe“ dem Menschen die höchste Glückseligkeit bringen könnte; und um ihr das zu beweisen, kräuselte er sich den Schnurrbart, daß er in zwei Riesenspießen auslief. Ein anderer wieder, ein Milchbart von einem Lieutenant, der erst jüngst seine Ernennung erhielt, erzählt seiner Dame ein Langes und Breites von dem Regimentskommando und dem letzthin stattgefundenen Herbstmanöver, worauf er zu den Repetiergewehren überging und den Krupp'schen Kanonen letzter Construction. Das scheint die Dame sehr lebhaft zu interessiren, denn sie reißt von Zeit zu Zeit Mund und Augen auf. Sie gähnt nämlich, wodurch sie ein feines Verständniß für seine Sache bekundet. Der Offizier jedoch fährt unbekümmert darum in seiner Auseinandersetzung fort und geräth am Ende in einen solchen Eifer, daß er seine Dame im buchstäblichen Sinne wie einen Rekruten abzurichten anfing: „Man zieht das Gewehr fest an sich, richtet den Lauf, spannt den Hahn und dann — bums! —“ Wieder ein Anderer, ein junger Don Juan, unterhält seine Dame mit selbsterlebten Abenteuern, was sie sonderlich zu ergötzen schien, denn man hörte jedesmal ein helles Lachen, während die Backfische verständnißvoll leise in sich hineinkichern. Manche älteren Damen wieder zischeln sich Ohr an Ohr Verschiedenes zu, was, wie ihre bösen Augen verrathen, keineswegs eine Abhandlung von dem Gottesreiche auf Erden zu sein scheint. Die älteren Herren wieder überließen ihre Frauen und Töchter den Herren Offizieren und machten sich über die Spieltische her, was jedoch Herr Heinrich verhinderte, denn das Kartenspiel bildete laut Programm erst den zweiten Theil des Abends. Der

Herr Steuereinnehmer war darüber so ergrimmt, daß er in ein Donnerwetter ausbrach:

„Kreuz, Himmel, Sakrament! Hast Du uns hergerufen, um uns mit den Narreteien Deiner Tochter zu langweilen?“

Aber der Herr Heinrich kannte das geheime Zaubermittelchen, durch welches dieser Wüthrich gebändigt werden konnte. Er ließ eine große Flasche Wein vor ihn hinstellen und im Nu war der Zorn verrauscht.

Madame Jeanette rauschte unterdessen mit ihrer langen Seidenschleppe im Saale herum und gab sich eifrige Mühe, die Gäste zu unterhalten, indem sie jeden von ihnen verbindlich anlächelte, ohne nur ein Wort zu sprechen: denn nach der Blamage mit dem „tartarischen Abend“ nahm sie ihre Tochter Olga auf die Seite und ertheilte ihr folgende Zurechtweisung: „Um Gotteswillen Mama, Sie blamiren mich ja, — müssen Sie denn reden? Sehen Sie, wie der Papa nur das Allernothwendigste spricht. Begnügen Sie sich damit, hier zu lächeln, dort freundlich zu nicken und hier wieder eine freundliche Miene zu machen, das reicht vollkommen aus. Ihr Sprechen skandalisirt mir ja den ganzen Abend!“ Madame Jeanette beherzigte die Zurechtweisung ihrer Tochter und spielte von jenem Augenblick an nur „die Stumme von Portici“.

„Sie sind sehr hübsch eingerichtet“, sagte ihr die Frau Bürgermeisterin.

Madame Jeanette lächelte verbindlich, ganz wie Fräulein Tochter befohlen.

„Wo haben Sie sich die Möbelstücke angeschafft?“ fragte die Frau Bürgermeisterin.

Da reichte ein Lächeln nicht mehr aus. Madame Jeanette sah sich vorsichtig um, ob das gestrenge Fräulein Tochter nicht in der Nähe sei.

„In Wien, allergnädigste Frau Bürgermeisterin“, und da sie einmal ins Reden gekommen, drängte sich ihr ein ganzer Schwall aus dem Munde. Doch die „allergnädigste Frau Bürgermeisterin“ fiel ihr mit einer weiteren Frage ins Wort:

„Das ist wahrscheinlich Alles nach dem Geschmack Ihrer Tochter — nicht?"

„Ihrer Tochter" — da gerieth Madame Jeanette aus allen Banden und fluthenweise strömte es aus ihr:

„Was wissen Sie, allergnädigste Frau Bürgermeisterin, was sie ist, meine Olgaleb — ein Philisoph, ich sage Ihnen ein Philisoph, noch mehr als ein Philisoph. Nicht umsonst lieben sie die Herren Offiziere alle. Sie küssen ihr jeden Fußtritt ab . . . Und was für Blumen sie von ihnen jeden Tag bekommt — ganze Haufen! Und diesen tar—, nein, wollte sagen, diesen ararischen Abend, meinen sie, wer hat ihn ausgedacht? Wieder unsere Olga. Da hat sie gelesen in der Zeitung von der Goethetorte. Sie ist vernarrt, sage ich Ihnen, in diesen Goethe. Ich möchte Ihnen nur wünschen, allergnädigste Frau Bürgermeisterin, Sie sollen sie hören, wie sie reklamirt von ihm: „Festgemauert in der Erden." Ich sage Ihnen, man könnte da aufs Gesicht fallen und weinen, doch Sie werden sie ja bald hören!"

Madame Jeanette, die in ihrem Eifer es nicht einmal beachtete, wie die Frau Bürgermeisterin sich schier die Lippen abbiß, um nicht in ein lautes Gelächter loszuplatzen, kam jetzt erst recht in die Redewuth. Doch zu ihrem Verdrusse öffnete sich jetzt die Thüre des Klavierzimmers und der Herr Wersak trat pathetisch herein, mit einem ganzen Stoß Papierstreifen in der Hand, von welchen er einem jeden der Gäste mit einer zierlichen Verbeugung einen hinlangte. Es war das Programm des litterarischen Abends in folgender Ordnung:

1. „Der Erlkönig." Text von Goethe, Musik von Schubert. Vorgetragen von Herrn Brummer, mit Klavierbegleitung von Fräulein Olga.

2. Ein Gesangsstück aus der Faustoper: „Meine Ruhe ist hin." Solo von Fräulein Olga, mit Klavierbegleitung von Herrn Jaschinski.

3. Auftischung der Goethetorte.

4. Eine Hymne, verfaßt und vorgetragen von Herrn Theodor Wersak.

5. Enthüllung der Goethetorte durch Fräulein Olga.

Jetzt erschien Fräulein Olga am Arme ihres Galans, des Klavierlehrers, und lud mit einem verständlichen Lächeln die geehrten Herrschaften zu sich ins Klavierzimmer, wo die Feierlichkeit stattfinden sollte. Die ganze Gesellschaft nahm sofort Aufstellung. Von den Herren Offizieren geleitete jeder ein anderes Fräulein, während von den älteren Herren jeder die Frau eines Andern am Arme führte. Der kurze, untersetzte Herr Heinrich führte die überwachsene Frau Steuereinnehmer am Arme, und so blieb dem Herrn Steuereinnehmer kein anderer Ausweg, als der Frau Janette den Arm zu reichen. Dieser war jedoch drauf bedacht, sich seine Flasche Wein unter dem zweiten Arm zu nehmen, die er unter allen Umständen viel fester an sich drückte, als die Madame Janette, weil diese, meinte er, ihm gewiß hier Niemand stehlen werde, was sich jedoch von der Flasche Wein weniger behaupten ließe. Im Saale angelangt, nahm ein jeder der Herren Platz neben seiner Dame. Der Herr Steuereinnehmer jedoch zog sich, nachdem er seiner Pflicht sich entledigt, mit der Flasche Wein in die Nähe der Thüre zurück, wo er sich sofort ein großes Glas einschenkte und den Kopf zwischen beiden Händen stützte.

Nachdem die Ruhe hergestellt wurde, begann die Feierlichkeit, wie es im Programm festgestellt war.

Herr Brummer führte Fräulein Olga zum Klavier hin, wo sie auf einem Tabouret Platz nahm, während er, hinter ihr stehend, nach einem wiederholten Hüsteln und Räuspern den „Erlkönig" zu singen anfing.

Schon die ersten Stoßtöne des Herrn Brummer und der donnernde Anschlag des Fräulein Olga versprachen eine gewaltige Leistung. Wirklich begann der Sänger den „Erlkönig" so unbarmherzig zu brüllen, daß darob die Fenster erklirrten. Als er gar an der Stelle anlangte: „Vater, Vater, und siehst Du nicht," da gerieth der Herr Brummer in eine Art Raserei, denn er brach in ein solch' wüstes Geheul aus, daß man nicht blos den Schreckensschrei eines zu Tod geängstigten Kindes zu hören glaubte, sondern vielmehr das Gebrüll eines geschlachteten Stieres. Von da ab tobte und tollte der gewaltige Sänger unter dem zunehmenden

Gepolter des Klaviers Alles wüst durcheinander, die Nacht, den Erlkönig, das Kind, den Vater: sogar das „Säuseln des Windes“, und er wüthete und wetterte solange, bis „in seinen Armen das Kind war — todt“. Da kam es wie Erleichterung über alle Anwesenden, nicht so sehr darüber, daß das arme Kind wirklich ausgelitten hatte, sondern vielmehr darüber, daß ihre eignen Leiden ein Ende genommen hatten, da ja sie selber nicht weniger Todesmarter von diesem Erlkönig zu erdulden hatten.

Der Applaus des Publikums blieb jedoch nicht aus, schon aus Dankbarkeit, daß er die Marter nicht noch länger hinausgezogen hatte.

Nach einer kleinen Pause kam die zweite Nummer des Programmes zur Ausführung. Fräulein Olga trat durch die rauschende Seidenportière am Arme ihres Galans auf die Schaubühne, ganz à la Gretchen gekleidet, in einer schneeigen Seidenrobe und einer blitzenden Diamantennadel im Haare. Allerdings meinten einige Kritiker unter dem Publikum, daß für ein bescheidenes Gretchen ein solcher Diamantenschmuck nicht recht am Platze sei, allein Dichter Wersak wußte ihnen darauf mit überlegener Miene zu antworten, daß Gretchen jetzt so erscheine, nachdem sie die verschiedenen Schmucksachen von Faust bereits in Empfang genommen habe. —

Das Erscheinen der Hauptheldin des Abends begrüßten die Anwesenden, besonders die Herren Offiziere, mit lautem Jubelrufe, was sie ihrerseits mit einer anmuthigen Verbeugung erwiederte. Nachdem der Beifallssturm sich gelegt hatte, stimmte ihr Begleiter das Präludium zu Klavier an, worauf Fräulein Olga, die Hand an das Herz gedrückt und die verdrehten Augen gegen die Zimmerdecke gerichtet, mit schmachtender Stimme ihren Gesang anfing:

„Meine Ruhe ist hin,
„Mein Herz ist schwer —“

Da unterbrach sie plötzlich eine Stimme, die mit einem komischen Stoßseufzer von der Thüre kam:

„Mein Wein ist hin,
„Meine Flasche ist leer!“

Es war der Steuereinnehmer, der sie unterbrochen hatte, und als Beweis seiner Worte hielt er hoch über alle Köpfe seine leere Flasche dem Publikum hin.

Die komische Wirkung dieser Unterbrechung blieb nicht aus. Von allen Seiten erscholl ein lautes Gelächter, während die arme Heldin mit der hochtragischen Miene wie zu einer Statue erstarrte.

Die allseitigen Aufmunterungen jedoch brachten wieder Fräulein Olga zu sich, so daß sie nunmehr ihren Gesang von neuem anfing. Sie vermochte jedoch nicht die komische Wirkung des früheren Intermezzo's zu verwischen, indem die meisten Damen krampfhaft in ihre Schnupftücher hinein bissen, um nicht mitten drin in ein Gelächter loszuplatzen; aber es verlief doch ohne weitere Störung, und zum Schlusse klatschte man ihr von allen Seiten Beifall, ja, die Offiziere umringten sie nachher mit lauten Jubelrufen und einer von ihnen überreichte ihr im Namen seiner Collegen ein großes Blumenbouquet.

Jetzt aber sollte der eigentliche feierliche Theil des Programmes folgen.

Fräulein Olga ließ zweimal die Tischklingel erschallen, und da trat die Köchin, in ihrem Feierkleide geschmückt, in's Zimmer, auf einem silbernen Tablet die Goethetorte tragend, die, unter einer Sturzdecke verhüllt, von Niemanden gesehen wurde.

Und nun stand die Goethetorte wie das verschleierte Bild von Saïs mitten auf dem Tische.

Von dem Ernst und der Wichtigkeit des Moments durchdrungen, trat jetzt Dichter Wersak mit einer Rolle in der Hand hart vor die verhüllte Goethetorte hin, und nachdem er die Rolle auseinandergemacht, strich er sich den Schnurrbart rechts und links und begann mit feierlicher Stimme sein Gedicht, dessen Anfang und Refrain in folgenden Versen ausklang:

„Sei uns gegrüßt in Jubelfeier,
Dichter an Olympespforte!
Wie ein Vermächtniß hoch und theuer
Ist uns Deine Lieblingstorte —

Wir kosten sie mit heiligem Feuer,
Wie Deine großen Dichterworte,
Und zollen ihr die Ruhmessteuer:
Sei gegrüßt, Du Goethetorte!

Nach dieser mit feurigem Pathos vom Herrn Wersak vorgetragenen Hymne trat Fräulein Olga heran, um durch die Enthüllung der Torte dem schönen Goethekultus den würdigen Abschluß zu geben; aber, o weh, kaum, daß sie den Deckel weg that und die Torte enthüllte, wich sie erblaßt mit dem Schreckensrufe zurück: „Herr Jesus und alle Heiligen!“

Was sie nämlich enthüllte, war keine Goethetorte, sondern eine riesige „Sabbatkugel“, die in Schmalzthränen sich schier auflösen wollte.

Auch der Herr Heinrich war von diesem unerwarteten Anblick so betäubt, daß er, die ganze illustre Gesellschaft vergessend, sein Weib beim Arme packte: „Um Gotteswillen, Ester Jitte, was ist denn geschehen?“

Aber diese starrte wie geistesabwesend auf das Monstrum auf dem Tische und brach endlich in den gewohnten Schmerzensruf aus: „Ach, eine Kugel hat mich getroffen!“

„Und eine Sabbathkugel dazu!“ ergänzte der Steuereinnehmer, der sich zum Tische hindrängte und mit einem Messer, das er vom Tische ergriff, sich ein großes Stück Kugel herunterschnitt, das er hastig sich in den Mund steckte. Die anderen Herren, die Offiziere nicht ausgeschlossen, folgten seinem Beispiele und fielen wie die Bienen über die Kugel her, so daß, bevor man sich's versah, von ihr keine Spur zu sehen war. Die Damen lachten, daß ihnen das Wasser über die Wangen lief. Fräulein Olga hingegen wandte entsetzt die Augen weg, um nicht die Schmach mitanzusehen, während ihre Mutter, die Frau Janette, der vor Wuth schier die Galle platzte, wie besessen in die Küche stürzte, um sich auf die Köchin zu werfen, aber sie war nicht mehr dort zu treffen, da sie inzwischen ihren Dienst bei der Nachbarin angetreten hatte.

Ich setze von Dir voraus, lieber Leser, daß Du ein mitleidvolles Menschenherz in Deiner Brust trägst und unterlasse es daher, Dir den weiteren Verlauf des Abends, der überreich war an Hohn und Schmach, ausführlich zu schildern. In einem abgesonderten Eckzimmer zusammentreffend, geriethen Vater, Mutter und Tochter heftig aneinander, indem jeder die Schuld auf den andern wälzte, indeß die lieben Gäste in dem Salon wie in einer Nachtschenke hausten. Mit wenigen Worten gesagt, Frau Janette hatte recht, es war ein „tartarischer Abend". — Was ich Dir aber, lieber Leser, nicht verschweigen kann, ist, daß Fräulein Olga einen Tag später schon wieder mit dem Hülferufe: „Herr Jesus und alle Heiligen!" halbohnmächtig auf das Sofa zurücksank. Als sie nämlich das Lokalblatt zur Hand nahm, fand sie darin eine Schilderung ihres literarischen Abends, mit dem bissigen Nachsatze, daß unter dem Feenhändchen der schönen Zauberin, die alle Welt behext, sich auch die Goethetorte verwandelt hatte, und zwar in eine Ghettotorte, das heißt in eine Sabbathkugel. Zum Schlusse folgte noch eine treffliche Parodie auf die vom Dichter Wersak verfaßte Goethehymne, von welcher wir hier den Schlußvers folgen lassen:

„Sei uns gegrüßt in Jubelfeier
Du Mannakost der Himmelspforte!
Wie ein Vermächtniß hoch und theuer,
Tragen wir Dich von Ort zu Orte.
Du bist gespickt mit Schmalz und Eier
Und mit Rosinen bester Sorte —
Heilige Kugel, ungeheuer
Sei uns gegrüßt, Du Ghettotorte!



Wie würde es aussehen!

Beinahe die Hälfte der Menschen, behauptet ein Gelehrter unserer Zeit, gehört in einer gewissen Richtung dem Irrenhause. In wiefern jener pessimistische Philosoph recht hat, ist hier nicht meine Sache zu ergründen, aber das ließe sich jedenfalls mit Recht behaupten, daß es selten einen Menschen gibt, bei dem es nicht etwas happert, in dessen Geistesleben nicht ein Punkt, eine Stelle vorhanden sein soll, die von tiefer Nacht bedeckt ist, so daß kein Lichtstrahl der Vernunft einzudringen vermag Manche Menschen gar wären gradezu mit jener Uhr zu vergleichen, deren Zeiger sich regelmäßig im Kreislaufe bewegen, jedoch an einem bestimmten Punkte sich immer stauen und stehen bleiben, sei es, daß genau an dieser Stelle das innere Getriebe etwas defekt sei, oder daß hier durch irgend ein Hemmniß die Zeiger auf einanderstoßen und sich gegenseitig in der Fortbewegung hindern.

Mein Freund Selig, von dem ich hier erzählen will, hatte, wie es schien, in seinem geistigen Uhrwerke solch' einen wunden Punkt, über den er sich nicht hinweghelfen konnte und bei dem der Zeiger seiner Vernunft immer eine Stauung erlitt, so daß er anhalten mußte . . . Woher das kam? das weiß nur jener große Uhrmacher, der das innere Räderwerk der geistigen Maschine kennt . . .

Jenes Hinderniß fixirte sich bei ihm in der Frage: „Wie würde es aussehen?“ Er war in jeder Beziehung ein heller, klar denkender Kopf, gelangte er jedoch an jenen wunden Punkt, erfaßte ihn nämlich die Manie, zu wissen, wie dieses oder jenes unter gewissen Umständen aussehen würde, da stockte in ihm auf einmal das geistige Uhrwerk, da verlor seine Vernunft alle Herrschaft und kein noch so schlechter Streich hielt ihn davon ab, seine Neugierde zu befriedigen. Ich hatte Gelegenheit ihn seit seiner Kindheit zu beobachten und in der

schiedenen Zeitabschnitten es mit anzusehen, wie jener Dämon von Neugierde in ihm zum Ausbruche kam, stets zunehmend und in Begleitung von immer findigeren Mitteln.

Das erste Mal, da ich jene seltsame Manie in ihm gewahrte, war schon in seiner Kindheit.

Eines Tages nämlich brachte ihm sein Vater zum Präsente ein sehr schönes Buch mit Sammeteinband und Goldschnitt, ein Präsent, das ihn schier närrisch vor Freude machte. Als ich jedoch tags drauf zu ihm nach Hause kam, fand ich ihn mit verweinten Augen.

„Was ist Dir denn?“ fragte ich ihn.

„Ich bekam vom Vater Schläge,“ erwiederte er mit klagender Stimme.

„Und warum?“

Bevor er jedoch hierauf antwortete, fiel mein Blick auf den Tisch, wo ich jenes Buch gewahrte, aber wie unkenntlich und gräßlich entstellt! Der blaue Sammtüberzug war von demselben heruntergeschunden, so daß es mit dem funkelnden Goldschnitt und den primitiven Pappendeckeln ein gar tragikomisches Aussehen hatte.

„Was ist denn das?“ fragte ich befremdet.

„Das ist es ja, warum ich Schläge bekam,“ gestand er.

„Und wer hat Dir denn Dein schönes Buch so zerschunden?“

„Ich selber!“

„Und zu welchem Zwecke?“

„Weil ich neugierig war zu sehen, wie es sich so ausnehmen würde . . .“

„Das hättest Du Dir ja leicht vorstellen können!“

„Aber ich war neugierig es zu sehen und da fühlte ich ein wahres Jucken in den Fingern, daß ich so lange daran zupfte, bis ich mit einemmal den ganzen Sammt davon heruntergezogen habe.“

„Bist Du aber ein verrückter Kerl!“ lachte ich.

Er lachte unter Thränen mit und fügte hinzu:

„Ich kann Dir gar nicht sagen, wie neugierig ich war.“

So konnte er sich einmal in einen Frauenunterrock stecken mit einem hohen Cylinder; ein anderes mal über-

raschte man ihn in einem Soldatenrock mit dem antiken Schleier seiner Großmutter auf dem Kopfe und wieder ein anderes mal in einem Bauernkittel und auf dem Haupte die zwölfschwänzige Sabbatmütze seines Vaters — und alles das aus lauter Neugierde zu sehen, wie er sich in diesen kuriosen Aufzügen ausnehmen würde.

Bisweilen bewirkte der innere Drang, seine Manie zu befriedigen, daß er auf die urkomischsten Einfälle kam, von welchen ich hier einige dem Leser mittheilen will.

Eines Tages hörte man im Hofraum einen schrecklichen Jammerschrei, ähnlich dem Gekreische eines eingefangenen Raubvogels. Alle im Hause liefen von allen Seiten zusammen und da gewahrten sie, wie der Kopf seiner Muhme — eines alten zänkischen Weibes — sich durch das kleine Oberfenster der schmalen Kuhstallthüre hervorzwängte, mit Schaum vor dem Munde und fletschenden Zähnen . . .

„Wer war der Mörder?“ schnaubte sie vor Wuth. „Wer war der Mörder, der mir das gethan?“

„Was hat man Dir gethan?“ fragten Alle.

„Da seht Ihr's ja, wie er mich hier eingeschlossen hat, und da sitz' ich schon länger als zwei Stunden hier eingesperrt, in diesem engen, schmutzigen, stinkigen Loch, daß ich schier ersticke. Um Gotteswillen, öffnet mir, sonst schlage ich mich todt!“

„Und wer hat Dich eingeschlossen?“

„Ha, wenn ich's wüßte, aber ich konnte es nicht sehen; ich hörte nur, wie Jemand draußen den Schlüssel umgedreht und abgezogen. — So öffnet mir doch, sonst thue ich mir ein Leid an!“

Man mußte das Schloß aufreißen, um die arme Muhme zu befreien, die mit Schweiß bedeckt aus diesem sonderbaren Kerker hervorstürzte, schäumend vor Wuth und mit geballten Fäusten.

Wer diesen Streich ausgeführt, suchte man vergebens zu erfahren, jedoch eine Stunde später zog mein Freund Selig mich mit sich in einen Winkel und zeigte mir einen Schlüssel.

„Siehst, da ist er!“

„Also, das war Dein Werk!“

„Da siehst Du ja!“

„Das war von Dir ein schlechter Spaß, die Arme hätte ja dort ersticken können!“

„Daran bin ich wahrhaftig nicht schuldig!“

„Und wer denn?“

„Meine verdammte Neugierde!“

„Bist Du aber ein komischer Kauz!“ lachte ich.

„Lache soviel Du willst“ sagte er ernst. „Denn wenn mich einmal die Neugierde packt, dann giebt sie mir keine Ruhe, bis ich sie befriedige und koste es mein Leben! Auch jetzt hatte sich mir das Verlangen in dem Kopfe festgesetzt, ich will einmal die gute Muhme auch in diesem Zustande sehen, und wahrhaftig, sie nahm sich dabei gar nicht übel aus. — Nicht wahr?“

* *
*

Noch possirlicher ist der Streich, den er eine Zeit lang später einer Nachbarin gespielt hat. In ihrer Nachbarschaft nämlich wohnte eine junge Frau, die fast menschenscheu sich von dem Verkehr mit Nachbaren zurückzog, so daß sie sich nie vor dem Hause zeigte. Mein junger Freund Selig äußerte mir oft, er würde gerne etwas anstellen, sie in großer Gesellschaft zu sehen. Um jenen Plan auszuführen, verfiel er eines Tages auf eine sehr originelle Idee. Er begab sich nämlich in eine Synagoge und sagte den dort hausenden Klausnern, eine Frau in seiner Nachbarschaft — wobei er genau Hausnummer und Thüre angab — bittet, daß Zehn von ihnen präcis 7 Uhr Abends zu ihr herüberkommen, denn sie wolle die Jahrzeit nach ihrem seligen Vater abhalten, dessen Trauerjahr gerade heute zu Ende gehe. Von dieser Synagoge begab er sich in eine zweite und dritte, überall mit demselben Auftrage an die Klausner, und mit der Betonung, ja genau in der siebenten Abendstunde sich dort einzufinden.

Genau um die festgesetzte Abendstunde zeigte die Gasse ein Bild, von welchem die Leute noch heute unter Lach krämpfen sich zu erzählen wissen. Eine wahre Völker

wanderung glaubte man zu sehen. Ganze Schaaren wälzten sich von allen Seiten dem Hause zu; denn alle fünf Bethäuser der Stadt spieen ihren Inhalt an Klausner auf die Gasse hinaus, und das wallte und wogte wie eine reißende Lawine jenem Hause zu, wo sie mit lautem Gepolter die Thüre aufrissen und alle Räume der Wohnung überschwemmten.

Der Dienstbote riß bei diesem ungewöhnten Anblicke weit den Mund auf, aber wer von diesen Leuten beachtete ihn? Vielmehr gingen sie hurtig an ihr frommes Handwerk: der eine wusch sich mitten im Zimmer mit Wasser die Hände, und in Ermangelung eines Handtuches rieb und reinigte er sich diese an der Wand. — Ein zweiter setzte die Brille auf und blätterte im Gebetbuche. — Zehn Andere husteten, nießten und schnäuzten sich die Nase wodurch sie sich gleichsam wie Instrumente zur Andacht stimmten, und viele wieder liefen wie Zottelbären brummend durcheinander, während einer von ihnen sich inzwischen mit dem Tallis sattelte, und vor einem improvisirten Altar mit lauter Stimme das Kadischgebet zu verrichten anfing — genug, es ging recht lustig zu.

Die arme Frau und der Dienstbote, die einzigen, die vom Hause ins Zimmer waren, flüchteten sich in ihrer Verzweiflung in ein besonderes Zimmer — aber das störte nicht die Klausner in ihrem frommen Tagewerke; lustig klapperten sie mit ihren Pantoffeln durcheinander und lärmten ihr Gebet, sie waren sicher, daß auch die beiden Weiber in dem besondern Zimmer das Gebet verrichteten. . . .

In ihrer Verzweiflung riß die arme Frau das Fenster auf und schrie mit wahnsinniger Stimme in die Gasse hinaus: „Gewalt! Ein Ueberfall! Mörder, Räuber! Gewalt, Hülfe! Hülfe!“

Auf diesen verzweifelten Hülferuf kamen die Leute von allen Seiten herbeigeströmt, und darunter auch einige Polizeileute, doch mußten sie in ein helles Gelächter ausbrechen als sie die sonderbaren Räuber und Mörder vor sich sahen, von welchen das Zimmer voll war und die anstatt mit Dolchen und anderen Mordinstrumenten mit Gebetbüchern be

waffnet waren, während der Räuberhauptmann mit dem Tallis über dem Kopfe dastand und sich wie ein Perpendikel schaukelte. — Eine Räuberbande, wie sie noch nie die Welt gesehen hat.

Eine geraume Weile dauerte es, bis es gelang, diese Mörder zu vernehmen, und da erfuhr man, daß sie ein etwa fünfzehnjähriges Jüngele herkommandirt habe, ja, viele waren aus dem Hause gar nicht fortzubringen, sie wollten von gar keinen Mißverständnissen wissen, sondern forderten für den geleisteten Dienst ihre Taxe.

Aus den hier erwähnten Thatsachen, von welchen ich noch Vieles zu erzählen hätte, müßte freilich der unbefangene Leser den Schluß ziehen, mein junger Freund Selig wäre ein unbändiger, übermüthiger Junge gewesen, aber ich kann nur betheuern, daß zu allen diesen Streichen sein wahres Wesen einen grellen Widerspruch bildete, denn er war trotzdem brav, gutmüthig, ein treuer Geselle, der für einen Freund sein Herzblut hergeben konnte. Auch darf man keineswegs annehmen, daß solche Extravaganzen oft von ihm angewendet waren, nur zu seltenen Zeiten schoß es ihm, wie er sich selber ausdrückte, durch den Kopf und da fiel er auf die kühnsten Einfälle und ruhete nicht eher, bis er seinen Einfall zur That werden ließ. War das nun geschehen, dann war er wieder der brave sittsame Junge. Uebrigens waren auch die von ihm ausgeführten Streiche immer so urkomisch, daß man viel darüber lachte, ohne daß er ein ernstes Bedenken aufkommen ließ.

Da mußte ich eines Tages erfahren, daß alle diese launigen Ausfälle, doch von einem finstern Dämon ihm vordiktirt waren.

Eines Tages nämlich fühlte ich mein Gemüth sehr bedrückt und in einem Anfall übler Laune warf ich die Bemerkung hin, die Last des Lebens wäre mir unerträglich und es wäre doch das Beste, wenn man sie abschütteln könnte.

Die Wahrheit gestanden, war es von mir nicht so ernst gemeint wie gesprochen. Ich äußerte gewissermaßen diese

Bemerkung nur, weil ich unbewußt das Bedürfniß fühlte, von einem Freunde einige ermuthigende, aufrichtende Worte zu hören.

Was aber geschah?

Das Gesicht meines Freundes verfinsterte sich und statt jeder Ermuthigung erwiderte er mit einem unheimlichen Ernst:

„Ja, wenn Du Dich nur zu diesem Entschlusse aufraffen könntest!“

Ich blieb wie versteinert. Mein Freund jedoch merkte es nicht und ging auf sein Thema näher ein.

„Vor Allem,“ fügte er hinzu, „müsse man bei der Wahl der Todesart sehr vorsichtig sein.“

War das Ganze von ihm nur Spaß? Doch nein, er vertiefte sich immer mehr.

„So, beispielsweise,“ fuhr er fort, „ist das Erschießen ein sehr häßlicher Tod. Man verblutet und vereitert, daß man bis zu dem letzten Augenblick vor sich selber einen Ekel hat, ganz abgesehen davon, daß man auch fehlschießen kann. -- Erschießen, nein, bist Du nicht auch der Meinung?“

Er wartete meine Antwort nicht ab, sondern fuhr weiter fort:

„Das Vergiften wieder ist nicht weniger eine ungefällige Todesart, denn im günstigen Falle stirbt man unter unsäglichen Todesqualen. In den meisten Fällen wirkt das Gift nicht so bald und da kommen erst die Aerzte. — Nein, vergiften nicht! Weißt Du, welches die beste Todesart ist?“

Er wartete abermals nicht auf meine Antwort, sondern stieß auf einmal mit einer Art freudiger Genugthuung hervor:

‚Erhängen — ich sage Dir, Freund, eine prächtige Todesart. Da habe ich darüber viel Interessantes von einem großen Arzte gelesen, der an sich selber den Versuch angestellt, freilich nur bis zum entscheidenden Momente, in welchem der Tod hätte eintreten sollen. Da glaubt man, wie er erzählt, auf einmal tausend wunderliche Melodien zu hören, die immer süßer und kosender das Ohr umschmeicheln. Nach und nach lösen sie sich in ein Säuseln und süßes

Lispeln auf, bis sie ganz verklingen, und dann ist es auch aus . . . . Man wird gleichsam in den Tod hinübergesungen."

„Wie Du aber darin bewandert bist!" bemerkte ich endlich.

Auch diese meine Zwischenbemerkung überhörte er in seinem Eifer, sondern sah sich prüfend im Zimmer um.

„Weißt Du," fügte er hinzu, „so ein Tod ließe sich sogar sehr leicht bewerkstelligen. So ließe sich beispielsweise dieser Spiegel gemach herunternehmen und am Haken eine Schlinge anbringen, wodann man sich auf einen Sessel hinaufstellt, den man dann mit den Füßen umwirft, damit . . ."

„Was!!" fuhr ich endlich empor, alle Fassung verlierend. „Was? — Du treibst wohl Deinen Hohn mit mir!"

„Hohn?!!" fuhr er empor, als hätte man ihn auf einmal mit Eiswasser überschüttet. Es trat ihm erst jetzt in's Bewußtsein, wie weit er sein Innres vor mir demaskirt hat. Er versuchte, nachdem er die erste Verlegenheit überwunden, mir weis zu machen, daß das wirklich bei ihm nur auf einen Spaß hinauslief, allein mir war es nicht mehr aus dem Herzen zu nehmen, daß nur jene dämonische Neugierde, von der er besessen war, zu wissen, wie das aussehen würde, ihm jene Worte in den Mund gelegt hat.

Inzwischen schoben sich einige Jahre fort. Mein junger Freund heirathete. Er war der zärtlichste und liebevollste Gatte der Welt, später auch der glücklichste und aufopferndste Vater. Mehr als einmal begegnete ich ihm während dieser Zeit und fand gleichwohl in ihm den jovialen, lebenslustigen Feund, wozu er auch Grund genug hatte, denn er hatte sich über sein Geschick gar nicht zu beklagen, das ihm Alles in Fülle bot, was ein heiteres Geschick nur bieten kann. Er bewährte sich auch als ausgezeichneter Geschäftsmann, und alle seine Unternehmungen waren von den günstigsten Zufällen begleitet, so daß er sich innerhalb einer kurzen Zeit ein sehr schönes Vermögen erwarb.

Da traf mich eines Tages, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, eine Schreckensnachricht, die alles Blut in mir er-

starren machte. Mein Freund Selig, hieß es, wurde heute in einem von hier nur eine Meile entferntem Städtchen in einem Gasthause erhängt gefunden. Das Gerücht verbreitete sich mit Windesschnelle über die ganze Stadt. Ich versäumte keinen Augenblick und eilte in jenes Städtchen, um mir über das schreckliche Unglück Gewißheit zu verschaffen. Wahrhaftig, es war kein bloßes Gerücht, sondern eine niederschmetternde Wahrheit.

Als ich in Begleitung des Gastwirthes in jenes Zimmer eintrat, da traf mein Auge ein Bild, das eine verkörperte Darstellung von jenem Gespräche war, das ich früher dem Leser mitgetheilt habe. An die Wand gelehnt stand ein Spiegel, der, wie man merken konnte, gemach und vorsichtig hingestellt wurde, und an dem Haken desselben war eine Schlinge angebracht, an der mein armer Freund hängend zu sehen war, während in einer kleinen Entfernung von dort ein umgestürzter Sessel am Boden lag, auf den, wie zu errathen war, er sich hinaufgestellt und den er dann mit den Füßen zurückgeschleudert hatte. Ueber das Nähere von mir befragt, erzählte mir der Gastwirth, daß der Unglückliche gestern Nachts mit der Bahn angelangt und bei ihm eingekehrt sei, daß er mit lebhaftem Appetit das Abendmahl verzehrte und im Gespräche keine Spur von Trübsinn gezeigt hatte, ja, daß er, bevor er sich auf sein Zimmer zurückzog, dem Kellner eingeschärft, ihn ja früh morgens aufzuwecken, weil er mit dem Frühzug abreisen müsse. Als der Kellner jedoch, wie ihm befohlen ward, früh morgens bei ihm anklopfte, antwortete ihm Niemand, so daß er nach wiederholt vergeblichem Klopfen und Rufen gezwungen war, die Thüre einzubrechen, und da habe er zu seinem Entsetzen seinen Gast in dem Zustande gefunden, in dem er noch jetzt zu sehen sei.

Der Selbstmord meines Freundes beschäftigte damals die ganze Umgegend, denn es lag gar kein Grund vor, der diese schreckliche That rechtfertigen konnte, ja, alle Welt stand vor dem unerklärlichen Räthsel, was wohl nur die Ursache dieses Selbstmordes gewesen sein mochte. Mißliche Familien

verhältnisse? Wer hing noch mit so vieler Liebe und Zärtlichkeit an seine Familie wie er? Geschäftliche Kalamitäten? — Er ließ ein bedeutendes Vermögen zurück, so daß seine Frau und seine beiden Kinder nach seinem Tode reichlich versorgt waren. — Irgend welche Krankheit? Er erfreute sich bis zum letzten Tage, wie kaum Jemand, einer strotzenden Gesundheit. Vielleicht eine momentane Verwirrung? Dagegen protestirte der Zettel, den er auf dem Tische zurückließ, der mit sicherer, fester Hand geschrieben und mit trockener Geschäftsmäßigkeit genau die Zahl der Hunderter, Fünfziger und Zehner-Banknoten angab, die sich in seiner Brusttasche befinden. Weshalb also doch dieser gewaltsame Tod? Darauf gab jener Zettel die kurze Antwort mit den Worten: „Adieu! Adieu! Ich muß sterben!“

Er muß sterben. Ich war vielleicht der Einzige, der diese geheimnißvollen Worte zu deuten gewußt hat. Ich rief mir alle jene extravaganten Jugendstreiche in Erinnerung zurück und seine mehr als oft wiederholten Worte: „Glaube mir, ich bin nicht schuldig, aber wenn mich einmal die Begierde packt, zu wissen, wie das oder jenes unter gewissen Umständen aussehen würde, dann giebt es mir keine Ruhe, bis ich es ausführe und koste es mein Leben!“ Dann trat mir wieder lebendig der schwärmerische Ton in Erinnerung, mit welchem er mir damals das Erhängen geschildert, das Einen, wie er wissen wollte, mit süßen Harmonien bis an die äußerste Schwelle des Daseins hinübergeleitet.

Wer mag es wissen, vielleicht trat bei ihm damals ur plötzlich jene Geistesstauung ein; vielleicht bohrte es sich schon seit Jahren früher ihm immer tiefer in das Gehirn hinein; vielleicht gesellte sich diesem, was bereits schon seit Jahren in ihm vorbereitet war, irgend eine kleine Verdrießlichkeit, die oft wie eine kleine Scholle eine Riesenlawine in's Rollen bringt, genug, der Zeiger seines Denkens verrammelte sich an jenem Haken, der sich in ihm in den Worten fixirte: „Wie würde es aussehen?“ und da sagte er sich: Wie wäre es, wenn ich mir jetzt den Genuß einer solchen Musik verschaffen sollte? Und er mußte sterben . . .

Ganz gewiß! Hätte er in jenem Augenblick an eine andere Musik gedacht, nämlich an jene traurige, herzzerreißende Musik, die seine verzweifelte Frau und seine beiden minderjährigen Kinder bei seiner Leiche vernehmen ließen, dann hätte er diesen entsetzlichen Schritt nie gethan, denn er würde sich in dem entscheidenden Augenblicke noch zugerufen haben: Wie würde es aussehen?"



„Verstellt!"

„Bei den Juden herrschte Licht, Freude, Jubel und Wonne!"

Der Purim ist in's Land gekommen, der wonnige und sonnige Purim, und die schöne Verheißung, die klar und deutlich in der „Megille" verschrieben ist, sollte zur Wirklichkeit werden . . .

Die unter der Last des Lebens gebückten und gedrückten Menschenkinder richten sich wieder auf und vor dem Strahl der Freude flieht jedes Sorgenfältchen aus ihrem Gesichte. Aus den Häusern hasten sich die Sendboten mit überdeckten Silberschüsseln, in denen sie die schönen Gaben des Tages nach allen Richtungen der Windrose hinaustragen. Wie das Gemüth und die Stimmung, wechseln gar viele ihre Gewänder; sie verkleiden, oder, wie es hier zu Lande genannt wird sie „verstellen" sich, und da wird der abgerissene Schnorrer ein blanker Stutzer mit Cylinder, steifgebiegelten Manschetten und Klemmer auf der Nase — der dünne Hungerleider trägt vor sich ein künstlich erzeugtes Schmärbäuchlein, der Gedemüthigte führt eine stolze Sprache, — alte Leute geben sich das Aussehen von kühnen Jünglingen und Jünglinge machen ein greisenhaft ernstes Gesicht, — Frauen verkleiden sich als Männer und Männer trippeln in Frauenkleidern als eitel aufgeputzte Frauen einher. Auch bunte Nationaltrachten tauchen in den Gassen auf: diese als polnische Schlachzizen in vierkantiger Konfederatka und kühngeschultertem Kontasch, und jene als feuerige Magyaren, den reichbeschnürten Dolman keck umgehängt und die Stiefel mit klirrenden Sporen versehen, — kurz, jeder beitrebt sich das zu sein, was er nicht ist. Es ist ja lustiger Purim, und da hat man ihnen überall die Geschichte laut vorgelesen von Licht und Jubel und unbeschränkter Freiheit!

Und, wie in den volksbelebten Gassen, regt es sich gar munter auch in den Häusern. Da tummelt sich mit aufgeschürzten Hemdärmeln die Frau in der Küche, wo der Purimhecht bei einem lustigen Feuer ein würziges Bad nimmt, und der mit Oel gesalbte Purimbarches, wie ein König mitten auf dem Nudelbrette thront, gespickt mit Rosinen und Mandeln wie mit Ehrenorden, und umringt von vielen dreizackigen Hamankrapfen, wie von Vasallen und Hoftrabanten. Wohlgemuth hält unterdessen der Familienvater seinen Stammerben auf dem Schooß und erzählt ihm das heitere Geschichtchen von Jubel, Wonne, Licht und Freiheit . .

In dem kleinen, niedrigen Dachstübchen jedoch, in welches ich den Leser einführen will, ist keine Spur von jener Freude und Wonne zu sehen, vielmehr beleuchtet das kleine, flackernde Talglichtchen Noth und Elend. Von der Zimmerdecke und den dünnen rauchgeschwärzten Wänden kollern dicke Wassertropfen herunter, als wären es Thränen, welche die ärmliche Hütte um ihre Bewohner vergießt. Auf dem Ellenbogen den Kopf gestützt, sitzt am Tische eine stille, traurige Matrone in ein schwarzes Tuch gehüllt, ein Bild des Jammers, und brütet vor sich hin. Vergeblich jedoch bemühten sich Noth und allerhand Unbill, auf ihrem runzligen Gesichte die Spur einstiger Schönheit auszulöschen, vielmehr leuchten aus ihren großen, schwarzen Augen, die jetzt von Thränen umflort sind, Jugendfeuer und unversiegbares Leben. Und was sie nicht schon Alles ertragen hatte, diese arme, unglückliche Frau! Von ihrem sonnigen Heim verjagt, wo sie schöne und glückliche Tage gesehen, irrt sie seit vielen Jahren unstätt in der Welt herum, ohne Freund und Gönner. verlassen von ihrem früheren Beschützer, ausgeliefert der Noth, dem Elend und der Verfolgung. — Wie werden die Dinge enden? Wird gar nie Erlösung für sie kommen? Und was wird aus ihrem jüngsten Kinde werden, aus ihrem kleinen, herzlieben Jakob? . . .

In dieser Stätte düstern Elends fehlte es auch nicht an einem Sonnenstrahl, der soviel wie möglich das Dunkel verscheuchte. und das war eben der kleine Jakob, der trotz

Mangel und Entbehrung, wunderbar entwickelt war, schlank und aufgeschossen wie eine Waldtanne, frisch und strotzend vor Gesundheit und dabei behend und leichtbeweglich wie ein Eichhörnchen, so daß er in einem und demselben Augenblicke überall zu sehen war, mit einem kecken, schalkhaften Zug um den Mund, der es jedem verräth, daß ihm allerhand lustige Gedanken in dem Kopfe herumwimmeln. Auf einem kleinen Schemel sitzt er jetzt zu Füßen seiner Mutter, zu der er zeitweise verstohlen emporblickt.

„Mutter," rief er auf einmal, „weißt Du was für einen Tag wir heute haben? . . ."

„Was?" fragte sie, „was haben wir heute?"

„Purim, Mutter, lustigen Purim!"

„Mein Kind," wendete sie ein, „für uns ist der lustige Purim noch nicht gekommen; gar oft schon meinte ich, er sei endlich da, der schöne, verheißene Purim, aber ich sah mich immer bitter enttäuscht — auch jetzt ist er noch nicht gekommen. Wir müssen ein Weilchen noch warten, Kind!"

„Aber Mutter," wehrte er, „so red' doch nicht so traurig, Du sollst sehen, wie es heute bei uns lustig werden wird, und weißt Du auch, was ich mir für heute vorgenommen habe? . . ."

„Was hast Du Dir vorgenommen?"

„Mich zu verstellen!"

„Verstellen?" wiederholte sie unwillig, „wir leben in solchen Nöthen, ohne Gönner und Beschützer, und Du denkst daran, Dich zu verstellen! . . ."

„Eben deshalb," versetzte der Kleine, lebhaft und einschmeichelnd, und sich an seine Mutter schmiegend fuhr er fort: „Da, schau doch her, Mutter, weißt Du, warum die Nachbarsleute uns so feindlich sind, weil wir uns ferne von ihnen halten, weil wir abgesondert von ihnen leben, deshalb fehlt es uns auch immer an Geld, — nun will ich wie die Anderen mich heute verstellen und gleich ihnen überall das Purimspiel machen, dafür werde ich Geld bekommen, hier ein paar Kreuzer, dort ein paar Sechser, Geld die Menge. Was wird das aber lustig werden! Und weißt Du, wie ich mich nennen will, Mutter?"

„Wie denn?“

„Nicht mehr Jakob, sondern Jaques.“

„Jaques? Was hast Du denn an dem Jakob auszusetzen?“

„Ich wohl nicht, aber die Nachbarsleute, die mit höhnischen Grimassen mir in den Gassen nachrufen: Jankiew Jankiel! daß ich vor Scham schier vergehe. Da will ich wie einer von ihnen mich nennen und verstellen will ich mich ja auch, das treffe ich Alles ebenso gut wie jeder Andere, und Geld für mein Purimspiel zu machen, das versteh' ich noch viel besser als Alle zusammen. Wart', Mutterl, da will ich Dir schon mein Purimspiel vorsingen — —“

„Nein, liebes Kind,“ unterbrach ihn die Mutter, „mir will's nicht gefallen, daß Du Dich verstellst und den Namen änderst; harren wir in Geduld aus bis bessere Zeiten kommen, im Uebrigen ist das Wetter noch rauh und unfreundlich — es kann Dir übel ergehen, Junge!“

„Was übel!“ entgegnete der kleine Jakob, indem er stolz sich in die Höhe reckte, wie wenn er zeigen wollte, daß er es mit dem Wetter wohl aufnehmen kann, „ich werde mich schon zurechtfinden, und das Wetter fängt ja gerade an, schön und mild zu werden, just wie dazu geschaffen in's Freie hinauszugehen!“

Und eine Stunde später stand er vor seiner Mutter, ein kleiner Generalmajor, umgürtet mit einem blechernen Schleppdegen, mit einem federbuschigen Dreimaster auf dem Haupte, den Rock geziert mit einem goldenen Kragen und die Hosen mit rothen Streifen.

„Siehst Du, Mutterl,“ rief er triumphirend, „daß ich's so gut wie die Anderen treffe und was erst für Geld ich nach Hause bringen werde!“

„So laß es doch, mein Kind,“ wehrte die Mutter, „Du bist nicht dafür geschaffen, Deine Eltern und Ureltern haben sich nicht verstellt, bleibe mir lieber was Du warst — ein Jakob!“

„Pst! nichts von Jakob, Mutter,“ lachte der kleine Kämpfer, und das blecherne Schwert aus der Scheide ziehend, präsentirte er zweimal vor seiner Mutter und kommandirte:

„Halb rechts, Marsch!“ worauf er, bevor ihn noch die Mutter zurückhalten konnte, aus dem Hause verschwand.

Purim fiel damals gerade an einem der Märztage, in welchen dem Wetter nicht viel zu trauen ist, weil es jedesmal ein anderes Gesicht zeigt, bald hell, bald düster, bald mürrisch, bald freundlich, bald rauh und bald mild. Die Zeit, in welcher der kleine Jacob seine Mutter verließ, war der Morgenanbruch, so daß die Erde noch in Dunkelheit gehüllt war und nur im fernen Osten die verschlafene Sonne wie durch ein enges Guckfensterchen zum Himmel hinausschaute. In den Straßen herrschte noch vollständige Nachtruhe und die Läden der Fenster waren noch überall geschlossen. Zu jeder anderen Zeit würde ihn das nicht gewundert haben, weil er ja immer im Hause am frühesten wach war; aber heute berührte ihn das doch etwas unangenehm. — Ist nicht Purim im Lande? Wollen die Leute gar diesen schönen Tag verschlafen? Nein, sagte er sich, ich will Leben um mich haben, und sollte ich auch diese Faulpelze aus dem Schlafe wecken! — Gewohnt, seine kühnsten Einfälle bald auszuführen, erhob er sein hellklingendes Stimmchen und sang laut und lustig in die Gasse hinein!

„Horcht nur auf meine lieben Leut',
Lustiger Purim ist bei uns heut'!“

Da stürzte plötzlich aus einem Hause eine alte Hexe mit einem riesigen Kehrbesen in der Hand.

„Wirst Du's Maul halten, Du Krähhahn!“ kreischte sie, „noch ist's Nacht; laß mir die Leute schlafen, sonst fege ich Dich mit diesem Besen wie einen Misthaufen weg! . . .“

Er erkannte diese böse Hexe, die ihm schon mehr als einmal das Spiel verdorben hat, und entwischte ihr durch eine Seitengasse; aber kaum daß er sich einige Minuten still verhielt, ließ es ihn schon wieder keine Ruhe, so daß er abermals laut zu singen anfing. Kaum aber, daß er seine Stimme laut werden ließ, wuchs hinter ihn ein Polizeisoldat auf, der ihn derb anfaßte mit den Worten:

„Da führe ich Dich bald ab, Du Ruhestörer!“

„Und was ist denn mein Verschulden?“

„Du weckst die Leute auf!“

„Aber es ist ja schon heller Tag!“

„Das darfst Du ihnen nicht erzählen, und noch weniger sie aus dem Schlafe wecken!“

Aber der gute Mann hat es zu spät zu verhindern gesucht, denn die Leute waren inzwischen, in Folge der lauten Weckrufe des kleinen Jacob, aus dem Schlafe erwacht, und überall gingen die Läden auf, während nach und nach es in den Straßen immer lebendiger wurde. Nicht lange dauerte es, als plötzlich hinter dem kleinen Jacob ein lautes Glockengebimmel ertönte, und siehe, eine ganze Schaar von verschiedenen „Verstellten“ bewegte sich die Straße heran, Leute in bunten Nationaltrachten mit Schellenpauken in den Händen, die ein lautes und wirres Geklingel vernehmen ließen. Glücklich darüber, daß der Purim endlich begonnen hat, schloß sich der kleine Jacob ihnen an und suchte mit ihnen gleichen Schritt zu halten. Kaum jedoch, daß er in lustigem Tempo mit ihnen einige Schritte macht, da fuhr ihn einer der „Verstellten“ mit harten Worten an:

„Wie?! Du auch unter uns! Wie kommst Du her? . .“

„Heute ist ja lustiger Purim für mich wie für Euch!“ rechtfertigt sich der kleine Jacob.

„So mach' Dir meinetwegen Purim soviel Du willst, aber wir wollen mit Dir keine Gemeinschaft haben!“

„Und was ist denn mein Verschulden?“

„Wir können Deine Mutter nicht ausstehen, die alte und stolze Bettlerin, die sich absondert und sich mit uns nicht mengen will!“

„Aber ich will ja zu Euch gehören, Euch überall mithelfen und mit Euch eins sein!“

„Dann sage Dich ganz von Deiner Mutter los, die uns ein Dorn im Auge ist, und wir nehmen Dich mit Freuden auf!“

Sich von seiner alten Mutter lossagen, das ging ihm wie ein Dolchstich mitten durchs Herz. Er wollte mit ihnen singen, springen, allerhand Purimstreiche ausführen, er wollte mit ihnen in Brüderschaft leben, aber sich von seiner alten Mutter lossagen, nein, das nicht, und wenn man ihm alle Glücksgüter der Erde bieten sollte!

Gesenkten Hauptes zog er sich von ihnen zurück. — Wer hätte nur daran gedacht, daß heute an dem Tage, von dem es deutlich heißt, er bringe den Juden Licht, Freude und Wonne, man ihn wie einen Aussätzigen fortstoßen würde, weil ihnen seine alte Mutter nicht recht ist! Nach und nach verlor sein Gang die frühere Elastizität, es gewährte ihm nun keine Freude mehr, daß er Purimspieler sei. Wovon er jetzt ganz beherrscht war, war das Verlangen, Geld zu sammeln, recht viel Geld, damit es zu Hause nicht gar so trüb und traurig aussehe . . .

Verstohlen folgte er den andern Purimspielern von der Ferne, und trat in dasselbe Haus, in welches sie hineingingen, wo er zaghaft bei der Thüre stehen blieb. Sie aber zogen mit klingendem Spiele in die Gesindestube ein, umjubelt von allen Seiten, von den Kindern, von den Dienstboten, von allen Hausleuten, und als sie erst ihr Purimspiel begannen, und mit den Fäusten zum Takte das Tamburin schlugen, da wollte das Gejauchze der Leute gar nicht mehr aufhören. Als sie mit ihrem Spiele fertig wurden, bewirthete man sie wie liebe Gäste mit allem Guten.

Erst als sie das Haus verließen, schob sich Jacob scheu in die Gesindestube und begann mit etwas gedämpfter Stimme, zu singen:

„Horcht nur auf meine lieben Leut'“

„Danke für's weiter!“ unterbrach ihn der Hausherr, und einem seiner Leute eine Münze hinlangend, sagte er: „Gieb ihm nur das hin und laß ihn abfahren, daß er uns nicht in seinen zerrissenen Stiefeln den Straßenkoth ins Zimmer bringe!“

Jacob steckte hastig die Münze ein; er war froh, daß ein Anfang gemacht war, aber er hatte dabei doch ein Gefühl der Beklommenheit. — Die Leute heißen ihn gar abfahren — sie werfen ihm die Münze wie einem Hunde einen Knochen hin und wollen, daß er abfahre; warum ergeht es ihm ärger als allen anderen Verstellten? Soll an alledem nur seine alte Mutter die Schuld tragen?

Vom Himmel ging jetzt ein rieselnder Regen danieder, der von seinen aus Papier aufgeklebten Lampassen einzelne

Stücke herunterschwemmte, auch der Dreimaster, vom Regen aufgeweicht, knickte zusammen, daß er die Form einer Purimkrapfen bekam, während seine zerrissenen Stiefeln mit den offenen Mäulern bei jedem Schritte das widerliche Gequak eines Frosches vernehmen ließen, aber er achtete nicht darauf und watete weiter die Straße hinunter, in jedes Haus eintretend, um sein Purimspiel zu machen und die Münzen einzustreichen.

Was mußte er aber nicht alles dafür anhören, der arme Jacob.

„Du bekommst garnichts!“ schrie ihn einer derb an, kaum daß er die Thüre öffnete.

„Und warum?“ fragte der Arme zaghaft.

„Weil ich es für ein Verbrechen halte, daß man bei uns solche Schmarotzer, wie Du, fortwuchern läßt!“

„Was ist denn mein Vergehen?“

„Du fragst noch, Du Mißrathener; ich kenne ja Deine alte Mutter, die sittenreine, rechtschaffene Frau, die sich bestrebt hat, Dich in Frömmigkeit und Gottesfurcht zu erziehen, aber Du bist ein widerspenstiger Junge, Du bist das Herzleid Deiner Mutter!“

Der kleine Jacob stand ganz verblüfft da — was für krause Dinge er heute zu hören bekommt! Da behauptet gar dieser, seine Mutter sei die edelste und rechtschaffenste der Frauen und die ganze Schuld liege an ihm, während vor erst einigen Minuten jene „Verstellten“ ihm gesagt haben, seine Mutter sei ihnen ein Dorn im Auge, er solle sich nur von ihr lossagen und sie nehmen ihn mit Freuden in ihrer Mitte auf. — Wer von beiden hat Recht? . . .

„Und worin besteht meine Schuld?“ fragte er immer neugieriger.

„Du hörst ja,“ eiferte jener fort, „daß Du Deiner Mutter entrathen bist, Dich als Vagabund in den Gassen umhertreibst, faul und arbeitsscheu bist und nur nach leichtem Brode haschest! . . .“

Den armen Jacob durchzuckte ein tiefes Weh: — dieser Mann, der in Wohlstand und Behaglichkeit lebt, spricht zu ihm von Lässigkeit und Müßiggang. Mitten durch die Nässe

mit nackten Gliedern durch den Koth waten, um Kreuzer auf Kreuzer zu häufen, damit die zu Hause nicht verhungern, das heißt faulleuzen, das heißt nicht arbeiten? Oder führt vielleicht dieser Mann mit den dicken, rothen Wangen selber ihm nur so eine Art Purimspiel auf? Halb mechanisch, mehr der Gewohnheit nachgebend, fing der kleine Jacob an ihm auch sein Spiel herzuleiern:

„Horcht nur auf, meine lieben Leut',
Lustiger Purim ist bei uns heut'!
Heut' ist Purim, morgen ist's aus
Gebt mir Geld und werft mich hinaus!"

Allein der gestrenge Herr Moralist erfüllte nur die Hälfte seiner Bitte, indem er ihn beim Kragen faßte und ihn mit einer solchen Kraft zur Thüre hinauswarf, daß der Arme wie ein Spielball dahinkollerte.

„Und bei den Juden war's Licht und Freude und Wonne" erscholl es in diesem Augenblicke aus einem Nachbarhause, wo einer vor einer Versammlung die „Megilla" vorlas und diesen Satz mit jauchzender Stimme betonte.

„Und bei den Juden war's Licht und Freude und Wonne!" wiederholten alle Anwesenden auf einmal, so daß es gar lustig in die Gasse hinausertönte . . .

„Licht und Freude und Wonne," wiederholte für sich auch der arme Jacob, der sich mühsam vom Staube aufrichtete. — „Ja, so steht's geschrieben, aber diese Verheißung haftet nur an dem Papiere. Jetzt weiß ich es, was auf Geschriebenes zu geben ist. Da habe auch ich geglaubt, daß heute ein Tag der Freude sei, denn es steht ja deutlich vorgeschrieben; aber die Mutter hat Recht, noch ist der Purim für uns nicht gekommen!"

In dem Nachbarhause entstand auf einmal ein heilloser Lärm, ein Stampfen, Schreien und wirres Durcheinanderklappern.

„Aha", lächelte traurig vor sich der arme Jacob, der den Staub von sich abschüttelte, „da betäuben sie jetzt mit ihren Klappern den Haman in der „Megilla", und wahrhaftig, mit dem todten Haman haben sie ein leichtes Spiel, wenn sie nur auch mit den lebenden Hamans, von denen ich

heute schon so viel zu sehen bekommen habe, so leicht fertig werden könnten!

Dies sagend lenkte er seine Schritte einem weiteren Hause zu, dessen Thür er öffnete und alsbald sein Purimspiel zu singen anfing; aber bevor er noch den ersten Satz endete, fiel ihm der Hausherr in's Wort:

„So sag' mir nur vorerst, Du kleiner Sausewind, ob Du die Glieder aus Kautschuk hast? Da habe ich ja erst gesehen, wie man Dich zu Boden geschleudert, daß ich gemeint habe alle Glieder gehen Dir auseinander, und daß Du nimmermehr Dich aufrichten wirst; am Ende stehst Du wieder frisch und munter da, als ob gar nichts geschehen wäre!"

Der kleine Jacob hatte darüber noch gar nicht nachgedacht, weshalb er den Blick schweigend zu Boden senkte, während jener weiter fortfuhr . . .

„Dann möchte ich auch wissen, ob Du Flügel an den Sohlen hast, denn in einem und demselben Augenblick sieht mann Dich überall und bevor die anderen „Verstellten" mit einem Hause fertig werden, hast Du bereits zehne hinter Dir, und wie kommt nur zu so einem winzigen Jungen wie Du soviel Zähigkeit und Arbeitskraft — das sollte man ja kaum glauben! — Wenn man Dich weiter so wachsen läßt, wirst Du ja die Welt aus den Angeln heben!"

Der kleine Jacob sah ihn erstaunt an — da habe man ihm ja erst vor einigen Augenblicken den Vorwurf gemacht, er sei faul und arbeitsscheu!

Wie als Antwort auf alle diese Fragen begann er sein Purimliedchen:

So hört nur aus meine lieben Leut'
Lustiger Purim ist bei uns heut —"

„Nun," fiel ihm jener ins Wort „so gehe Du in Dein Heim und mache Dir dort Purim. Was hast Du zu uns? Wir wollen uns von Dir nicht ausbeuten lassen, wir haben genug an unsern eigenen Verstellten!"

„Aber auch ich bin ja hier geboren!" rechtfertigte er sich.

„Das hat wenig zu sagen, Du bist uns doch fremd. Geh' in das Land zurück, das Deiner Mutter Vaterland war."

„Von dort sind wir ja verbannt!" sagte der arme Jacob.

„Wir haben keinen Platz hier für alle Verbannten, die uns hier über den Kopf wachsen!“

„So kommt einmal mit Eueren Hamankläppern, Ihr muthigen Leute, und betäubt mir auch diesen Haman hier, wenn ihr's könnt!“ dachte sich Jacob, während er gesenkten Hauptes das Haus verließ, — „dieser gar will behaupten, ich sei hier fremd, trotzdem daß ich hier geboren bin; und wenn es auch so wäre, habe ich kein Recht, hier den Himmel, die Sonne und die Sterne zu sehen? Habe ich kein Recht, hier zu leben und zu athmen? Haben denn hier die Leute Himmel, Erde, Luft und Wasser nur für sich in Pacht genommen? Sagen denn auch die Vögel zu einander: „Zieht von diesem Baume fort, denn dieser gehört nur uns und Niemand außer uns darf sich hier ein Nest bauen!“ Ist es möglich, daß die Menschen hier so hartherzig und lieblos wären? Und das soll ein Purim sein, der soviel Lust und Wonne verspricht?

In solchen Gedanken vertieft, setzte der kleine Jacob seine Wanderung fort und schon steht er wieder in einem Hause wo er sein Purimspielchen zu singen anfängt:

„Horcht nur auf, meine lieben Leut',
Lustiger Purim ist bei uns heut —“

„Halt!“ unterbrach ihn ein älterer Herr von gutmüthigem Aussehen, „was für lustiger Purim ist das für Dich, Du armer Schlucker?“

Der kleine Jacob war verblüfft — der Mann hat ja recht!

„Bei uns zu Hause ist Noth und Elend,“ stammelte er.

„Nun, und darum ist lustiger Purim?“

„Und wie denn soll ich sagen?“ fragte der Arme verwirrt.

„Meinetwegen,“ sagte der Andere mit einem mitleidigen Kopfschütteln, „mach's zu Ende mit Deinem Purimspielchen.“

Heut ist Purim, morgen ist's aus
„Gebt mir Geld, werft mich hinaus!“

„Da hast Du armer Junge,“ sagte er, ihm eine Silbermünze hinlangend „aber warum Dich hinauswerfen? Etwa weil Du leben und athmen willst, wer von uns will es denn nicht? . . “

„Endlich doch ein Mordchai zwischen so vielen Hamans," dachte der kleine Jacob dankbaren Herzens, indem er seinen Weg weiter fortsetzte.

Der große, schwere Tag neigte sich unterdessen seinem Ausgange zu. Das Wetter nahm auf einmal eine günstige Wendung, es heiterte sich auf. Der dunkelblaue Himmel füllte sich mit Myriaden von Sternen, die Fenster aller Häuser erstrahlten in Licht und Glanz, alles setzte sich bereits zum großen Purimmahle. Ein rühriges buntes Leben ergoß sich über alle Gassen. Wie der Himmel und das Wetter heiterte sich auch das Gemüth des kleinen Jacob auf. Er hatte sich heute doch nicht umsonst verstellt, er hat die Taschen voll Geld — und dabei rührte er übermüthig mit der Hand in der Tasche herum, daß alle die verschiedenen Silberstücke lustig durcheinanderklingelten. Jetzt werde auch er sich einen Purim machen! Was ihm jener dort vormachen wollte, er sei ein Fremder. — Wenn man Geld hat, kann man sich überall ein Heim gründen, und da kann man auch Freunde die Masse haben, und wird er erst groß werden, dann wird auch er sich zusammen mit allen Andern zum Purimmahle setzen, das Geld macht Alles! —

In seinem geträumten Glücke hatte er beinahe ganz an seine alte Mutter vergessen, der kleine Jakob, der fort und fort die vielen Silberstücke lustig durcheinanderklingeln ließ.

Er übersah es aber auch in seiner Verblendung, daß sein übermüthiges Spielen mit dem Gelde eine böse Rotte herbeilockte, die mit wilder Raubgier ihn von der Ferne verfolgte:

„He! Da habt Ihr den Judengeneral!" gab einer von ihnen das Signal zum Aufbruche.

„Gut!" belferten alle im Chore: „Wir wollen mal seinen Heldenmuth probiren!"

Bis in die Seele erschreckt, versuchte der arme Jakob die Flucht zu ergreifen, aber da setzte ihm einer von ihnen nach und faßte ihn wie mit einer Eisenschraube um den Hals.

„Halt, Judenjunge" schrie er, „sonst schnür' ich dir die Gurgel zusammen, daß dir die Augen wie zwei Gummibälle aus dem Kopfe springen!"

„Was willst du von mir?" fragte der Arme erdfahl im Gesichte.

„Ich will vorerst wissen, wie du heißt."

„Ich . . ." stammelte der Arme ich heiße . . ich heiße Jaques . . ."

„Jaques!" fielen alle wie Wüthende über ihn her „der Judenhund heißt gar Jaques, den großen Herrn will er hier spielen — Hut ab, Judenjunge!"

Dabei rissen sie ihm die Papiermütze vom Kopfe, die sie in eine Kothlache schleuderten.

„Her mit dem zusammengegaunerten Geld!" schrie jetzt einer von ihnen.

„Heraus damit!" heulten ihm die andern nach.

Der Arme arbeitete mit Händen und Füßen, um sich aus ihrer Mitte zu befreien, aber mehrere Hände zerrten ihn zu Boden.

„Hurra!" stimmte die wilde Rotte an „der Judenbengel ist gestürzt!"

Mit dem Muthe der Verzweiflung raffte sich der Arme auf und warf sich auf einen seiner Peiniger, aber neuerdings rissen sie ihn zu Boden nieder, wo sie mit rohen Fäusten auf ihn losschlugen und ihre spitzen Nägel ihm ins Gesicht gruben, das ihm das Blut hervorspritzte und sich mit dem klebrigen Kothe vermengte. Verzweifelt wehrte sich der Arme mit Händen und Füßen, aber während des Ringens rollten ihm die von ihm so mühsam angesammelten Geldstücke aus der Tasche nach verschiedenen Richtungen hin.

„Hurra Geld! brachen alle in einem wilden Gejohle aus „dem Judenhund rollt das bei uns zusammengegaunerte Geld aus der Tasche! . . ."

Mit diesem Rufe stoben sie alle auseinander, jeder einem andern Geldstücke nachjagend, das sie aufrafften und sich damit die Taschen füllten, während der arme zerschundene Jakob sich am Boden wälzte, weinend und jammernd:

„Mein Geld! Mein Geld! Erbarmet Euch, gebt mir mein Geld zurück, was fange ich ohne das Geld an? . . ."

In diesem Augenblick stürzte mit fliegenden Kleidern eine dunkle Gestalt herbei und mit einem herzzerreißenden

Wehgeschrei, das unheimlich in die Nacht hinausklang, rief sie: „Ach und weh, mein Jakob! Es ist die Stimme meines Jakob, meines armen Kindes Jakob!“

Die Mutter war es, die das Haus verlassen, um ihr Kind aufzusuchen, das ihr so lange ausgeblieben war und dessen Stimme sie jetzt aus der Ferne erkannte.

„Himmlischer Vater!“ jammerte sie, sich über ihr Kind werfend und es in ihre Arme schließend, „du blutest mein Kind, bist mit Koth besudelt! Mein liebes Kind im Schlamme mit Koth befleckt!“

„Mein Geld!“ wimmerte der arme Jakob, dem nur sein sauererworbenes Geld am Herzen lag, „sie haben mir das Geld geraubt! . . . “

Die Mutter jedoch dachte keinen Augenblick mehr an das Geld . . .

„Du blutest, mein liebes Kind,“ weinte sie, „du bist mit Koth besudelt! Sie haben dich geschlagen, blutig geschlagen und besudelt — und Gott im Himmel hat es zugesehen! . . . “

Sie riß sich das Tuch von den Schultern, wickelte ihr blutendes Kind hinein, das sie auf ihre Arme nahm und, es nach Hause tragend, schluchzte sie während des ganzen Weges: „Sie haben mir mein armes Kind blutig geschlagen und besudelt, mein einzig geliebtes Kind, und Gott im Himmel hat es zugesehen!“

* * *

In dem kleinen, traurigen Dachstübchen, brannte auch heute, ganz wie gestern ein kleines Talglichtchen und beleuchtete das trostlose Elend mit düsterm Scheine. Wie gestern weinten auch heute die Zimmerdecke und die rauchgeschwärzten Wände dicke Thränen auf die Bewohner herunter, aber im Hause fehlte der Sonnenstrahl. Der kleine Jakob nämlich lag zerschlagen auf einem kleinen ärmlichen Bettchen, seine Wangen brannten in verzehrender Fiebergluth und in seinen Fieberträumen entfuhren seinen Lippen abgerissene Sätze, zumeist von den Erlebnissen des Tages, die er in seinem aufgeregten Gemüthe nochmals durchzuleben schien und jedesmal kehrte in seinem Geschwätze immer das

Purimliedchen wieder: „Horcht nur auf meine lieben Leut', lustiger Purim ist bei uns heut" — das wie eine traurige Irone in diesem düstern Raume klang. Neben ihm saß die Mutter mit thränengeschwollenen Augen und wand in einem Kübel voll Eiswasser nasse Tücher aus, die sie die ganze Nacht hindurch ihrem kranken Kinde auf den Kopf legte. Erst gegen Morgen ließ die Hitze nach und die Fieberträume hörten auf. Der kleine Jakob öffnete die Augen, sah lange seine Mutter an, die stille in sich hineinweinte, und dann flüsterte er:

„Mutter! . . ."

„Was, mein Herzkind?"

Der Knabe schlang die Hände um den Hals seiner Mutter und hielt sie fest an sich gedrückt.

„Verzeihest Du mir Mutter?" fragte er mit rührender Stimme, sie erwartungsvoll ansehend.

„Wie soll ich dir nicht verzeihen, du mein einziger Trost?"

„Ich bleibe von jetzt an nur mit dir zusammen" fuhr er rührend fort „nein, nie und nimmer werde ich dich verlassen, nie werde ich mich Jaques nennen!"

Die Mutter drückte liebevoll ihr Kind an ihr Herz.

„Mutter" fuhr er nach einer kleinen Weile fort „darf ich denn gar keinen Namen mehr haben?"

„Warum denn, mein Kind?"

„Weil kein Namen den Leuten recht ist. Nenne ich mich Jakob, dann schreien sie mir in den Gassen nach und verspotten mich, und nenne ich mich wieder Jaques, dann fallen sie wie die reißenden Thiere über mich her und schlagen mich blutig. — Wie soll ich mich denn eigentlich nennen?"

„Nenne dich nur Jakob, mein Kind, wie dein großer Ahne, und die Leute werden schon zur Einsicht kommen, daß dieser Name keineswegs zu verhöhnen sei, aber du, mein Kind, mußt durch dein Leben und Streben, durch dein Handeln und Wandeln diesen Namen wieder zu Ehren bringen."

Der kleine Jakob lag eine Weile in Gedanken versunken, worauf er sich wieder an seine Mutter wandte:

„Mutter“ begann er „wird es einmal wieder schön in der Welt werden und die Sonne wieder leuchten, wie in einstigen schönen Tagen, von denen du mir so oft schon erzählt hast?“

„Ganz gewiß, mein Jakobchen!“

„Du hast mir ja gesagt, Mutter, daß, wenn es wieder schön und sonnig in der Welt wird, dann kehrt der Vater zu uns zurück ... “

„Ja Kindchen“ erwiederte sie „bleib' du mir nur ein braver rechtschaffener Jakob, der, wie der Vater sich von dir immer versprochen hat, allen Menschen als edles Beispiel dienen soll, ein Jakob, der seinen Namen nicht verleugnet und der sich nicht verstellt. dann kehrt der Vater zu uns zurück und schön wird es in der Welt werden, alle die jetzt gegen uns so kalt und lieblos sind, werden wie Brüder und Schwestern mit uns umgehen, und wie das Meer von Wasserfluthen wird die Erde voll werden von Licht und Glanz, von Einsicht, Gotteserkenntniß und allverklärender Nächstenliebe!“



Die Vorstandswahlen.

Die ganze Gemeinde gährt und überschäumt wie ein Kessel voll siedenden Wassers, und die Kochlöffel der Stadt rühren und wühlen die Sud auf. Es klappern die Pressen, zu Tausenden fliegen die Wahllisten nach allen Richtungen aus, ein Heer von Agitatoren tummelt sich in den Strudel, und von den Stadtmauern schreien Riesenplakate dem Vorübergehenden „Halt!" zu. „Es geht an die Vorstandswahlen!"

Dieser Trubel, könnte man eigentlich behaupten, wiederholt sich jedes dritte Jahr in der Gemeinde, das heißt, bei jeder Neuwahl. Da sind dieselben Agitatoren rührig, schreien dieselben Plakate von den Wänden einem entgegen und tauchen immer und immer dieselben bemoosten Häupter wieder auf, die ewigen Kandidaten, die wie besessen von einem Wähler zum andern rennen, um sich Stimmen zu erbetteln. Dieses Jahr jedoch geht es noch viel stürmischer in den Gassen zu, denn die Zustände haben sich gründlich geändert. Mehr schon als zehn Jahre nämlich behaupten sich die alten Gemeindevorsteher auf den curulischen Stühlen, denn alle einundzwanzig Gemeinderäthe, aus welchen der Vorstand besteht, hielten immer einmüthig zusammen und bildeten eine Phalanx gegen jeden Eindringling. Sie waren es, die vor jeder Neuwahl das Wahlkomitee zusammensetzten, natürlich aus lauter Parteimännern, und so fehlte es wohl nicht an Leben und Bewegung, an Agitatoren und Wahllisten, an schreienden Plakaten und an Versammlungen in den Synagogen, aber alle diese Versammlungen, Agitatoren und Plakate hatten nur die

einzige Bestimmung, „da Capo!“ in die Welt hinauszuschreien, und da erschienen auch richtig nach jeder Neuwahl dieselben Vorsteher als Helden auf der Schaubühne. Diesmal jedoch kam es zu einem Zwiespalt unter den Gemeindevorstehern selber, so daß sie sich in zwei Lager theilten. Ein jedes dieser beiden Lager suchte das zweite zu Falle zu bringen und statt dessen neue Kandidaten in den Vorstand hineinzuwählen. Jede dieser beiden Parteien wieder bildete ein besonderes Wahlcomitee, das mit dem Entwurfe einer Kandidatenliste sich beschäftigte. Da jedes Wahlcomitee in der Regel aus zweihundert Personen besteht und jede von diesen durch die Aussicht, daß neue Vorsteher jetzt hinzukommen müssen, in sich die Ueberzeugung trug, daß sie die einzige auserlesene sei, so entstanden auf einmal vierhundert Prätendenten. Das war aber noch nicht Alles.

Durch das Zerwürfniß in dem Gemeindevorstand war auf einmal der Zauberbann gelöst, von dem die Gemeinde bis jetzt beherrscht war, und diese zerfiel in gar viele Wahlkörper, von welchen jedes Mitglied, mochte es zu den Geringsten des Volkes zählen, gleichsam den Marschallstab im Tornister führte. Das war eine wilde Jagd in der Gemeinde! Wähler existierten nicht mehr, sondern nur Kandidaten und Agitatoren.

Unter den vielen hoffnungsfreudigen Menschen der Gemeinde gab es eine kleine Wählerschaar, die nur mit Furcht und Bangen dem Wahltage entgegensah. Diese waren die Lehrer der jüdischen Gemeindeschule und die anderen Gemeindebeamten, denen wohl das Recht zustand, zu wählen, nicht aber gewählt zu werden. Durch die Zerwürfnisse in der Gemeinde waren sie vor die Entscheidung gestellt, gegen die eine oder die andere Partei Front zu machen, was von nicht unbedeutendem Nachtheil für sie sein mußte, weil sie ja von der Gunst des Gemeinderathes ewig abhängig sind. Dazu noch geschah es, daß an einem jener Tage der Director der Schule von dem Anführer der einen Partei zu sich nach Hause beschieden wurde.

„Sie wissen wohl,“ eröffnete ihm dieser, „daß die Gemeinderathswahlen im Zuge sind!“

„Ja, ich weiß es,“ seufzte der arme Director.

„So werden Sie wahrscheinlich auch wissen,“ fuhr Jener fort, „daß wir uns von den andern Gemeinderäthen losgesagt haben und eine besondere Partei bilden, die eine eigene Kandidatenliste aufgestellt.“

„Auch das weiß ich,“ seufzte noch tiefer der Direktor.

„Nun, wenn Sie das alles wissen“, fuhr der Parteiführer fort, „so brauche ich es Ihnen nicht erst zu sagen, daß nicht allein Ihre Pflicht, sondern auch Ihr Interesse Ihnen gebietet, mit allen Lehrern wie ein Mann für unsere Kandidatenliste zu stimmen, denn wir haben immer die Sache der Schule mit Wärme und Eifer beim Vorstande vertreten. Aller Voraussicht nach werden wir Sieger bleiben. Daß Sie sich uns zu Ihren Feinden machen, ist keineswegs rathsam — Sie verstehen? . . .“

Ob er ihn verstand, der arme Direktor; aber noch an demselben Tage forderte auch noch ein Zweiter von ihm, daß er ihn verstehe, und dieser war der Anführer der zweiten Partei, der in gleicher Weise ihn in einer „dringenden Angelegenheit“ zu sich rufen ließ. Auch er versicherte ihm, daß der Wahltag den Sieg für seine Partei entscheiden werde, und auch er ließ die Drohung leise anklingen, daß, falls die Lehrer nicht blind seiner Parole folgen werden, sie mit ihm und seiner Partei anbinden, und auch er schloß ebenfalls seine Unterredung mit dem vielsagenden: „Sie verstehen?“

Aber diesmal vermochte der arme Direktor eigentlich gar nichts zu verstehen, so konfus fühlte er sich. Er fand keinen andern Ausweg, als alle Lehrer zu einer gemeinsamen Besprechung einzuladen, wie in dieser verzweifelten Lage vorzugehen sei. Da saßen sie um den grünen Tisch, alle die armen Schulmeister; Eduard Dornhelm, der vormals ein Jahr beim Militär gedient, weshalb er stets in Bereitschaft war dreinzuhauen; ferner Moritz Holzerl, ein kleines Männlein, mit blassen, eingefallenen Wangen, das über ewige Kopfschmerzen klagte, auch fehlte nicht Arnold Hasenlaut, den sein eigener Schatten in Schrecken setzen konnte, weshalb er sich immer scheu von Menschen fern hielt, und auch Elias Trachtenberg blieb nicht zurück, ein Mann, der sich stets mit seinen Gedanken und Büchern beschäftigte und

deshalb stets so zerstreut war, daß er selten etwas davon wußte, was man zu ihm sprach.

„Sie wissen wohl, meine Herren,“ eröffnete der Direktor, „Sie wissen wohl, um was es sich handelt — es handelt sich um die Gemeinderathswahlen!“

„Um die Gemeinderathswahlen“, wiederholten alle nach pädagogischer Regel das Endwort, jeder in seiner Weise mit einer eigenen Betonung.

„Gemeinderathswahlen ...“, schleppte sich die verschlafene Stimme Trachtenbergs nach, gleichsam mit Separatzug, weil er erst durch den allgemeinen Ruf zu sich gekommen war.

Jetzt aber war auch seine Aufmerksamkeit angespannt, als der Direktor die traurige Lage schilderte, in welcher sie sich befanden und ihnen mittheilte, daß sowohl der eine, als der andere Parteiführer ihn aufgefordert habe, nur für seine Kandidaten zu stimmen.

Das war ein Anblick zum Erbarmen, wie die armen Schulmeister in diesem Augenblick aussahen. Dornhelm hämmerte mit der Hand kriegeslustig gegen den Tisch; Hölzerl faßte sich beim Kopfe, der ihm vor Schmerz schier in Stücke ging, Hasenlaut war bleich vor Schrecken, und sogar Trachtenberg suchte mit aller Gewalt die Gedanken zusammenzuhalten, um in dieser trostlosen Lage einen Ausgang zu finden.

„Also, meine Herren“, begann er nach längerem Nachsinnen, „wie ich glaube, ist der gute Rath gefunden!“

Alle um den Tisch neigten ihm neugierig die Köpfe zu, während er nach einem wiederholten Räuspern sich anschickte, in der Form einer gelehrten Abhandlung seinen Antrag vorzubringen.

„Wie Sie wissen, meine Herren,“ begann er, „sind alle Geschöpfe den Gesetzen der Natur unterworfen und unter diesen auch jene Säugethiere, die sich Menschen nennen! ...“

„Zur Sache! Zur Sache!“ drängten Alle, wenig geneigt gelehrte Abhandlungen anzuhören.

„Bei allen Thieren“, fuhr er unbekümmert um diese Zurufe weiter fort, „ist daher vorauszusetzen, daß, wenn

eine Störung in ihrem Organismus eintritt, sie in der Ausübung ihrer Funktion verhindert sind ..."

„Das Alles wissen wir lange schon — zur Sache!" fielen ihm alle ungeduldig ins Wort.

„Nun denn", fuhr Trachtenberg fort, „wir armen Lehrer gehören doch unstreitig auch zu jener Gattung von Säugethieren, die sich Menschen nennen — nicht?"

„Wir meinen wenigstens!" stimmten alle Lehrer zu.

„Folglich", führte Trachtenberg aus, „haben wir gleich allen andern Geschöpfen ein Recht, krank zu sein, was uns nicht einmal der Vorstand verwehren kann, der auch in der That, wenn es einmal dazu gekommen ist, nie etwas dagegen gethan hat, uns darin zu stören — ist es nicht so? ..."

„Leider, sehr wahr!" gaben Alle zu.

„Meine Meinung geht also dahin", schloß endlich Trachtenberg, „daß wir alle, wie ein Mann, am Wahltage krank werden und uns dadurch auf glattem Wege der Wahlpflicht entziehen, die uns soviel Verlegenheit bereitet — sind Sie einverstanden?"

„Vollkommen einverstanden!" lautete die einhellige Antwort. — Aber sie machten doch die Rechnung ohne den Wirth, die Herren Pädagogen, denn diesmal war ihnen das Kranksein strengstens vom Gemeinderathe untersagt.

Ob der einmüthige Beschluß der Lehrer von Jemandem verrathen wurde, oder kam es nur durch Zufall, das weiß ich nicht, aber einige Tage später beschied der Führer der einen Partei schon wieder den Direktor der Schule zu sich nach Hause.

„Meinen vielleicht die Lehrer", sagte er, „sich der Abstimmung zu entziehen, so werden wir wissen, was wir davon zu denken haben. Hatten wir doch immer den Muth, frei und offen die Sache der Lehrer gegen allerhand Angriffe zu vertheidigen. Pflicht der Lehrer ist es also, daß auch sie muthig und mannhaft für unsere Kandidaten stimmen, das heißt, wenn sie sich uns nicht zu Feinden machen wollen, denn bei uns gilt die Parole:, ‚Wer nicht für uns, ist gegen uns — Sie verstehen?"

Der arme Direktor strengte sich so sehr den Kopf an, zu verstehen, daß er beinahe ganz daran vergessen hat, den vor Verblüffung weit geöffneten Mund wieder zu schließen. Aber was ihm in dieser Rede nicht ganz deutlich war, erklärte ihm noch an demselben Tage ein Anderer, nämlich der Führer der zweiten Partei, der ebenfalls den Direktor zu sich rufen ließ.

„Ich glaube mit Recht zu vermuthen“, sagte dieser, „daß die Lehrer durch irgend einen Vorwand sich der Ausübung ihres Stimmrechtes entziehen wollen. Damals, als es sich um die Sache der Lehrer handelte, dachten wir nicht daran, zu einem solchen Manöver Zuflucht zu nehmen. Ich kann Sie daher nur versichern, daß, falls die Lehrer nicht für unsere Kandidatenliste stimmen werden, auch wir in fraglichen Fällen ganz anders vorgehen werden, Sie verstehen mich wohl!“

Und diesmal hatte ihn der Direktor so gut verstanden, daß er vor lauter Verstehen beinahe den Verstand verloren hätte . . .

Inzwischen rückte der Wahltag immer näher heran. In den Gassen wird es immer lebendiger; in immer größerer Menge tummeln sich die Agitatoren auf den Straßen. Von den Mauern schreien sich die Plakate beinahe heiser mit ihren grellen Lettern: „Wähler! Wähler!“ Die buntesten Bilder entfalten sich überall: hier bewegt sich ein in zwei Riesentafeln eingepackter Dienstmann, der langsam dahinschreitet, während die beiden an ihm vorn und hinten hängenden Tafeln mit ihren Inschriften laut in die Welt hinausschreien: „Wähler! Wähler!“ Dort wieder zeigt sich Einer hoch zu Roß, der eine Fahne trägt, die in dem Winde weht und sich blähet mit der Inschrift, die wieder nicht anders lautet, als: „Wähler! Wähler!“

Indeß produzirten sich die früheren Vorsteher in der Synagoge, wo sie, wie die Gladiatoren in dem alten Rom, zur Belustigung des großen Publikums sich zerfleischten, und da lautete das Feldgeschrei wieder nicht anders, als: „Wähler! Meine Herren Wähler!“

Wähler und Wähler — gab es denn überhaupt noch Wähler in der Stadt? Es gab nur Kandidaten, und zwar in solcher Menge, daß es einem schwindlig wurde. Die einzigen Wähler waren nur noch die Lehrer und die andern Gemeindebeamten, und auch sie, was hätten sie nicht darum gegeben, wenn sie es nicht wären, wenn sie ihrem Stimmrecht sich entziehen könnten — doch was half ihnen alles Sträuben? Die Parole lautete: „Wer nicht für uns ist, ist gegen uns! . . . “

Als der Wahltag endlich da war, da konnten die armen Lehrer mit Recht von sich sagen, sie seien krank. Eduard Trachtenberg, der in so grausamer Weise aus seiner stillen Gedankenwelt herausgerissen wurde, vermochte an jenem Tage vor lauter Aufregung nicht aus dem Bette zu steigen . . .

Aber die zukünftigen Vorsteher, von denen die Stadt heute wimmelte, gönnten einem nicht einmal das unschuldige Vergnügen, für eigenen Gebrauch ein bischen krank zu sein.

Schon früh morgens klopfte es bei ihm an der Thür — natürlich ein Kandidat, denn wer ist es heute nicht? In der That stand bald vor ihm der in der Stadt bekannte ewige Kandidat, der seit fünfundzwanzig Jahren unverdrossen fortkandidatirt, trotzdem daß jede Neuwahl ihm einen neuen Durchfall bringt. Sein Gesicht verrieth einen schmachtenden Ehrgeiz, von dem breiten Munde angefangen bis zu der in Schweiß gebadeten Nase, die in seinem runden Zifferblattsgesicht sich wie ein großer Zeiger ausnahm, der auf halb blöd' zeigte.

Trachtenberg suchte bei seinem Anblick sich aus den Federn zu machen.

„Aber bleiben Sie nur, mein lieber Herr,“ schmachtete der Kandidat.

„Wenn es nur auch die beiden Parteiführer erlauben wollten“, dachte wehmuthsvoll der arme Trachtenberg.

Der Kandidat räusperte sich unter dessen und begann „Ich bin gekommen, Sie zu bitten —“

„Um meine Stimme“, beeilte sich Trachtenberg zu ergänzen.

„Und woher wissen Sie es, mein lieber Herr?“ fragte der Kandidat verwundert.

„Weil kein Opernsänger der Welt“, erwiederte Trachtenberg in einem Anfall von Galgenhumor, „noch je eine so vielumworbene Stimme gehabt hat, wie ich heute, die man von allen Seiten zu engagiren sucht.“

„Ja, um Ihre Stimme“, gab der ehrbedürftige Mann zu; „denn sehen Sie, es giebt Menschen, die seltene Leidenschaften haben, so zum Beispiel habe ich eine große, mächtige Leidenschaft, Wohlthaten zu üben.“

Trachtenberg hatte gute Lust, ihn sofort darum zu bitten, daß er ihm die Wohlthat erweise und mit seinen Dummheiten nicht zur Last falle, aber dieser Herr Ehrendurst war weit davon entfernt, ihm eine solche Wohlthat zu erweisen.

„Ja,“ fuhr er mit Extase fort, „die Wohlthätigkeit ist mir zum Bedürfniß geworden; ich fühle in mir einen Drang, einen Drang . . .“

Er krümmte sich dabei so erbärmlich, daß Trachtenberg mit ihm Mitleid empfand.

„Und was kann ich dazu thun, um Ihrem Drange abzuhelfen?“ fragte er theilnahmsvoll.

„Mir Ihre Stimme zu geben,“ flehte dieser mit dem ganzen Nachdruck einer unbefriedigten Leidenschaft. „Als Gemeinderath werde ich Mittel haben, Wohlthaten zu üben. Ich schwör's Ihnen bei meiner Seligkeit!“

Ergriffen von der großen Ehrbedürftigkeit dieses Mannes, versicherte ihm Trachtenberg, sein Möglichstes dazu beizutragen, um ihm schleunige Abhilfe zu verschaffen. Mit Hoffnung im Herzen und einem süßlichen Lächeln auf den Lippen verließ der ewige Kandidat das Haus, um seine Wanderung fortzusetzen.

Kaum, daß er das Zimmer verlassen, brauste eine breite Stimme hinein: „Guten Morgen, Bruder!“ und ein pechschwarzer Bart mit der rundlichen Füllung eines wohlgenährten Bauches zeigte sich in dem Rahmen der Thür.

„Mit Dir, Bruder, brauche ich nicht viel zu sprechen“, herrschte er ihn an; „denn Du weißt, daß ich meinem

Freunde erkenntlich bin, und daß ich — " Er ergänzte nicht, aber Bart und Augen sagten das Uebrige.

„Also, Freund, bin ich Deiner Stimme sicher?" schloß er.

„Natürlich!"

„Nun, wir wollen sehen!" Und mit diesem Rufe, in dem eine versteckte Drohung nicht zu verkennen war, verließ er das Zimmer.

Jetzt brachte der Briefträger ganze Stöße von Lokalbriefen, ausgesendet von den verschiedenen Comite's.

Trachtenberg übernahm von ihm die verschiedenen Briefe. Aber auch der Briefträger hatte eine Angelegenheit, er verweilte zögernd an der Thür.

„Ich hätte eine Bitte an Sie", brachte er hervor.

„Was?" fuhr Trachtenberg auf, „Sie kandidiren auch?"

„Was fällt Ihnen ein?" wehrte dieser den Verdacht ab. „Ich zahle ja keine Steuer."

„So ist es ja natürlich, daß, wenn Sie nicht Kandidat sein können, so sind Sie Agitator."

„Auch das nicht, ich bin ja k. k. Postbriefträger — aber ich möchte Sie nur bitten, daß Sie den Herrn N. wählen, er ist mein Verwandter, und wird auch ein sehr guter Kultusvorsteher werden."

„Hm!" machte Trachtenberg, „jetzt verstehe ich schon."

„Nun, werden Sie ihn wählen?"

Trachtenberg hatte schon so viele Versprechungen heute gemacht, auf eine mehr kam es ihm nicht an; er versprach daher auch dies, und der k. k. Nichtagitator verließ befriedigt seine Wohnung.

Und nun kam das Allerärgste, ein Eilbote von dem Anführer der einen Partei mit dem dringenden Auftrage, so schnell als möglich zur Wahlurne zu kommen, und unmittelbar darauf ein Eilbote vom Anführer der zweiten Partei mit demselben stürmischen Verlangen.

Keine Rettung mehr, der Arme überließ sich seinem Schicksal und machte sich auf den Weg. Schließlich vertröstete er sich, sind doch die Abstimmungen geheim, und wer wird dahinter kommen, für wen ich gestimmt habe? Aber es ist

auch nicht unmöglich, überlegte er wieder bald darauf, daß einer oder der andere Anführer dieser beiden Parteien von ihm verlangen würde, daß er ihm vorher die Kandidatenliste zeige, für die er stimmen werde, und wie hilft man sich in diesem Falle? Aber die Noth macht erfinderisch. Er steckte die Liste der einen Partei in die eine Tasche, und die der andern in die zweite; jetzt sollten sie nur kommen und ihn fragen, er werde ihnen schon etwas vormachen. In solchen Nöthen muß man zu den verschiedenen Listen auch eine eigene List mithaben.

So gefeit gegen alle bösen Geister nahm er seinen Weg in das Gemeindehaus. Die ganze Gasse war mit lauter Kandidaten gefüllt, die von allen Seiten ihn bestürmten, nur ja für sie die Stimme abzugeben, so daß der Arme das Gefühl hatte, als laufe er Spießruthen. Doch diese machten ihm weniger Sorgen, weil es beinahe sicher war, daß keiner von ihnen gewählt werde, indem jeder einzelne wohl seinen Namen auf die Liste schrieb, doch in Bezug auf die andern Kandidaten sich jeder einzelne einer der beiden Hauptströmungen anschloß. Da sah Trachtenberg von der Ferne den Anführer der einen Partei entgegenkommen, was ihn plötzlich erblassen machte. Es fiel ihm nämlich erst jetzt ein, daß er bei aller Vorsicht gerade das Wichtigste vergessen habe, sich nämlich genau zu merken, in welcher Tasche jeder der beiden Zettel sich befinde. Dem Armen war es auf einmal heiß und kalt. Was jetzt beginnen? Mechanisch fuhr er mit beiden Händen sich in die Taschen; aber schon nahte wie das Verhängniß der Führer der einen Partei heran, und schon fühlte er die Hand desselben auf seiner Schulter.

„Also, Sie gehen jetzt wählen?“ fragte er.

„Ja, wählen . . . “ tremulirte der Arme und immerfort ruderte die Hand in der Tasche herum.

„Doch sicher meine Kandidaten?“

„Sicher . . . sicher“, zitterte der Arme, während er fort und fort in der Tasche herumwühlte.

„Da sollten Sie mir aber auch Ihren Wahlzettel zeigen, Freundchen“, lächelte der Anführer.

„Den Zettel . . . den Zettel . . . ja bald, bald"; und auf gut Glück machte er einen energischen Griff in eine seiner Taschen; aber in diesen befanden sich nicht blos jene Zettel, denn sie bildeten vielmehr die Gräber verschiedener Alterthümer, die seit alten Zeiten in stiller Vergessenheit dahinwanderten. Und so kamen bei den verschiedenen Ausgrabungen, die er da vornahm, die verschollensten Dinge auf die Oberwelt. Vorerst erschien die Hand mit dem Knochenstück einer gottseligen Novelle, die seit vielen Jahren dort begraben war und sich bereits in einzelne Atome auflöste; dann kamen Ueberreste eines einst gewesenen Zeitungsblattes, dann störte er aus der heiligen Ruhe ein Gedicht auf, das in dem ersten Stadium der Verwesung sich befand, dann verschiedene Notizen und noch viele andere vorsündfluthliche Dinge. Jedesmal, so oft die Hand mit einem neuen Ausgrabungsstück auf die Oberfläche tauchte, machte sich das Zittern um so mehr bemerkbar, von welchem dieselbe ergriffen war. Da ließ Gott ihm zur rechten Zeit Hilfe und Rettung erstehen. Von der Ferne nämlich bemerkte der Führer der zweiten Partei, wie ihn der der ersten für sich zu gewinnen suchte, und um das rechtzeitig zu verhindern, eilte er auf ihn zu. Bei jenem Erscheinen fühlte sich Trachtenberg wie von einem Alpdruck befreit und trug den Kadaver irgend eines Schriftstückes, den er noch in der Hand hielt, wieder in die selige Ruhe zurück. Da keiner der Anführer das Feld dem zweiten überlassen wollte, so führten sie Beide, wie unter Eskorte den armen Trachtenberg bis an die Thür des Wahllokals. Hier mußte er sich noch zum Abschiede von einem Jeden einen tüchtigen Puff gefallen lassen, der ihn leise daran mahnen sollte, ja keinen anderen Kandidaten zu wählen und sein Versprechen zu halten. Damit aber nahmen auch seine Leiden ein Ende, denn nach dieser letzten Ermahnung überließen sie ihn seinem Schicksal.

Enthoben der scharfen Kontrole beider Parteigänger, gewann Trachtenberg nun Zeit, beide Wahllisten herauszusuchen, und damit er weder gegen die eine noch gegen die andere Partei verstoße, wattirte er die eine Wahlliste mit der zweiten und warf sie so in die Wahlurne hinein.

Bis in die späte Nacht hinein ging es heiß und stürmisch beim Wahlkampf zu. Die Agitatoren liefen wie besessen in den Gassen umher. Die Dienstmänner verschwanden beinahe ganz unter einem Berg von Kandidatenlisten, den sie mit sich herumtrugen. Alle paar Minuten brachte ein Wagen eine Ladung Wähler, die man in den entlegensten Winkeln der Stadt um gutes Geld aufgelesen hatte.

Gegen Mitternacht erst ließ sich aus dem Gemeindehause ein helles Jauchzen vernehmen. Das Skrutinium entschied den Sieg für die eine Partei.

Ach, wie viel gebrochene Herzen! Wie viel getäuschte Hoffnungen: Herr Ehrdurst krümmte sich zu Hause unter rasenden Schmerzen, die ihm sein unbefriedigter Drang verursachte, und Herr Schreivogel wieder knirschte mit den Zähnen und zerwühlte sich den Bart.

Unterdessen vergaßen die Sieger in ihrem Freudenrausch auch nicht die Lehrer.

„Diese Schulmeister“, sagte nämlich ihr Parteiführer; „haben uns nicht schlecht betrogen, aber wir haben auch ohne ihre Hilfe den Sieg erfochten. Ich habe es ja auch bald durchschaut, daß sie sich mit unseren Feinden zusammengethan haben. Um so besser! Jetzt sollen sie aber unsere Hand fühlen, diese Schulmeister, die unser Brod essen!“

In einem anderen Hause wieder saßen fünf bis sechs Männer, die Spitzen der besiegten Partei, die in stiller Trauer ihren Durchfall beweinten; aber auch sie vergaßen in ihrem tiefen Schmerze nicht der Lehrer.

„Hat uns dieses Lehrergesindel betrogen!“ knirschte einer von ihnen. „Ich hatte bald die Ahnung, daß sie uns hintergehen; sie sollen unsern Zorn aber noch einmal fühlen, wenn w i r wieder ans Ruder gelangen!“



Der große Brand.

Schilderungen von Nathan Samuely.*)

Nun liegt es vor mir, ein Trümmerhaufen, mein herzliebes Stryi, meine Geburtsstadt, mit der ich durch tausend Fäden verknüpft bin, in der ich die schönsten Jahre meiner Kindheit verlebt habe, wo die Gebeine aller derer ruhen, die mir so theuer waren, die Stätte, wo ich so viel gelacht und geweint, wo ich die Eindrücke empfangen, die mich bis zu meiner letzten Stunde begleiten werden und die wie Zauberflämmchen aus einer verklärten Welt vor mir auftauchen! Nun liegt dieses mir so theure Stryj mit seinen Thürmchen, seinen uralten Synagogen, Kirchen und seinen niedlichen, im Schweizerstil gebauten Häuschen, die des Sommers aus Rosenwäldchen und buschigem Laube hervorlauschen, — es liegt vor mir, eine große, rauchende Ruine. Und die Bewohner, die lieben, guten Leute, ehrlich, wacker, handelsbeflissen, die durch ihre redliche Arbeit Vermögen erworben, die vor erst einer Stunde von Glück geträumt, sie sind jetzt Bettler, beraubt ihrer letzten Habe, viele von ihnen beraubt ihrer Frauen und Kinder, die unter dem Schutte als verkohlte Leiche liegen. —

Es ist schrecklich zu denken, — diese ganze furchtbare Katastrophe ist das Werk einer einzigen Stunde.... Und Verwüstung! Es war am Samstag, 1886 April, in der ersten Nachmittagsstunde. Ich war in Stryj zu Gast, wo ich so gern in der Erinnerung, die an jede Scholle gebannt ist nochmals meine Kindesjahre durchlebte. Im Kreise von

*) Geschrieben am 28 April 1886, zwei Tage nach dem großen Brand in Stryi.

Verwandten und Bekannten befand ich mich im Hause meiner Großmutter, wo ich einst das Licht der Welt erblickte. Die Wohnung besteht aus einer Flucht weiter, herrlicher Gemächer, mit reich tapetirten Wänden, jede von einem großen, goldumrahmten Spiegel zur Hälfte bedeckt. Alles, was Geschmack und Reichthum bietet, füllt hier die Räume: Spiegelschränke voll Kostbarkeiten, Sammet- und Seidegarnituren, im Renaissancestil, silberne Wanduhren, die jede neue Stunde mit klingendem Spiele ankündigten, Kronleuchter, Krystallhängelampen — wohin nur das Auge schaut, Pracht und Comfort. Aber noch erinnere ich mich der Zeit — ungefähr dreißig Jahre sind dahin — daß es hier ganz anders aussah. Die Wände waren kahl und uneben, die Zimmerdecke bestand aus kreuz und quer gelegten Balken und die Einrichtung — ein plumper Eichentisch von rohgezimmerten Bänken umringt, dazu eine kleine Oellampe, ein grünangestrichener Wäscheschrank, eine buntbemalte Kiste, und einige Zinkgefäße, das war Alles. Da brach just im Jahre 1857 mitten in der Nacht ein verheerendes Feuer aus und äscherte fast alle Häuser der Stadt ein, meistens kleine, ärmliche Lehmhütten und auch dieses, damals hier größte, war ein Raub der Flammen geworden. Dazumal aber begann ein neuer Geist sich zu regen. Man sprach allgemein von großen, gewaltigen Wagen, die ohne Pferde die Welt durchkreisen, von einem elektrischen Draht, mittelst welchem man von einer Weltecke zur anderen spricht, und siehe, bevor ein halbes Jahr um war, erhoben sich nach und nach, wie ein Phönix aus der Asche, neue Prachtbauten, die dicht und immer dichter sich an einander reihten, und auch hier entstand aus dem Schutte ein neuer Prachtbau mit Façaden, Dachthürmchen und schönen, herrlichen Gemächern, in welche Pracht und Herrlichkeit einzog. „Was Gott thut, das ist wohlgethan," pflegte immer mein strenggläubiger Großvater zu sagen. „Auch dieser Brand, den Gott über die Stadt geschickt, ist ein Segen und kein Fluch!"

Das war die zweite Epoche, die ich in dieser meiner Geburtsstadt mitangesehen habe. Dreißig Jahre sind seither vorüber!

Jetzt sitze ich wieder zu Gast in meinem Elternhause, umgeben von Jugendgenossen, im trauten Gespräche und in beseligender Stimmung. In allen anderen Häusern, auch in den ärmsten, herrscht wohl heute dieselbe Gemüthlichkeit, denn der liebe Frühling, das schöne Peßachfest, soll ja in zwei Tagen einziehen. All die Häuschen sind zu Ehren dieses Gastes spiegelblank aufgeputzt, gescheuert, gesäubert und weißübertüncht. Durch alle Fenster sieht man das saftige, sprießende Grün des jungen Lenzes, und wie hier, tanzt wohl überall der schäkernde Sonnenstrahl und glitzert und hüpft und lacht, daß einem das arme Herz voll wird, als hätte ein Stück Sonne sich hinein verirrt . . .

Doch horch, mitten in unsere beseeligende Stimmung tönt in diesem Augenblick vom Stadtthurme ein unheimlicher Kling-Klang hinein — was bedeutet das?

Einer aus der Gesellschaft verläßt das Zimmer, um nachzusehen

„Am äußersten Ende der Stadt", rapportirte er, bald wieder ins Zimmer tretend, „brennt irgend wo ein Bauernschuppen, — für die weite Umgebung ist keine Gefahr vorhanden, nur ist es auf einmal sehr windig geworden!"

Aber der dumpfe Klang läßt nicht nach, ja, er wird von Minute zu Minute immer lauter und unheimlicher. Länger duldete es uns nicht im Zimmer, wir drängten hinaus.

In der Gasse ist es inzwischen rege geworden, der Ringplatz füllt sich immer mehr mit Menschen.

Im weiten Umkreis jedoch ist keine Spur von Feuer zu sehen; aber der Wind pfeift und heult über die Straßen und treibt wilde Staubwolken auf, daß sich einem eine Blende vor die Augen legt. Siehe, da plötzlich schießt es wie eine Feuerrakete durch die Luft, und bevor man es sich versieht, steht an der Ecke des Ringplatzes ein Haus in helllodernden Flammen. Die Windsbraut bläßt und facht und treibt die Flammen hin und her, das aus derselben Millionen Sterne emporfliegen, die sich nach verschiedenen Richtungen zerstreuen, und schon flackern auf hundert Häusern die Dächer, daß es knarrt und kracht, während ein dichter Qualm, die Augen blendend, zum flammenden Himmel empor-

steigt. Ich eile zurück dem Hause zu, das ich erst vor einem Augenblicke verlassen, aber o weh, aus den Fenstern speit ein Höllenfeuer heraus, und durch alle Ritzen und Thüren ergießen sich, wie Lavaströme, wildentfesselte Flammen.

Das Geheul, das Gebrüll der verzweifelten Menge vermengt sich mit dem Gezisch und dem Gerassel der gefräßigen Furie des Elements, die mit gieriger Zunge um sich leckt und alles verzehrt . . .

Seit einigen Minuten hört man kein Sturmgeläut mehr — der Stadtthurm ist vom Feuer ergriffen . . . Der hohe Thurm der Kirche flammt, eine wüste Fackel, zum Himmel hinauf. Durch alle Thüren und Fenster lohet es wild hervor . . . Mit donnerndem Gekrach stürzt der vom Feuer durchfressene Stadtthurm zu Boden. Ein Holzstoß in der Nähe geräth in Flammen . . .

Inzwischen tanzt zerstörungslustig das wilde Element über die Dächer der Ringhäuser und der Nebengassen hin und wächst und schwillt ein furchtbarer Riese zu den Wolken empor.

„Rettung! Um des allbarmherzigen Gottes willen, Rettung! Rettung!“

Umsonst, Ihr Unglücklichen, Euer Schreien — hier gibt es keine Löschmannschaft. Dort, gespannt an einen faulen Gaul, schleppt sich langsam die bereits vermoderte Stadtspritze . . . Endlich steht sie vor einem der brennenden Häuser, doch ehe sie einen Wassertropfen hervorbringt, erfaßt sie die Riesenflamme und im Nu ist sie selber ein verglimmender Aschenhaufen . . .

„Erbarmen! Erbarmen, Rettung! Um des Himmels willen, Rettung!“

Sie stürzen, die Verzweifelten, jeder mit einer Kanne zum Brunnen, doch das furchtbare Element war vorsichtiger als sie. — Es hat bereits früher das Gehäuse eines jeden Brunnens mit wüthender Gewalt erfaßt, auch ist von einem Wassereimer nirgends mehr eine Spur zu sehen.

„Erbarmen! Erbarmen! Rettung!“ Dort stürzt ein junges Mädchen mit einem weißen Federbett auf dem Kopfe aus einem brennenden Hause. — Im Nu sieht man kein

weißes Federbett mehr, sondern eine wirbelnde Flamme, die heulend sich auf dem Boden herumwälzt und verglimmt.

„Rettung! Um des Himmels willen, Rettung!“

Eine Frau mit aufgelösten Haaren und fliegenden Kleidern, eine Rasende, stürzt sich heulend in das bereits brennende Haus, ihre beiden Kinder sind dort zurückgeblieben.

Die verwirrte Menge rennt durcheinander, jeder mit sich etwas forttragend. Manche retten unnütze Dinge, die sie in ihrem Wahn für Schätze halten. Der eine hält mit beiden Händen ein Stückchen Brett fest, ein zweiter einen zerrissenen Pantoffel und ein dritter ein zerbrochenes Thongefäß, und rennen besessen die Straße herunter, schreiend und wehjammernd — wohin? Sie wissen es selber nicht.

Die Kerkerthüren sind geöffnet — alle Strolche der Stadt gewinnen Freiheit.

Es giebt Schlachthyänen — es giebt auch Brandhyänen. Dort rennt eines aus einem in Brand gerathenen Hause — plötzlich fährt ein wuchtiger, betäubender Schlag ihm vor die Augen, und in demselben Augenblick war Uhr und Geldbörse — sein einziges Hab und Gut — ihm aus den Taschen verschwunden.

Eine Frau trägt mit sich eine Kiste mit Silber. Kaum hat sie mit derselben ein paar Schritte gethan, wirft sie eine unbekannte Hand zu Boden, und als sie sich aufrafft, war von der Kiste keine Spur mehr.

„Wer war es? . . .“ Um sie wogt und brandet es, eine verzweifelte, dahinstürzende Menschenmenge.

Der Wind rast, pfeift und heult eine wüste Musik und das wilde Element tanzt toll über Dächer, Thürme und Synagogenkuppel.

Wohin laufen? Wohin sich retten?

In allen Straßen, von allen Dächern lodern die Flammen hoch empor — es brennt der Himmel, die Luft, die Erde. Alle Düngerhaufen bilden Feuerhügel, die wie Vulkane verheerende Gluthen ausströmen.

Wie eine reißende Lawine wälzt sich die brausende Menge dahin. Brennende Trümmerstücke, Asche, Akten fliegen wie Sturmvögel in der Luft . . .

Es ist die zweite Mittagsstunde. Die Sonne liegt unter dichten Wolken versteckt, als wolle sie das scheußliche Schauspiel nicht länger ansehen, — der Mond tritt an dem verfinsterten Himmel hervor, voll und ganz, ein gespenstiges Aug', das Oben auf das riesengroße Elend der armen Menschenkinder herabsieht.

Es ist wieder Windesstille. Die wilde Bestie des Elementes hat ausgetobt. Sie hat heißhungrig Alles verschlungen, was zu verschlingen war. Wie von der großen Arbeit erschöpft, kauert sie dort sattgefressen zwischen Ruinen und Trümmern und verzehrt schnaubend die letzten Ueberreste, die sie sich zum Dessert zurückgelassen.

Welch ein erstickender Dampf, welch penetranter Geruch von siedendem Zink, Messing, Zucker und verzehrten Menschenknochen . . . Die Stadt, so weit das Auge sehen kann, liegt da, eine rauchende, dampfende Ruine. — In kaum einer Stunde hat das wüthende Element sein großes Zerstörungswerk vollbracht.

O, die armen, die unglücklichen, die jammervollen Menschen!

Vor seinem in Schutt verwandelten Hause steht dort Einer. In seinem Gesichte ist ein Zug von Trost zu lesen. Wenn auch sein Herd verbrannt ist, — seine Familie ist gerettet, und auch sein großes, schwer erworbenes Vermögen, es liegt dort wohlbewahrt in dem Kassekasten, den er getrost mitten in den Flammen zurückgelassen — er ist ja feuerfest. Jetzt hat er ihn vor sich. Er versucht ihn zu öffnen; doch es geht schwer, das Schloß hat sich verschoben. Doch kaum hat er es geöffnet, da taumelt er erblaßt zurück, — es dampft ihm Angebranntes entgegen, und o Entsetzen — Juwelen, Schmucksachen, Werthpapiere, hunderte und tausende von Banknoten, Alles verkohlt, fliegt als Asche empor.

Dort wieder rast ein Mann durch die Straßen, er stürzt von einem zum andern mit der hastigen Frage: „Mein Weib, meine beiden Kinder, haben Sie sie nicht gesehen?“ Niemand antwortet ihm, jeder ist mit sich beschäftigt. Und immer weiter stürmt er, immer hastiger und verzweifelter: „Mein Weib, meine beiden Kinder, wo findet man

sie?" O, der Ungeduldige! Man wird sie ja schon finden, — wenn man nur anfinge, den Schutt aufzurühren. — Vor einem Hause liegt eine Frau todt. Sie ist, unbeachtet von den andern auf der Gasse vor Entsetzen vom Schlage gerührt worden . . .

Vor dem verbrannten Hospitale liegen auf Betten die Kranken, die man beim Beginne des Brandes herausgerettet. Einige von ihnen rühren sich nicht mehr. Der Schreck hat ihren schwachen Lebensfaden zerrissen.

Die Menge rennt noch immer, sie weiß nicht wohin — sie rennt über verkohlte Leichen, die auf der Straße liegen — doch wer hat Zeit, sich darum zu kümmern?

Durch die verwüstete Stadt ertönt in diesem Augenblick ein schriller Pfiff der Locomotive. Der Eisenbahnzug ist soeben angelangt und mit ihm Rettung — von der Nachbarstadt dreißig Löschmänner, versehen mit Spritzschläuchen, Strickleitern und andern Rettungsrequisiten . . . Etwas zu spät, meine guten Herren, das ungeduldige Element hat auf Euch nicht warten wollen, es ist inzwischen mit seinem großen Zerstörungswerke fertig geworden. Aber einige Minuten später dampft wieder ein Zug ab und mit ihm vollbepackt ein unheimliches, wüstes Gesindel, die Brandhyänen, auch sie sind fertig.

Die Nacht bricht jäh heran, düster, schwarz, doch lange nicht so düster und schwarz, wie es da unten in den Herzen der armen Menschenkinder aussieht. Da stehen sie in dichten Haufen die jammervollen Geschöpfe, die erst heute von Glück geträumt — Greise, Jünglinge Männer und Frauen. — Mütter mit Säuglingen an der Brust, alle verbannt von ihrem Herde, der zu einem Aschenhaufen geworden, alle entblößt ihres Vermögens, ihrer Kleider, ihrer Hoffnungen, alle ausgesetzt der Noth, dem Hunger, dem kalten Nachtwind. — Was werden sie jetzt anfangen, die armen Obdachlosen? Müssen diese Kinder, diese armen, unschuldigen Würmchen in Noth und Elend verkommen?

Ich irrte zwischen den rauchenden Ruinen umher und nun stehe ich wieder vor dem Elternhaus, wo ich erst heute so beseligende Stunden verlebt. Es ist eine Ruine. Aus

dem Schutte glimmte es flimmernd hervor wie Augen einer tückischen Schlange. Durch die verbrannten Oeffnungen, welche einst Fenster gewesen, starrt Grausen und Entsetzen. Alles was ich hier seit meiner Kindheit verlebt, zieht nochmals an mir vorüber, alles Heitere und Traurige. Hier habe ich meine Eltern glücklich gesehen, hier sah ich sie auch sterben. Viele meiner Lieben verlobten, heiratheten hier, hier lachten, hier weinten sie — wie ich erblickten viele von ihnen hier das Licht der Welt und wie manches theure Aug' sah ich schon hier im Tode brechen! Und dieses Haus selber, ich sah es schon einmal in Trümmern, ich sah es dann wieder erblühen, erstehen. — Jetzt liegt es wieder vor mir, ein Schutthaufen, eine Ruine. — —

O, du liebes theures Elternhaus, bist du jetzt schon dem Sterben geweihet oder kommt noch über dich eine neue, eine zweite Verjüngungsepoche?!



Druck von Bendix & Huhn in Magdeburg.




F
22.629